Leopold von Ranke

Männer und Zeiten der Weltgeschichte

Dritter Band.





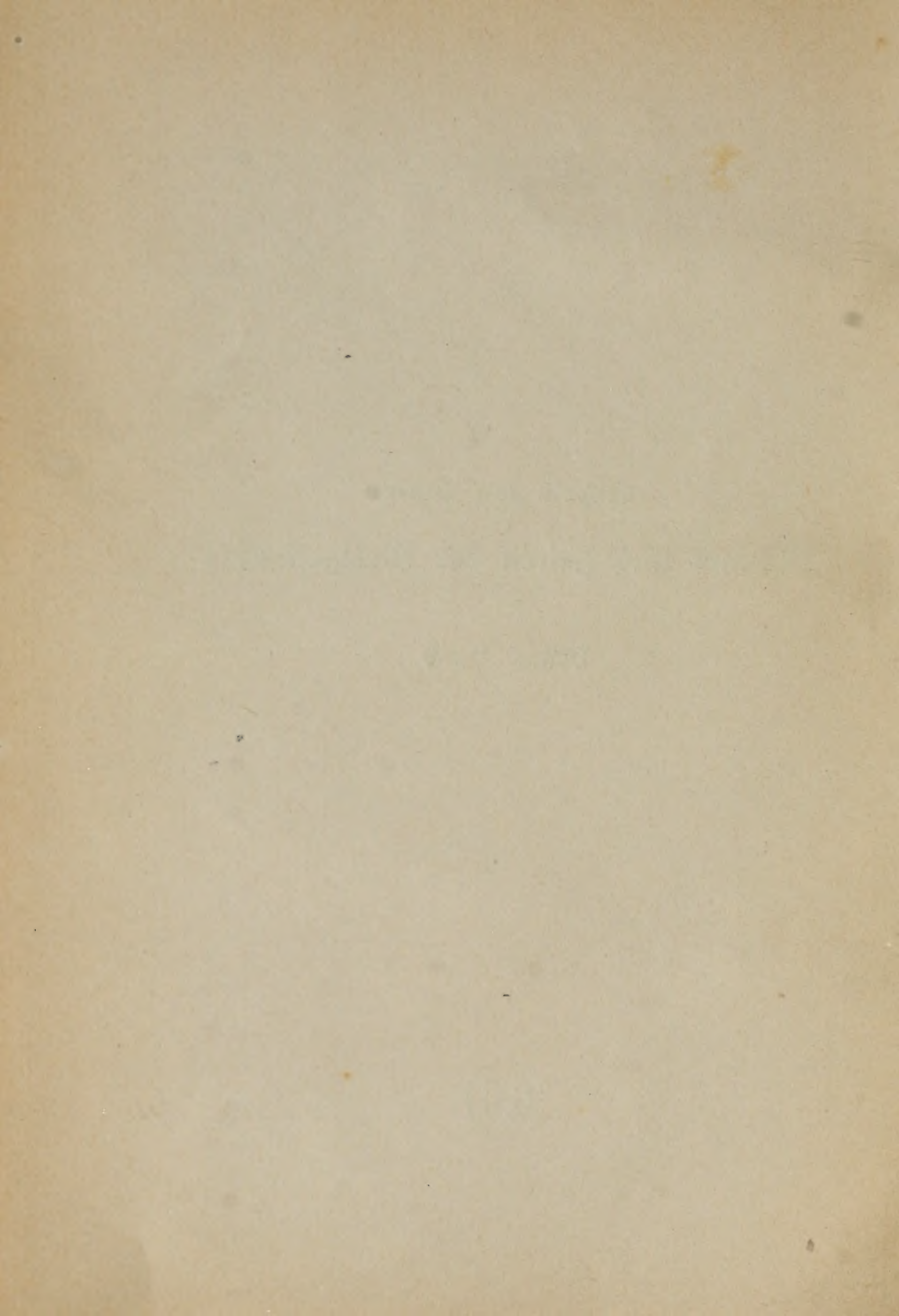


Leopold von Ranke

Männer und Zeiten der Weltgeschichte

Dritter Band

G.C.



Männer und Zeiten der Weltgeschichte

Eine Auswahl aus den Werken von

Leopold von Ranke

Eingeleitet und herausgegeben
von Dr. Rudolf Schulze

Dritter Band.

Deutscher Aufstieg 1740—1871

(Sechstes bis zehntes Tausend)



Köln

Verlag und Druck von J. P. Bachem



Verlagsnummer 1303
(seit 1900)

Inhaltsverzeichnis

E. Das Zeitalter der Verfassungs- und Einigungskämpfe, 1815—1871.





A. Die großen Mächte (1640—1830) [1].

Mit Untersuchungen und Lesen verhält es sich nicht anders als mit den Wahrnehmungen einer Reise, ja mit den Ereignissen des Lebens selbst. So sehr uns das Einzelne anziehen und fördern mag, indem wir es genießen, so tritt es doch mit der Zeit in den Hintergrund zurück, verwischt sich, verschwindet; nur die großen Eindrücke, die wir auf einer oder der anderen Stelle empfingen, die Gesamtanschauungen, die sich uns unwillkürlich oder durch besonders aufmerksame Beobachtung ergaben, bleiben übrig und vermehren den Gesamtbetrag unseres geistigen Besitzes. Die vornehmsten Augenblicke des genossenen Daseins treten in der Erinnerung zusammen und machen ihren lebendigen Inhalt aus.

Gewiß tut man wohl, nach dem Lesen eines bedeutenden Werkes sich seine Ergebnisse, soweit man es vermag, abgesondert vorzulegen, die wichtigeren Stellen noch einmal zu übersehen; es ist ratsam, zuweilen das Endergebnis einer mehrere Werke umfassenden Untersuchung zu ziehen. Ich gehe weiter und lade den Leser ein, sich die Ergebnisse eines langen geschichtlichen Zeitabschnittes, der nur durch mannigfaltige Bemühungen kennen zu lernen ist — der letzten anderthalb Jahrhunderte — einmal im Zusammenhange zu vergegenwärtigen.

Ohne Zweifel hat in der Geschichte auch die Anschauung eines einzelnen Augenblicks in seiner Wahrheit, der besonderen Entwicklung an und für sich einen unschätzbaren Wert; das Besondere trägt ein Allgemeines in sich. Allein niemals läßt sich doch die Forderung abweisen, vom freien Standpunkte aus das Ganze zu überschauen; auch strebt jedermann auf die eine oder andere Weise dahin; aus der Mannigfaltigkeit der einzelnen Wahrnehmungen ergibt sich uns unwillkürlich eine Ansicht ihrer Einheit. Nur ist es schwer, eine solche

auf wenigen Blättern mit gehöriger Rechtfertigung und einiger Hoffnung auf Beistimmung mitzuteilen. Ich will mich jedoch einmal daran wagen....

1. Die Zeit Ludwigs XIV.

Gehen wir davon aus, daß man in dem 16. Jahrhundert die Freiheit von Europa in dem Gegensatze und dem Gleichgewicht zwischen Spanien und Frankreich sah. Von dem einen überwältigt, fand man eine Zuflucht bei dem anderen. Daß Frankreich eine Zeitlang durch innere Kriege geschwächt und zerrüttet war, erschien als ein allgemeines Unglück; wenn man dann Heinrich IV.[2]) so lebhaft begrüßte, so geschah dies nicht allein, weil er dem gesetzlosen Zustande in Frankreich ein Ende machte, sondern hauptsächlich, weil er eben dadurch der Wiederhersteller einer gesicherten europäischen Ordnung der Dinge wurde.

Es ereignete sich aber, daß Frankreich, indem es dem Nebenbuhler allenthalben, in den Niederlanden, in Italien, auf der Halbinsel die gefährlichsten Schläge beibrachte und dessen Verbündete in Deutschland besiegte, hierdurch selber ein Uebergewicht an sich riß, größer als es in dem Höhepunkte seiner Macht besessen hatte.

Man vergegenwärtige sich den Zustand von Europa, wie er um das Jahr 1680 war! Frankreich, so sehr dazu geeignet, so lange schon gewohnt, Europa in Gärung zu erhalten, unter einem Könige, der es vollkommen verstand, der Fürst dieses Landes zu sein, dem sein Adel, nach langer Widerspenstigkeit endlich unterworfen, mit gleichem Eifer am Hof und in dem Heere diente, mit dem sich seine Geistlichkeit wider den Papst verbündet hatte — einmütiger, mächtiger als jemals vorher.

Um das Machtverhältnis einigermaßen zu überblicken, braucht man sich nur zu erinnern, daß zu der nämlichen Zeit, als der Kaiser seine beiden ersten stehenden Regimenter, Fußvolk und Panzerreiter, errichtete, Ludwig XIV. im Frieden bereits 100 000 Mann in seinen Standorten und 14 000 Mann Garde hielt; daß, während die englische Kriegsflotte in den letzten Jahren Karls II. (1660—1685)

immer mehr verfiel (sie hatte im Jahre 1678 83 Schiffe gezählt), die französische im Jahre 1681 auf 96 Linienschiffe vom ersten und zweiten Range, 42 Fregatten, 36 Feluken[3]) und ebenso viele Brander gebracht ward. Die Truppen Ludwigs XIV. waren die geübtesten, krieggewohntesten, die man kannte, seine Schiffe sehr wohl gebaut; kein anderer Fürst besaß zum Angriff wie zur Verteidigung so wohlbefestigte Grenzen.

Nicht allein aber durch die soldatische Heeresmacht, sondern noch mehr durch Staatskunst und Bündnisse war es den Franzosen gelungen, die Spanier zu überwältigen. Die Verhältnisse, in welche sie dadurch gelangt waren, bildeten sie zu einer Art von Oberherrschaft aus.

Betrachten wir zuerst den Norden und Osten! Im Jahre 1674 unternahm Schweden einen gefährlichen Krieg; ohne Vorbereitung, ohne Geld, ohne rechten Anlaß, nur auf das Wort von Frankreich und im Vertrauen auf dessen Beihilfen. Die Erhebung Johann Sobieskis zur polnischen Krone ward in einem amtlichen Blatte als ein Sieg Ludwigs XIV. angekündigt; König und Königin waren lange im französischen Belange. Von Polen aus unterstützte man, wenn es über Wien nicht mehr möglich war, die ungarischen Mißvergnügten; die Franzosen vermittelten deren Verbindung mit den Türken; denn auf den Divan[4]) übten sie ihren alten, durch die gewöhnlichen Mittel erhaltenen Einfluß ohne Störung. Es war alles e i n Plan. Eine vorzügliche Rücksicht der französischen Staatskunst bestand darin, den Frieden zwischen Polen und Türken zu erhalten, dazu wurde selbst der Tatarenchan angegangen. Eine andere war, Schweden von den Russen nicht mit Krieg überziehen zu lassen. Kaum machten, sagt Contarini 1681, die Moskowiter Miene, Schweden anzugreifen, das mit Frankreich verbündet ist, so drohten die Türken, mit Heeresmacht in das Land des Zaren einzufallen. Genug, Krieg und Frieden dieser entfernten Gegenden hing von Frankreich ab.

Man weiß, wie unmittelbar, hauptsächlich durch Schweden, der nämliche Plan Deutschland berührte. Aber auch ohne dies war unser Vaterland entzweit und geschwächt. Bayern und Pfalz waren durch Heiratsverbindungen an den französischen Hof geknüpft, und fast alle übrigen Fürsten nahmen zu einer oder der anderen Zeit Hülfsgelder;

der Kurfürst von Köln überlieferte vermöge einer förmlichen Abmachung, die er durch verschiedene Scheinverträge verheimlichte, seine Festung Neuß an eine französische Besatzung.

Auch in dem mittleren und südlichen Europa war es nicht viel anders. Die Schweizer dienten zuweilen, über 20 000 Mann stark, in den französischen Heeren, und von der Unabhängigkeit ihrer Tagsatzungen war bei so starkem öffentlichen, noch stärkerem geheimen Einfluß nicht mehr viel zu rühmen. Um sich Italien offen zu erhalten, hatte Richelieu [5]) Pinardo genommen. Noch wichtiger ist Casale, durch welches Mailand und Genua unmittelbar bedroht werden. Jedermann sah, welche Gefahr es wäre, wenn auch dieser Platz in französische Hände komme; jedoch wagte kein Mensch sich der Unterhandlung, die Ludwig XIV. mit dem Herzoge von Mantua darüber pflog, obwohl sie lange genug dauerte, ernstlich zu widersetzen, und endlich rückte eine französische Besatzung daselbst ein. Wie der Herzog von Mantua waren auch die übrigen italienischen Fürsten großenteils in der Pflicht von Frankreich. Die Herzogin von Savoyen und jenseits der Pyrenäen die Königin von Portugal waren Französinnen. Der Kardinal d'Estrées hatte über die eine wie die andere so unzweifelhafte Gewalt, daß man gesagt hat, er beherrsche sie selbstherrlich; durch sie die Länder.

Sollte man aber glauben, daß Frankreich indes selbst auf seine Gegner vom Hause Oesterreich, im Kampf mit denen es eben seine vorherrschende Gewalt erworben hatte, einen entschiedenen Einfluß erwarb? Es verstand die spanische und die deutsche Linie zu trennen. Der junge König von Spanien vermählte sich mit einer französischen Prinzessin, und gar bald zeigte sich dann die Wirksamkeit des Botschafters von Frankreich auch in den inneren Angelegenheiten von Spanien. Der bedeutendste Mann, den dieses Land damals hatte, der zweite Don Juan d'Austria, ward, soviel ich finde, durch die Franzosen in den üblen Ruf gebracht, in dem er starb. Aber auch zu Wien selbst, mitten im Kriege, wußten sie, wiewohl bloß insgeheim, Fuß zu fassen. Nur unter einer solchen Voraussetzung wenigstens glaubte man die Schwankungen des dortigen Geheimen Rates begreifen zu können. Die Anordnungen des Hofkriegsrats waren, wie

Montecucculi klagte, früher zu Versailles bekannt, als in dem eigenen Hauptquartier.

Bei diesem Zustande der Dinge hätte wohl vor allen europäischen Staaten England den Beruf gehabt, wie es auch eigentlich allein die Kraft dazu besaß, sich den Franzosen zu widersetzen. Aber man weiß, durch welche sonderbare Vereinigung der mannigfaltigsten Beweggründe der Staatskunst und der Liebe, der Ueppigkeit und der Religion, der Belangen und der Ränke Karl II. [6]) an Ludwig XIV. gebunden war. Für den König von Frankreich waren diese Bande jedoch noch nicht fest genug. In dem nämlichen Augenblicke ließ er sich angelegen sein, auch die wichtigsten Mitglieder des Parlaments an sich zu ziehen. So unabhängig, so freistaatlich gesinnt sie waren, so brauchte er doch nur die nämlichen Mittel anzuwenden. „Die Gründe," sagt der französische Gesandte Barrillon von einem dieser, „die Gründe, die ich ihm anführte, überzeugten ihn nicht; aber das Geld, das ich ihm gab, das machte ihn sicher." Hierdurch erst bekam Ludwig XIV. England in seine Gewalt. Hätte der König sich von ihm entfernt, so würde er Widerstand im Parlament gefunden haben; sobald das Parlament dem völkischen Widerwillen gegen die Franzosen Raum gab, stellte sich der König entgegen; Ludwigs Staatskunst war, und Barrillon sagt ausdrücklich, es liege ihm am Herzen, eine Vereinigung der Engländer, eine Aussöhnung zwischen König und Parlament zu verhindern. Nur allzu wohl gelang es ihm; die englische Macht war hierdurch völlig unwirksam gemacht.

Und so war allerdings Europa den Franzosen gegenüber entzweit und kraftlos, ohne Herz, wie ein Venezianer sagt, und ohne Galle. Welch ein Zustand der allgemeinen Staatskunst, daß man es duldete, als Ludwig auf den Antrag einer seiner Parlamentsräte zu Metz jene Reunionskammern einrichtete, vor die er mächtige Fürsten beschied, um über ihre Rechte an Land und Leuten durch Staatsverträge gewährleistet, wie über Einzelrechte von seinen Gerichten entscheiden zu lassen. Welch ein Zustand des Deutschen Reiches, daß es sich Straßburg so gewaltsam, so wider die Natur der Dinge entreißen ließ [7]). Man erlaube mir, anzuführen, wie ein Fremder lange nachher die Eroberung des Elsasses bezeichnet. „Wenn man die Geschichte davon liest," sagt Young in einer Reisebeschreibung, „so macht

sie einen so tiefen Eindruck nicht. Daß ich aber, aus Frankreich kommend, über hohe Gebirge mußte und dann in eine Ebene hinabstieg, in der ein von den Franzosen in Sitte, Sprache und Abstammung ganz unterschiedenes Volk wohnt, das machte mir Eindruck." Und eine solche Beleidigung nahm Deutschland hin und schloß darüber einen Stillstand.

Was gab es da noch, was sich Ludwig XIV. nicht hätte erlauben sollen? Ich will nicht dabei verweilen, wie er Genua mißhandelte, wie er seinen Gesandten dem Papst zum Trotz mit einer bewaffneten Macht in Rom einrücken ließ; erinnern wir uns nur, wie er selbst seiner Freunde nicht schonte. Er nahm Zweibrücken in Besitz, obwohl es seinem alten Bundesgenossen, dem Könige von Schweden gehörte; sein Admiral beschoß Chios, weil sich tripolitanische Seeräuber dahin geflüchtet, obgleich die Türken seine Verbündeten waren; einiger Festen, die der englischen Gesellschaft der Hudsonsbai gehörten, bemächtigte er sich mitten im Frieden während des besten Einverständnisses. Jener Königin von Polen versagte Ludwig XIV. eine geringfügige Genugtuung ihres Ehrgeizes. Nachdem er sich Freunde gemacht, durch Geld oder Unterstützung, liebt er es, sie zu vernachlässigen, sei es, um ihnen zu beweisen, daß er sie im Grunde doch nicht brauche, oder in der Ueberzeugung, die Furcht vor seinem Unwillen allein werde sie in Pflicht halten. In jeder Unterhandlung will er dies sein Uebergewicht fühlen lassen. Von einem seiner auswärtigen Minister sagt er selbst: „Ich habe ihn entfernen müssen; denn allem, was durch seine Hand ging, gebrach es an der Großartigkeit und Kraft, welche man zeigen muß, wenn man die Befehle eines Königs von Frankreich ausführt, der nicht unglücklich ist."

Man darf annehmen, daß diese Gesinnung der vornehmste Antrieb selbst seiner Kriegslust war. Schwerlich war gerade eine ausschweifende Ländergier in ihm; von einer weit um sich greifenden Eroberung war eigentlich nicht die Rede. Wie die Feldzüge selbst mit zu den Beschäftigungen des Hofes gehören — man versammelt ein Heer, man läßt es vor den Damen feierlich einherschreiten, alles ist vorbereitet, der Schlag gelingt, der König rückt in die eroberte Stadt ein, dann eilt er zum Hofe zurück; — so ist es hauptsächlich diese siegesstolze Pracht der Rückkehr, diese Bewunderung des Hofes,

worin er sich gefällt. Es liegt ihm nicht soviel an der Eroberung, an dem Kriege als an dem Glanze, den sie um ihn verbreiten. Nein, einen freien, großen, unvergänglichen Ruhm sucht er nicht; es liegt ihm nur an der Huldigung seiner Umgebung; diese ist ihm Welt und Nachwelt.

Aber darum war der Zustand von Europa nicht weniger gefährdet. Sollte es eine Oberherrschaft geben, so müßte es wenigstens eine rechtlich bestimmte sein. Diese tatsächliche unrechtmäßige, die den ruhigen Zustand jeden Augenblick durch Willkür stört, würde die Grundlage der europäischen Ordnung der Dinge und ihrer Entwickelung auflösen. Man bemerkt nicht immer, daß diese Ordnung sich von anderen, die in der Weltgeschichte erschienen sind, durch ihre rechtliche, ja dem Rechte gemäße Natur unterscheidet. Es ist wahr, die Weltbewegungen zerstören wieder die Ordnung des Reiches; aber nachdem sie vorübergegangen, setzt sich diese von neuem zusammen, und alle Bemühungen zielen nur dahin, es wieder zu vollenden.

Und dies wäre noch nicht einmal die einzige Gefahr gewesen. Eine andere nicht minder bedeutende lag darin, daß ein so entschieden vorherrschender Einfluß eines Volkstums es schwerlich zu einer selbständigen Entwicklung der übrigen hätte kommen lassen, um so weniger, da er durch das Uebergewicht des Schrifttums unterstützt wurde. Das italienische Schrifttum hatte den Kreis seiner selbständigen Laufbahn bereits vollendet; das englische hatte sich noch nicht zu allgemeiner Bedeutung erhoben; ein deutsches gab es damals nicht. Das französische Schrifttum, leicht, glänzend und lebendig, in streng geregelter und doch anmutender Form, faßlich für alle Welt und doch von völkischer Eigentümlichkeit, fing an, Europa zu beherrschen. Es sieht beinahe wie ein Scherz aus, wenn man bemerkt hat, daß z. B. das Wörterbuch der Akademie [8]), in welchem die Sprache festgelegt war, besonders an Ausdrücken der Jagd und des Krieges reich ist, wie sie am Hofe gang und gäbe waren; aber leugnen läßt sich nicht, daß dieses Schrifttum dem Staate völlig entsprach und ein Teil den anderen in der Erwerbung seiner Obergewalt unterstützte. Paris ward die Hauptstadt von Europa. Es übte eine Herrschaft wie nie eine andere Stadt, der Sprache, der Sitte gerade über die vornehme Welt und die wirksamen Klassen; die Gemeinschaftlichkeit

von Europa fand hier ihren Mittelpunkt. Sehr besonders ist es doch, daß die Franzosen schon damals ihre Verfassung aller Welt angepriesen haben, „den glücklichen Zustand der schutzreichen Untertänigkeit, in dem sich Frankreich unter seinem Könige befinde, einem Fürsten, welcher vor allem verdiene, daß er die Welt von seiner Tapferkeit und seinem Verstand geleitet und in rechte Einigkeit gebracht werde."

Versetzt man sich in jene Zeit, in den Sinn eines Mitlebenden zurück, welch eine betrübende, beengende, schmerzliche Aussicht! Es konnte doch geschehen, daß die falsche Richtung der Stuarts in England die Oberhand behielt und die englische Staatskunst sich auf ganze Zeiträume hinaus an die französische fesselte. Nach dem Frieden von Nymwegen[9]) wurden die lebhaftesten Verhandlungen gepflogen, um die Wahl eines Römischen Königs auf Ludwig XIV. selbst oder doch den Dauphin fallen zu lassen; bedeutende Stimmen waren dafür gewonnen, „denn allein der allerchristlichste König sei fähig, dem Reiche seinen alten Glanz wiederzugeben". Und so unmöglich war es nicht, daß unter begünstigenden Umständen eine solche Wahl wirklich getroffen wurde: wie dann, wenn auch die spanische Einherrschaft an einen Prinzen dieses Hauses fiel? Hätte zugleich das französische Schrifttum beide Richtungen, deren sie fähig war, die protestantische so gut wie die katholische ausgebildet, so würde Staat und Geist der Franzosen sich mit unwiderstehlicher Gewalt Europa unterworfen haben. Versetzt man sich, wie gesagt, in jene Zeit zurück, wodurch würde man glauben, daß einer so unglücklichen Wendung der Dinge Einhalt geschehen könnte?

Gegen den Anwachs der Macht und des staatlichen Uebergewichtes konnten die Mindermächtigen sich vereinigen. Sie schlossen Bündnisse, Vereinigungen. Dahin bildete sich der Begriff des europäischen Gleichgewichtes aus, daß die Vereinigung vieler anderer dienen müsse, die Anmaßungen des unerhörten Hofes, wie man sich ausdrückte, zurückzudrängen. Um Holland und Wilhelm III.[10]) sammelten sich die Kräfte des Widerstandes. Mit gemeinschaftlicher Anstrengung wehrte man die Angriffe ab, führte man die Kriege. Allein man würde geirrt haben, wenn man sich hätte überreden wollen, es liege darin eine Abhülfe auf immer. Einem europäischen

Bündnisse und einem europäischen Kriege zum Trotz wurde ein Bourbon König von Spanien und Indien; über einen Teil von Italien sogar breitete sich in dem allmählichen Fortgang der Dinge die Herrschaft dieses Geschlechtes aus. In großen Gefahren kann man wohl getrost dem guten Geist vertrauen, der Europa noch immer vor der Herrschaft jener einseitigen und gewaltsamen Richtung beschützt, jedem Druck von der einen Seite noch immer Widerstand von der anderen entgegengesetzt und bei einer Verbindung der Gesamtheit, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt enger und enger geworden, die allgemeine Freiheit und Sonderung glücklich gerettet hat. Da das Uebergewicht Frankreichs auf der Ueberlegenheit seiner Streitkräfte, auf innerer Stärke beruhte, so war ihm nur dadurch wahrhaft zu begegnen, daß ihm gegenüber auch andere Mächte zu innerer Einheit, selbständiger Kraft und allgemeiner Bedeutung entweder zurückkehrten oder aufs neue emporkämen. Ueberblicken wir in wenigen flüchtigen Zügen, wie dies geschah.

2. England, Oesterreich, Rußland.

Zuerst erhob sich England zu dem Gefühle seiner Stärke. Dies war, sahen wir, bisher dadurch zurückgehalten, gebrochen worden, daß Ludwig XIV. zugleich Karl II. und das Parlament bearbeitete und bald den einen, bald das andere für seine Zwecke zu bestimmen wußte. Mit Jakob II.[11]) aber stand Ludwig XIV. in einem viel vertraulicheren Verhältnis als mit Karl. Wenn nichts anderes, so vereinigte sie schon ihre religiöse Gesinnung, die gemeinschaftliche Anbetung. Daß Jakob den Katholizismus so auffallend begünstigte, war einem Fürsten erwünscht, der die Protestanten selber grausam verfolgte. Ludwig ergoß sich in Lob, und der englische Gesandte kann nicht genug sagen, mit welcher Herzlichkeit er sich zu jedem erdenklichen Beistand erboten habe, als Jakob den entscheidenden Schritt getan und die Bischöfe gefangen gesetzt hatte. Aber eben dies bewirkte, daß alle volkstümlichen und, da die englische Kirche angegriffen war, selbst die adeligen Gewalten sich zugleich ihrem Könige und den Franzosen entgegenwarfen. Es war eine religiöse,

völkische und im Vorteile des bedrohten Europas unternommene Bewegung, der die Stuarts unterlagen. Eben der leitete sie, der bisher die Seele aller Unternehmungen gegen Frankreich gewesen war, Wilhelm III. Der neue König und sein Parlament bildeten seitdem eine einzige Partei. Es konnte Streitigkeiten, selbst heftige Streitigkeiten zwischen ihnen geben, aber auf die Dauer in der Hauptsache konnten sie sich nicht wieder entzweien, zumal da der Gegensatz so stark war, den sie gemeinschaftlich erfuhren. Die Parteien, die sich bisher in die äußersten Gegensätze geworfen, um einander von den entgegengesetzten Standpunkten aus zu befehden, wurden in den Kreis des Bestehenden verwiesen, wo sie freilich auch miteinander stritten, aber sich zugleich miteinander ausglichen; wo ihr Widerstreit zu einem lebendigen Gärungsstoff der Verfassung wurde. Es ist nicht ohne Belang, diesen Zustand mit dem französischen zu vergleichen. Sie hatten doch vieles gemein. In Frankreich wie in England waren adelige Geschlechter im Besitz der Gewalt; die einen wie die anderen genossen einer alle anderen ausschließenden Berechtigung; sie besaßen sie beide vermöge ihrer Religion, die einen durch ihren Katholizismus, die anderen durch ihren Protestantismus. Dabei aber bestand der größte Unterschied. In Frankreich war alles Gleichförmigkeit, Unterordnung und Abhängigkeit eines reich entwickelten, aber sittlich verderbten Hofwesens. In England ein gewaltiges Ringen, ein staatlicher Wettkampf zweier fast mit gleichen Kräften ausgerüsteter Parteien innerhalb eines bestimmten, umschriebenen Kreises. In Frankreich schlug die nicht ohne Gewalt gepflanzte Ehrerbietung nur zu bald in ihr offenbares Gegenteil um. In England bildete sich eine vielleicht beschränkte, im ganzen männlich selbstbewußte Frömmigkeit aus, die ihre Gegensätze überwand. Jenes verblutete an den Unternehmungen eines falschen Ehrgeizes; diesem strotzten die Adern von jugendlicher Kraft. Es war, als träte der Strom der englischen Volkskraft nun erst aus den Gebirgen, zwischen denen er sich bisher zwar tief und voll, aber enge sein Bett gewühlt, in die Ebene hervor, um sie in stolzer Hoheit zu beherrschen, Schiffe zu tragen und Weltstädte an seinen Ufern gründen zu sehen. Das Recht der Geldbewilligung, über welches bisher die meisten Streitigkeiten zwischen dem König und dem Parlament ausgebrochen, fing nun vielmehr an,

sie miteinander zu verbinden. Karl II. hatte während des Vierteljahrhunderts seiner Regierung alles in allem 43 Millionen Pfund eingenommen. Wilhelm empfing binnen dreizehn Jahren 72 Millionen Pfund; wie ungeheuer aber stiegen seitdem diese Anstrengungen. Eben darum stiegen sie, weil sie freiwillig waren, weil man sah, daß ihr Ertrag nicht dem Wohlleben weniger Hofleute, sondern dem allgemeinen Bedürfnis diente. Da war das Uebergewicht der englischen Seemacht nicht lange zweifelhaft. Im Jahre 1678 war es ein blühender Zustand der königlichen Flotte erschienen, daß sie, die Brander[12]) eingeschlossen, 83 Kriegsschiffe zählte, mit einer Bemannung von 18 323 Mann. Im Dezember 1701 besaß man dagegen, Brander und kleinere Fahrzeuge ausgeschlossen, 184 Schiffe vom ersten bis sechsten Range mit einer Bemannung von 53 921 Mann. Wenn, wie man glaubt, der Ertrag des Postwesens einen Maßstab für den inneren Verkehr abgibt, so muß man sagen, daß auch dieser ungemein gestiegen war. Im Jahre 1660 soll die Post 12 000 Pfund, im Jahre 1699 dagegen 90 504 Pfund Sterling abgeworfen haben. Man hat gleich damals bemerkt, daß der eigentliche völkische Beweggrund zu dem spanischen Erbfolgekriege die Besorgnis war, Frankreich und Spanien vereinigt möchten den westindischen Verkehr den Engländern und Holländern wieder entreißen. Hätte auch sonst der Friede, den man zuletzt schloß, den Tadel verdient, den die Whigs[13]) so lebhaft über ihn aussprachen, so hat er doch diese Furcht beseitigt. Nichts bezeichnet mehr das Uebergewicht der Engländer über die bourbonischen Mächte, als daß sie Gibraltar behaupteten. Den besten Verkehr mit den spanischen Kolonien brachten sie nunmehr sogar durch Vertrag an sich, indes die eigenen sich in ungeheurem Fortschritt ausbreiteten. Wie Batavia vor Kalkutta, so verschwand seitdem der alte seemännische Glanz von Holland vor dem englischen, und schon Friedrich der Große befand zu bemerken, Holland folge dem Nachbarn nach wie ein Boot dem Schiff. Die Vereinigung mit Hannover[14]) brachte eine neue, festländische, nicht minder franzosenfeindliche Beziehung hinzu. In dieser großen Bewegung erhob sich das englische Schrifttum zuerst zu europäischer Wirksamkeit, und es fing an, mit dem französischen zu wetteifern. Naturforschung und Vernunftforschung, diese sowohl in der einen als in der anderen ihrer

Richtungen, brachte eine neue und selbständige Weltansicht hervor, in der jener die Welt übermeisternde Geist sich selber faßte und widerspiegelte. Zwar würde man zuviel behaupten, wenn man den Engländern die Schöpfung vollendeter, in der Form unvergänglicher Denkmale der Dichtung oder der Kunst in dieser Zeit zuschreiben wollte, aber herrliche Geister hatten sie auch damals, und längst besaßen sie wenigstens einen großen Dichter, dessen Werke — für alle Zeiten faßlich wie sie sind — Europa nun erst kennen lernte. Hatten sie eine Zeitlang französische Formen nicht verschmäht, so nahm man nun an den ausgezeichnetsten Franzosen die Wirkung ihres Geistes und ihrer Wissenschaft wahr.

Dergestalt setzte sich Ludwig XIV. jener Nebenbuhler, dessen er durch Staatskunst oder den Einfluß der Religion Herr zu werden gehofft hatte, mächtiger in sich, großartiger und gefährlicher, als man irgend erwarten können, entgegen. Alle seemännischen Beziehungen, alle Verhältnisse des europäischen Westens wurden dadurch von Grund aus verändert.

Indessen ward zur nämlichen Zeit auch der Osten umgestaltet. Ich kann die Meinung nicht teilen, daß das deutsche Oesterreich in der Bedeutung, in der wir es erblicken, eine alte Macht zu nennen sei. Während des Mittelalters hätte es ohne das Kaisertum nur wenig zu sagen gehabt. Dann ward es von der spanischen Einherrschaft zugleich mit fortgezogen und in Schatten gestellt; am Ende des 16. Jahrhunderts war es durch den Zwiespalt der Religion und die erblichen Berechtigungen der Stände in seinen verschiedenen Landschaften alles auswärtigen Ansehens entkleidet worden; im Anfang des Dreißigjährigen Krieges mußten deutsche Heere dem Kaiser sein Erbland wiedererobern. Selbst der Glanz, den die wallensteinischen Unternehmungen auf Ferdinand II. warfen, war doch nur vorübergehend; und welche gewaltsame Rückwirkung riefen sie nicht hervor. Wie oft wurden seitdem die Hauptstädte österreichischer Provinzen von den schwedischen Heeren bedroht. Jedoch gelang es eben damals dem Hause Oesterreich durch die Vernichtung seiner Gegner, die Erhebung seiner Anhänger, die endliche Befestigung des Katholizismus, seine Macht im Innern auf immer zu begründen. Es war der erste Schritt zu dem Ansehen, das es in neuerer Zeit erworben hat. Zu

einer selbständigen und europäischen bedeutenden Macht wurde aber Oesterreich erst durch die Wiedereroberung von Ungarn. Solange Ofen in den Händen der Türken war, konnten die Franzosen Oesterreich bedrohen, ja außerordentlich gefährden, so oft es ihnen gefiel, ihren Einfluß auf den Divan dahin zu verwenden. Haben sie den Zug Kara Mustaphas im Jahre 1683 auch nicht veranlaßt, so haben sie doch darum gewußt. Ihre Absicht war dabei nicht, Deutschland oder die Christenheit zu verderben: soweit gingen sie nicht; aber Wien wollten sie nehmen, die Türken wollten sie selbst bis an den Rhein vordringen lassen. Dann wäre Ludwig XIV. als der einzige Schirmer der Christenheit hervorgetreten; in der Verwirrung, die eine solche Bewegung hätte hervorbringen müssen, würde es ihm nicht haben fehlen können, über die deutsche Krone zu verfügen und sie, wenn er nur wollte, selbst an sich zu nehmen.

Unter den Mauern von Wien schlug dieser Plan fehl. Es war die letzte große Anstrengung der Türken, die um so verderblicher auf sie zurückwirkte, da sie alle ihre Kräfte dazu in barbarischem Uebermaße aufgewendet hatten. Seitdem wichen denn vor den deutschen Kriegsscharen, welche, wie ein Italiener sagt, „wie eine starke, undurchdringliche Mauer" vorrückten, die ungeordneten türkischen Haufen allenthalben zurück; vergebens erklärte ein Fetwa des Mufti [15]), daß Ofen der Schlüssel des Reiches und die Verteidigung dieses Platzes eine Glaubenspflicht sei: Es ging doch verloren; ganz Ungarn ward wiedererobert und zu einem erblichen Reiche gemacht. Die Mißvergnügten unterwarfen sich; in die Grenzen von Niederungen rückte eine Raizische [16]) Bevölkerung ein, um dieses fortan wider die Türken zu verteidigen. Seitdem hatte Oesterreich eine ganz andere Grundlage als früher. Sonst wurden alle Kriege in Ungarn von deutschen Heeren geführt und man sagte, alle dortigen Flüsse seien mit deutschem Blute gefärbt; jetzt erschienen die Ungarn als der Kern der österreichischen Heere in den deutschen Kriegen. Nun war es der französischen Staatskunst nicht mehr möglich, die Türken bei jedem leichten Anlaß in das Herz des Reiches zu rufen; nur noch einmal fand sie bei den Mißvergnügten Beistand und Hülfe. Endlich war alles ruhig; eben auf diejenige Landschaft, die ihn bisher am meisten gefährdet hatte, gründete seitdem der Kaiser seine Gewalt.

Man sieht von selbst, welch eine Veränderung die Befestigung dieser feststehenden, reichen bewaffneten Macht, welche die Türken im Zaume, ja in Furcht hielt, in den Verhältnissen des europäischen Ostens hervorbringen mußte.

Ludwig XIV. erlebte wenigstens den Anfang noch einer anderen. Die Zustände von Polen, durch die es ihm leicht wurde, in diesem Lande immer eine Partei zu haben, die Macht von Schweden, das durch Herkommen und alten Bund wenigstens in der Regel an ihn geknüpft war, gaben ihm ohne viel Anstrengung ein entschiedenes Uebergewicht in dem Norden. Karl XII.[17]) machte darin keine Aenderung. Es war einer seiner ersten Entschlüsse, wie er zu seinem Kanzler sagte, „schlechterdings das Bündnis mit Frankreich abzuschließen und zu dessen Freunden zu gehören“. Es ist wahr, der spanische Erbfolgekrieg und der nordische, die hierauf fast zu gleicher Zeit begannen, hatten keinen vorausbedachten, durch Unterhandlungen vermittelten Zusammenhang, obwohl man ihn oft vermutete. Aber die schwedischen Unternehmungen kamen den Franzosen durch ihren Erfolg zustatten; in der Tat hatten die Begebenheiten einen gleichartigen Zweck. Während die spanische Thronfolge dazu dienen sollte, den Bourbonen den Süden von Europa in die Hände zu liefern, waren die alten Verbündeten der Bourbonen, die Schweden, nahe daran, die Herrschaft in dem Norden völlig an sich zu bringen. Nachdem Karl XII. die Dänen überfallen und zum Frieden gezwungen, nachdem er Polen erobert und einen König daselbst gesetzt, nachdem er die Hälfte von Deutschland, das in seinem Osten nicht viel besser befestigt war als in seinem Westen, durchzogen und Sachsen eine Zeitlang innegehabt, blieb ihm zur Befestigung seiner Ueberlegenheit nichts mehr übrig, als den Zaren, den er schon einmal geschlagen, zu vernichten. Dazu brach er mit seinem in Sachsen verjüngten Heere auf. Der Zar hatte sich indes mit großer Anstrengung gerüstet. Es kam zu dem entscheidenden Kampfe des Jahres 1709. Sie begegneten einander noch einmal, diese beiden nordischen Helden Karl XII. und Peter I., einzigartige Geburten germanischen und slavischen Volkstums. Ein denkwürdiger Gegensatz: Der Germane, großgesinnt und einfach, ohne Flecken in seinem Lebenswandel, ganz ein Held, wahr in seinen Worten, kühn in seinem Vornehmen, gottesfürchtig, hartnäckig

bis zum Eigensinn, unerschütterlich. Der Slave, zugleich gutmütig und grausam, höchst beweglich, noch halb ein Barbar, aber mit der ganzen Leidenschaftlichkeit einer frischen, lernbegierigen Natur den Bestrebungen und Fortschritten der europäischen Völker zugewandt, voll von großen Entwürfen und unermüdlich, sie durchzusetzen. Es ist ein erhabener Anblick, den Kampf dieser Naturen wahrzunehmen. Man könnte zweifeln, welcher die vorzüglichere war; soviel ist gewiß, daß sich die größere Zukunft an die Erfolge des Zaren knüpfte. Während Karl für die wahren Belangen seines Volkes wenig Sinn zeigte, hatte Peter die Ausbildung des seinigen, die er selbst vorbereitet und begonnen, an seine Person geknüpft und ließ sie sein vornehmstes Augenmerk sein. Er trug den Sieg davon. In dem Berichte, den er über die Schlacht von Pultawa an seine Leute ergehen ließ, fügte er in einer Nachschrift hinzu, damit sei der Grundstein zu St. Petersburg gelegt. Es war der Grundstein zu dem ganzen Gebäude seines Staates und seiner Staatskunst. Seitdem fing **Rußland** an, in dem Norden seine Gesetze zu geben. Es wäre ein Irrtum, wenn man glauben wollte, es hätte dazu einer langen Entwickelung bedurft; es geschah vielmehr auf der Stelle. Wie hätte auch August II. von Polen, der seine Herstellung einzig und allein den Waffen der Russen verdankte, sich ihrem Einfluß entziehen können? Aber überdies mußte er in den inneren Entzweiungen, im Kampfe mit seinem Adel, ihre Hülfe aufs neue in Anspruch nehmen. Hierdurch ward Peter I. unmittelbarer Schiedsrichter in Polen, mächtig über beide Parteien; um so gewaltiger, da die Polen ihr Heer um drei Vierteile verminderten, während das seinige immer zahlreicher, geübter und furchtbarer wurde. Der Zar, sagt ein Venezianer im Jahre 1717, welcher sonst Gesetze von den Polen empfangen hat, gibt deren jetzt ihnen nach seinem Gutdünken mit unbeschränkter Autorität. Notwendigerweise hörte seitdem der Einfluß der Franzosen in Polen mehr und mehr auf; sie vermochten ihre Thronbewerber nicht mehr zu befördern, selbst wenn sie den Adel für sich hatten. Indessen war Schweden durch eben diese Ereignisse entkräftet und herabgebracht worden. Noch in seinen letzten Tagen hatte Ludwig XIV. dieser Krone alle ihre Besitzungen verbürgt; nichts desto minder war sie deren zuletzt eines bedeutenden Teils verlustig gegangen. Wohl be=

haupteten die Franzosen ihren Einfluß in Stockholm. Man klagte dort 1756, Schweden werde von Paris aus geleitet wie eine französische Provinz. Aber, wie gesagt, Schweden war ganz unbedeutend geworden. Es waren armselige innere Entzweiungen der Mützen und der Hüte, auf die man Einfluß hatte. Wenn man sie ein paarmal benutzte, um einen Krieg gegen Rußland hervorzurufen, so war das eher ein Nachteil; man gab diesem Reiche nur Gelegenheit zu neuen Siegen und Vergrößerungen.

Und so war der Norden unter eine ganz andere Herrschaft geraten als die mittelbare von Frankreich; ein großes Volk trat dort in eine neue, eine eigentlich europäische Entwicklung ein. In dem Osten war der französische Einfluß zwar nicht verschwunden; aber er hatte daselbst, obwohl Oesterreich unter Karl VI. schwach genug wurde, doch lange nicht mehr die alte Bedeutung. Die See war in den Händen des Nebenbuhlers; die vorteilhafte Verbindung, welche Frankreich über Cadiz mit dem spanischen Amerika angefangen, duldete oder unterbrach jener nach seinem Gutdünken.

In dem südlichen Europa dagegen durch das natürliche Einverständnis der bourbonischen Höfe, das nach kurzer Unterbrechung bis zu gemeinschaftlichen Plänen hergestellt war, und in Deutschland hatte Frankreich noch immer ein großes Uebergewicht.

Vor allem in Deutschland. Es gibt Betrachtungen über den staatlichen Zustand in Europa vom Jahre 1736, die uns die Lage, besonders der deutschen Angelegenheiten kurz vor dem österreichischen Erbfolgekriege, geistreich und bündig schildern. Wenn der Verfasser zugibt, daß Kaiser Karl VI. seine Macht im Reiche zu erweitern, die Verfassung einherrschaftlicher zu machen bemüht sei, daß er sogar durch seine Verbindung mit den Russen, die schon damals an dem Rheine erschienen, einigen Bestimmungen seines Wahlabkommens zuwider gehandelt habe, so findet er doch auf dieser Seite die Gefahr so groß nicht. Der letzte Krieg[18], meint er, habe die Schwäche des kaiserlichen Hofes offenbart; in dem Stolze und der Gewaltsamkeit, mit dem jener seine Pläne durchzusetzen suche, liege ein Heilmittel gegen sie. Hüten wir uns dagegen, ruft er aus, vielmehr vor denen, die durch geheime Kunstgriffe, durch einschmeichelnde Formen und eine erdichtete Güte uns in die Sklaverei zu bringen suchen. Er findet,

daß Kardinal Fleury, damals erster Minister von Frankreich, obwohl er die Miene außerordentlicher Mäßigung annehme, desungeachtet, und zwar gerade unter diesem Scheine, die Pläne eines Richelieu und Mazarin[19]) verfolge. Durch anscheinende Großmut schläfere er seine Nachbarn ein; er leihe gleichsam sein sanftes und ruhiges Wesen für die Staatskunst seines Hofes her. Mit wieviel Klugheit, ohne Aufsehen und Lärm habe er Lothringen an Frankreich zu bringen gewußt; um die erwünschte Rheingrenze zu erobern, woran nicht gar viel fehle, erwarte er nur die Verwirrungen, die der Tod des Kaisers unfehlbar nach sich ziehen müsse.

Im Jahre 1740 starb Karl VI. Kardinal Fleury ließ sich sogar zu noch kühneren Schritten fortreißen, als man ihm zugetraut hatte. Er sagte gerade heraus, er wolle den Gemahl der Maria Theresia nicht zum Nachfolger ihres Vaters, weil er schlecht französisch gesinnt sei; er vor allem war es, der Karl VII. von Bayern die deutsche Krone verschaffte; er faßte den Plan, in Deutschland vier ungefähr gleich mächtige Staaten nebeneinander zu errichten: das Haus Oesterreich ziemlich auf Ungarn einzuschränken, Böhmen dagegen an Bayern, Mähren und Oberschlesien an Sachsen zu bringen, Preußen mit Niederschlesien zu befriedigen. Wie leicht hätte über vier solche Staaten, die sich ihrer Natur nach niemals miteinander verstanden haben würden, Frankreich dann eine immerwährende Oberhoheit behauptet!

3. Preußen.

In diesem Augenblicke einer augenscheinlichen wahren Gefahr des deutschen Vaterlandes, das damals weder mächtige Staaten hatte noch durch Taten ausgezeichnete Männer noch ein ausgesprochenes festes völkisches Bewußtsein, kein Schrifttum, keine Kunst und eigene Bildung, die es dem Uebergewicht der Nachbarn hätte entgegensetzen können, trat Friedrich II. auf, erhob sich Preußen. Es ist hier nicht der Ort, weder den Fürsten zu schildern noch den Staat, den er fand, den er bildete; auch möchten wir es uns nicht so leicht getrauen, die ursprüngliche Kraft des einen und des andern und die Fülle des Daseins, die sie entfalteten, darzustellen; suchen wir uns nur ihre Weltstellung zu vergegenwärtigen.

Dann müssen wir allerdings gestehen, daß die erste Bewegung Friedrichs von der Richtung, welche die französische Staatskunst gleich nach dem Tode Karls VI. einschlug, unterstützt wurde. Allein, sollte er sich viel weiter mit ihr einlassen? Er selber ist es, der als Kronprinz und noch entfernt von eigentlichen Geschäften, jene Betrachtungen, von denen ich eben eine Vorstellung zu geben suchte, aufgesetzt hatte; sie sind, wie man sieht, ganz wider die französische Staatskunst gerichtet. Die Gefahr, welche von dieser Seite über Deutschland schwebte, sah er so deutlich, empfand er so lebhaft als irgend möglich. Eben deshalb aber hatte er seinen Krieg auf eigene Hand unternommen; er wollte nie, daß der Erfolg seiner Waffen den Franzosen förderlich würde. Mit welchem Ernst erklärte er ihrem Gesandten, er sei ein deutscher Fürst, er werde ihre Truppen nicht länger auf deutschem Boden dulden, als das Wort der Verträge besage. In dem Spätjahre 1741 hätte es nicht so unmöglich scheinen sollen, Oesterreich völlig herabzubringen. Böhmen und Oberösterreich waren nicht viel minder in feindlichen Händen als Schlesien; Wien war so gut bedroht wie Prag; wenn man diese Angriffe mit angestrengten Kräften fortgesetzt hätte, wer will sagen, wozu es hätte kommen können? Ich will es Friedrich nicht als Großmut anrechnen, daß er diesen letzten Schritt vermied; er wußte am besten, daß es sein Vorteil nicht gewesen wäre, Frankreich des alten Gegners zu entledigen. Als er die Königin von Ungarn am Rande des Verderbens sah, wollte er sie Atem schöpfen lassen; er sagt es selbst; mit Bewußtsein hielt er inne und ging seinen Stillstand [20]) ein. Sein Sinn war, weder von Frankreich noch von Oesterreich abzuhängen; völlig frei wollte er sich fühlen und zwischen ihnen eine unabhängige, auf eigene Kraft gegründete Stellung einnehmen. In diesem einfachen Vorhaben liegt der Aufschluß für seine Staatskunst während der schlesischen Kriege. Nie ward eine Erwerbung mit eifersüchtigerer Wachsamkeit behauptet als die seinige. Er mißtraut den Freunden nicht minder als den Feinden; immer hält er sich gerüstet und schlagfertig; sobald er sich im Nachteil glaubt, sobald er nur die Gefahr von ferne kommen sieht, greift er zu den Waffen, sowie er im Vorteil ist, sowie er den Sieg erfochten hat, bietet er die Hand zum Frieden. Wenn es sich versteht, daß es ihm nicht beikommen konnte, sich einem fremden

Vorteil zu widmen, so hat er doch auch seinen eigenen ohne Uebertreibung, ohne Selbstverblendung vor Augen; nie sind seine Forderungen übermäßig, nur das nächste bezwecken sie; dabei aber will er bis zum äußersten festhalten.

Indessen konnte wohl diese so unerwartet emporgekommene Unabhängigkeit, die eine kühne und trotzige Stellung einnahm, nicht anders als das Mißfallen, die Feindseligkeit der Nachbarn erregen.

Man begreift es, wenn Maria Theresia den Verlust einer reichen Landschaft nicht sogleich verschmerzte und die Erhebung eines so glücklichen und geschickten Nebenbuhlers im Reiche mit Mißbehagen ansah. Aber auch in die nördliche Ordnung griff das Ansehen von Preußen bedeutend ein; daß es einen übrigens sehr unschuldigen Vertrag zur Behauptung des Gleichgewichts im Norden mit Schweden und Frankreich eingegangen, erweckte ihm den ganzen Haß einiger russischer Minister, die ihre Obergewalt im Norden bedroht glaubten. Billig hätte der König um so mehr eine Stütze an Frankreich finden sollen. Aber daß er nicht wie Schweden zu lenken war, daß er sich erdreistete, eine freie, selbständige Staatskunst zu befolgen, zog ihm den Unwillen auch des Hofes von Versailles zu. Obwohl dieser Hof sehr gut sah, was es auf sich habe, so beschloß er doch, seine ganze Richtung zu ändern und sich nunmehr an Oesterreich anzuschließen. Die öffentliche Meinung stimmte in einer jener plötzlichen Aufwallungen, die ihr besonders in Frankreich so eigen sind, dem Vertrag freudig bei. So gelang es der Kaiserin, die beiden großen Festlandsmächte mit sich zu vereinigen. Minder Mächtige, die Nachbarn in Sachsen, Pommern, gesellten sich zu ihnen; es war ein Bund im Werke nicht viel anders, als wie er nach Karls VI. Tode wider Oesterreich geschlossen war, und durch die Teilnahme von Rußland noch stärker; von einer Teilung der preußischen Staaten war nicht minder die Rede als früher von einer Teilung der österreichischen, und nur über der See fand Friedrich Verbündete, die nämlichen, die es damals mit Oesterreich gehalten hatten.

Im Besitze einer trotz der neuen Erwerbung doch nur sehr mäßigen, diesem Bunde gegenüber unbedeutenden Macht sollte er fähig sein, sollte er es nur wagen, den Kampf mit jenem zu bestehen? Er hatte, wie bekannt, den Wiener Hof um eine unzweideutige Erklärung

über dessen Rüstungen ersucht. Wenn sie nur einigermaßen genugtuend ausfällt, sagte er einem seiner Minister, so marschieren wir nicht. Endlich kam der erwartete Eilbote. Es fehlte viel, daß die Antwort ausreichend gewesen wäre. „Das Los ist geworfen,“ sagte er, „morgen marschieren wir.“

So stürzte er sich mutig in diese Gefahr; er suchte sie auf; er rief sie fast selbst hervor, aber erst mitten darin lernte er sie völlig kennen. Wenn jemals ein Ereignis auf einer großen Persönlichkeit beruht hat, so ist es das Ereignis des Siebenjährigen Krieges.

Die Kriege unserer Zeit pflegen durch wenige entscheidende Schläge zu Ende gebracht zu werden. Frühere dauerten länger, doch stritt man mehr über Forderungen und Ansprüche, als über den Inbegriff des Bestehens, über das Sein oder Nichtsein der Staaten selbst. Der Siebenjährige Krieg unterscheidet sich dadurch, daß bei so langer Dauer doch jeden Augenblick der Bestand von Preußen auf dem Spiele stand. Bei dem Zustand der Dinge, der allgemeinen Feindseligkeit bedurfte es nur eines einzigen unglücklichen Tages, um diese Wirkung hervorzubringen. Vollkommen fühlte dies Friedrich selbst. Nach der Niederlage von Kolin (1757) rief er aus: „Es ist unser Pultawa!“ Und wenn sich ihm dies Wort glücklicherweise nicht erfüllt hat, so ist doch wahr, daß er sich seitdem von Augenblick zu Augenblick vom Untergange bedroht sah.

Ich will nicht berühren, welche Hülfsquellen ihm in einer so verzweifelten Lage seine militärische Begabung, die Tapferkeit seiner Truppen, die Treue seiner Untertanen oder zufällige Umstände dargeboten haben. Die Hauptsache ist, daß er sich lauter aufrecht erhielt.

Nur zu leichten Geistesübungen, zu flüchtigem Dichten, zu gelehrten Arbeiten hatte ihn die französische Vernunftforschung angeleitet; eher zum Genuß des Lebens, so lange es dauert, schien sie ihn einzuladen als zu so gewaltigen Anstrengungen. Aber wir dürfen sagen, daß der wahre schöpferische Geist selbst von der irrigen Lehre unverletzt bleibt. Er ist sich seine eigene Regel; er ruht auf seiner eigenen Wahrheit; es gehört nur dazu, daß ihm diese zum Bewußtsein komme; dafür sorgt dann das Leben, die Anstrengung einer großen Unternehmung; das Unglück macht ihn reif.

Ein großer Feldherr war Friedrich II. längst; die Unfälle, die er erlitt, machten ihn zum Helden. Der Widerstand, den er leistete, war nicht allein ein kriegerischer; er war zugleich ein innerer, sittlicher, geistiger. Der König führte diesen Krieg fortwährend in Ueberlegung der letzten Gründe der Dinge, in großartiger Anschauung der Vergänglichkeit alles irdischen Wesens.

Ich will seine Gedichte nicht als ausgezeichnete Werke dichterischer Kraft rühmen; in solcher Hinsicht mögen sie manche Mängel haben; aber diejenigen wenigstens, welche während der Wechselfälle dieses Krieges entstanden sind, haben einen großartigen Schwung einfacher Gedanken; sie enthüllen uns die Bewegungen einer männlichen Seele in Bedrängnis, Kampf und Gefahr. Er sieht sich „mitten im tobenden Meer; der Blitz streift durch das Ungewitter; der Donner", sagt er, „entladet sich über mein Haupt; von Klippen bin ich umgeben; die Herzen der Steuernden sind erstarrt; die Quellen des Glückes sind ausgetrocknet, die Palme verschwunden, der Lorbeer verwelkt". Zuweilen mag er wohl in den Predigten des Bourdaloue [21]) einen Anhalt, eine Stärkung gesucht haben; häufiger wendete er sich zu der Lebensweisheit der Alten. — Jedoch das dritte Buch des Lukrez [22]), das er so oft durchgearbeitet hat, sagte ihm nur, daß das Uebel notwendig und kein Heilmittel dagegen möglich sei. Er war ein Mann, dem selbst aus dieser harten, verzweiflungsvollen Lehre erhabene Gedanken hervorgingen. Dem Tode, den er sich oft gewünscht auf dem Schlachtfelde gefunden zu haben, sah er auch auf eine andere Weise ohne Scheu geradezu ins Auge. Wie er seine Feinde gern mit den Triumvirn verglich, so rief er die Schatten des Cato und des Brutus auf und war entschlossen, ihrem Beispiel zu folgen. Doch war er nicht ganz in dem Falle dieser Römer. Sie waren in den Gang eines allgemeinen Weltgeschickes verflochten — Rom war die Welt —, ohne andern Rückhalt als die Bedeutung ihrer Person und der Sache, für die sie sich schlugen; er aber hatte ein eigenes Vaterland zu vertreten und zu verfechten. Wenn irgend ein besonderer Gedanke auf ihn gewirkt hat, so würden wir sagen, daß es dieser Gedanke an sein Land, an sein Vaterland gewesen ist. Wer schildert ihn uns nach der Kunersdorfer Schlacht (1759), wie er den Umfang seines Unglücks und die Hoffnungslosigkeit seines Zustandes ermaß, wie er

bei dem Haß und dem Glücke seiner Feinde alles für verloren hielt, wie er dann für sein Heer und sein Land nur einen einzigen Ausweg sah und den Entschluß faßte, diesen zu ergreifen, sich aufzuopfern; — bis sich ihm dann doch allmählich die Möglichkeit eines erneuten Widerstandes zeigte und er sich dieser fast hoffnungslosen Pflicht aufs neue widmete. Unmöglich konnte er sein Land, wie er es so lange sehen mußte, zurücklassen: „von den Feinden überschwemmt, seiner Ehre beraubt, ohne Hülfsquellen, in lauter Gefahr"; „dir", sagte er, „will ich die Reste meines unheilvollen Lebens widmen; ich will mich nicht in fruchtlosen Sorgen verzehren; ich werfe mich wieder in das Feld der Gefahr". „Setzen wir uns", ruft er dann seinen Truppen zu, „dem Geschick entgegen; mutig auf wider so viele, miteinander verschworenen, vor Stolz und Vermessenheit trunkene Feinde!" So hielt er aus. Endlich erlebte er doch den Tag des Friedens. „Die Standhaftigkeit", sagt er am Schlusse seiner Geschichte seines Krieges, „ist es allein, was in den großen Geschäften aus Gefahren zu erretten vermag." Ungeschmälert behauptete er sein Land, und von dem Augenblicke, daß er sich wieder dessen Herrn wußte, ließ er seine vornehmste, seine einzige Sorge sein, die Wunden zu heilen, die der Krieg ihm geschlagen.

Wenn es als der Begriff einer großen Macht aufgestellt werden könnte, daß sie sich wider alle andern, selbst zusammengenommen, zu halten vermögen müsse, so hatte Friedrich Preußen zu diesem Range erhoben. Seit den Zeiten der sächsischen Kaiser und Heinrichs des Löwen zum ersten Male sah man im nördlichen Deutschland eine selbständige, keines Bundes bedürftige, auf sich selber angewiesene Macht.

Es erfolgte, daß Frankreich von dem Augenblicke an in deutschen Angelegenheiten wenig oder nichts vermochte. Mit einer Widersetzlichkeit, wie es sie in dem österreichischen Erbfolgekriege erweckt oder begünstigt hatte, war es völlig vorbei. Hatte Preußen sich mündig gemacht, so hatten Bayern und Sachsen sich wieder an Oesterreich angeschlossen.

Auch war sobald an keine Erneuerung dieses Verhältnisses zu denken; Frankreich selbst hatte sie dadurch verhindert, daß es in jenes enges und genaues Bündnis mit Oesterreich getreten war, das den

Siebenjährigen Krieg herbeiführte. Ich will nicht untersuchen, inwiefern dieses Bündnis alle die anderen Folgen gehabt hat, welche die Franzosen, wenigstens nicht ohne Uebertreibung, ihm zuschreiben; aber gewiß ist, daß Frankreich seine bisherige Stellung, kraft deren es die deutsche Widersetzlichkeit begünstigt hatte, hierdurch selber aufgab, „daß von diesem Augenblicke an", wie dort gesagt, „der König von Preußen zum Nachteil der französischen Obergewalt auf dem Festlande der Beschützer der deutschen Freiheiten wurde." Man glaube nicht, daß Oesterreich den Franzosen ihren alten Einfluß gestattet habe. Noch als Mitlenker und von allem Anfang ließ Josef II.[23]) erklären, „er halte die Rechte der kaiserlichen Krone für heilig; er bitte sich aus, daß man ihm nicht daran rühre, wenn man mit ihm gut stehen wolle". Es war schon damals zu erkennen, daß der wahre Schutz der staatlichen Unabhängigkeit von Deutschland in einer freien und festbegründeten Vereinigung dieser beiden Mächte gegen das Ausland bestehe.

Diese große Veränderung bekam jedoch erst dadurch ihre volle Bedeutung, daß zugleich in dem Schrifttum eine Befreiung des Volkstums von den französischen Vorbildern und ihrer falschen Nachahmung erfolgte. Ich will nicht sagen, daß sich unser Volkstum nicht auch bisher geistiger Unabhängigkeit in einem gewissen Grade erfreut hätte. Am meisten lag diese wohl in der Ausbildung der geistlichen Wissenschaft, welche alle Geister ergriffen hatte und in der Hauptsache ursprünglich deutsch war. Allein einmal war es doch nur ein Teil des Volkes, dem es angehörte, sodann in welch seltsame scholastische Form fand sich hier die reine, erhabene, innerliche Erkenntnis des Glaubens eingezwängt! Man kann die Tätigkeit und den teilweisen Erfolg nicht verkennen, mit denen in manchen anderen Wissenschaften gearbeitet wurde; aber sie hatten sich alle der nämlichen Form unterwerfen müssen. In verwickelten Lehrgebäuden, für die Ueberlieferung des Lehrstuhles, selten für geistiges Verständnis geeignet, breiteten sie sich aus; die Hochschulen beherrschten nicht ohne Beschränktheit und Zwang die allgemeine Bildung. Um so leichter geschah es, daß die oberen Schichten der Gesellschaft allmählich davon minder berührt wurden und sich, wie gedacht, von französischen Richtungen hinreißen ließen.

Seit der Mitte des Jahrhunderts aber begann eine neue Entwickelung des völkischen Geistes. Wir dürfen nicht vergessen, daß diese doch sehr von jenem Standpunkt ausging, obwohl sie in einem gewissen Gegensatz mit ihm begriffen war. Unbefriedigt, zwar noch festgehalten, aber nicht mehr so beschränkt von dem Lehrgebäude des Kirchenglaubens, erhob sich der deutsche Geist zu einer dichterischen Ergänzung jenes; die Religion ward endlich einmal wieder, und zwar, worauf alles ankommt, ohne Schwärmerei, in ihren menschlichen Beziehungen dem Gemüte nahegebracht. In kühnen Versuchen ermannte sich die Vernunftforschung zu einer neuen Erörterung des obersten Grundes aller Erkenntnis. Nebeneinander, an demselben Orte, wesentlich verschieden, aber nahe verwandt traten die beiden Richtungen der deutschen Vernunftforschung hervor, welche seitdem, die eine mehr anschauend, die andere mehr untersuchend, sich neben und miteinander ausgebildet, sich angezogen und abgestoßen, aber nur zusammen die Fülle eines schöpferischen Bewußtseins ausgedrückt haben. Urteilsfähigkeit und Altertumskunde durchbrachen die Masse der Gelehrsamkeit und drangen bis zu lebendiger Anschauung hindurch. Mit einem Schlage dazu erweckt, von seiner Gründlichkeit und Reife unterstützt, entwickelte dann der Geist des Volkstums selbständig und frei versuchend ein dichterisches Schrifttum, durch das er eine umfassende neue, obwohl noch in manchem inneren Streit begriffene, doch im ganzen übereinstimmende Weltansicht ausbildete und sich selber gegenüberstellte. Dieses Schrifttum hatte dann die unschätzbare Eigenschaft, daß es nicht mehr auf einen Teil des Volkstums beschränkt blieb, sondern es ganz umfaßte, ja seiner Einheit zuerst wieder eigentlich bewußt machte. Wenn nicht immer neue Geschlechter großer Dichter auf die alten folgten, so darf man sich nicht zu sehr darüber wundern. Die großen Versuche sind gemacht und gelungen; es ist im Grunde gesagt, was man zu sagen hatte, und der wahre Geist verschmäht es, auf befahrenen, bequemen Wegen einherzuschreiten. Doch wurde das Werk des deutschen Geistes noch bei weitem nicht vollendet; seine Aufgabe war, die bejahende, schaffende Wissenschaft zu durchdringen. Mancherlei Hindernisse haben sich ihm dabei entgegengestellt, die aus dem Gange seiner eigenen Bildung oder auch anderen Einwirkungen entsprangen; wir dürfen nun hoffen, daß er sie alle überwinden, zu

einem vollkommenen Verständnis in sich selbst gelangen und alsdann zu unablässig neuer Hervorbringung fähig sein werde.

Jedoch ich halte inne; denn von der Staatskunst wollte ich sprechen. Obschon diese Dinge auf das genaueste zusammengehören und die wahre Staatskunst nur von einem großen völkischen Dasein getragen werden kann. Soviel ist wohl gewiß, daß von dem Selbstgefühl, von welchem dieser Schwung des Geistes begleitet war, keine andere Erscheinung soviel beigetragen hat wie das Leben und der Ruhm Friedrichs II. Es gehört dazu, daß ein Volk sich selbständig fühle, wenn es sich frei entwickeln soll, und nie hat ein Schrifttum geblüht ohne durch die großen Augenblicke der Geschichte vorbereitet gewesen zu sein. Aber seltsam war es, daß Friedrich selbst nichts davon wußte, kaum etwas ahnte. Er arbeitete an der Befreiung des Volkstums, das deutsche Schrifttum mit ihm; doch kannte er seine Verbündeten nicht. Sie kannten ihn wohl. Es machte die Deutschen stolz und kühn, daß ein Held aus ihnen hervorgegangen war.

Es war, wie wir sahen, ein Bedürfnis des 17. Jahrh., Frankreich einzuschränken. Auf welche, alle Maße übersteigende Weise war dies jetzt geschehen! Man kann im Grunde nicht sagen, daß sich ein künstlich verwickelter staatlicher Plan hierzu gebildet habe; was man so nennt, waren die Formen; das Wesen bestand darin, daß sich große Staaten aus eigener Kraft erhoben, daß neue völkische Selbständigkeiten in ursprünglicher Macht den Schauplatz der Welt eingenommen hatten. Oesterreich, katholisch-deutsch, soldatisch-fest, in sich selbst voll frischer unversiegbarer Lebenskräfte, reich, eine für sich abgeschlossene Welt. Der griechisch-slawische Gesichtspunkt trat in Rußland mächtiger hervor, als es jemals in der Weltgeschichte geschehen; die europäischen Formen, die es annahm, waren weit entfernt, diesen ursprünglichen Kern zu erdrücken; sie durchdrangen ihn vielmehr, belebten ihn und riefen seine Kraft erst hervor. Wenn sich dann in England die germanisch-seemännischen Belangen zu einer ungeheueren Weltmacht entwickelten, die alle Meere beherrschte, vor der alle Erinnerungen früherer Seemächte zurücktraten, so fanden die deutsch-protestantischen den Anhalt, den sie lange gesucht, ihre Darstellung und ihren Ausdruck in Preußen. „Wenn man das Geheimnis auch wüßte," sagt ein Dichter, „wer hätte den Mut, es auszusprechen."

Ich will mich nicht vermessen, das Wesen dieser Staaten in Worte zu fassen. Doch sehen wir deutlich, daß sie auf Grundsätze gegründet sind, die aus den verschiedenen großen Entwickelungen früherer Jahrhunderte hervorgegangen waren, daß sie sich diesen entsprechend in ursprünglichen Verschiedenheiten und mit abweichenden Verfassungen ausbildeten; daß sie großen Forderungen entsprachen, die gemäß der Natur der Dinge an die lebenden Geschlechter geschahen. In ihrem Aufkommen, ihrer Ausbildung, welche, wie sich versteht, nicht ohne mannigfaltige Umgestaltung innerer Verhältnisse erfolgen konnte, liegt das große Ereignis der hundert Jahre, die dem Ausbruch der französischen Revolution vorhergingen.

4. Französische Staatsumwälzung.

Hatte jenes Ereignis aber eine so unzweifelhaft für sich selber gültige Bedeutung, so ist doch nicht zu leugnen, daß eine Beschränkung von Frankreich damit erreicht war und daß dieses Land die Erfolge der anderen als seine Verluste ansehen durfte. Auch war es ihnen immer lebhaft entgegengetreten. Wie oft suchte es früher die Fortschritte von Oesterreich in Ungarn und gegen die Türken aufzuhalten; wie oft mußten dann die besten Regimenter von der Donau, wo sie gegen die Türken standen, an den Rhein und wider die Franzosen berufen werden! Rußland hatte seinen Einfluß im Norden der französischen Staatskunst abgewonnen. Als der Hof von Versailles inne wurde, welche Stellung Preußen in der Welt einnahm und zu behaupten suchte, vergaß es seine amerikanischen Belangen, um diese Macht, ich sage nicht herabzubringen, sondern geradehin zu vernichten. Wie oft hatten die Franzosen die Jakobiten zu begünstigen, etwa einen Stuart nach England zu werfen, die alten Verhältnisse wieder herzustellen unternommen. Dafür bekamen sie denn auch, mochten sie mit Preußen wider Oesterreich[24]) oder mit Oesterreich wider Preußen[25]) stehen, allemal die Engländer zu Gegnern. Sie führten ihre Kriege auf dem festen Lande mit Verlusten zur See; während des Siebenjährigen Krieges verloren sie, wie Chatham[26]) sagte, Amerika in Deutschland.

Und so stand Frankreich allerdings bei weitem nicht mehr so entschieden als der Mittelpunkt der europäischen Welt da wie hundert Jahre früher. Es mußte die Teilung von Polen (1772) vor seinen Augen vollziehen lassen, ohne darum gefragt zu werden. Es mußte, was es tief empfand, gestatten, daß im Jahre 1772 eine englische Fregatte an der Reede von Toulon erschien, um über die abgemachte Entwaffnung der Flotte zu wachen. Selbst die kleineren unabhängigen Staaten wie Portugal, die Schweiz hatten anderen Einwirkungen Raum gegeben. Zwar ist sogleich zu bemerken, daß das Uebel nicht so schlimm war, wie man es oft vorgestellt hat: Frankreich behauptete doch seinen alten Einfluß auf die Türkei; durch seinen Familienvertrag hatte es Spanien an seine Staatskunst gekettet; die spanischen Flotten, die Reichtümer seiner Pflanzungen standen zu seiner Verfügung; auch die übrigen bourbonischen Häfen, zu denen sich der Tuniser beinahe mitrechnete, schlossen sich an Frankreich an; die französische Partei siegte endlich in Schweden. Allein einem Volk, das sich mehr als jedes andere in dem Schimmer einer allgemeinen Ueberlegenheit gefällt, war dies lange nicht genug. Es fühlte nur den Verlust von Ansprüchen, die es als Rechte betrachtete; es bemerkte nur, was die anderen erobert, nicht was es behauptet hatte. Mit Unwillen sah es so gewaltige, starke, wohlgegründete Mächte sich gegenüber, denen es nicht gewachsen war.

Man hat soviel von den Ursachen der Staatsumwälzung geredet und sie wohl auch da gesucht, wo sie nimmermehr zu finden sind. Eine der wichtigsten liegt m. E. in diesem Wechsel der auswärtigen Verhältnisse, die die Staatsleitung in tiefe Mißachtung gebracht hatte. Es ist wahr, sie wußte weder den Staat recht zu verwalten noch den Krieg gehörig zu führen; sie hatte die gefährlichsten Mißbräuche überhandnehmen lassen; und der Verfall ihres europäischen Ansehens war daher großenteils mit entsprungen. Aber die Franzosen schrieben ihrer Staatsleitung auch alles das zu, was doch nur ein Werk der veränderten Weltstellung war. Sie lebten in der Erinnerung der Machtfülle der Zeiten Ludwigs XIV., und alle die Wirkungen, die daher rührten, daß sich andere Staaten mit frischen Kräften erhoben hatten, die sich einen Einfluß, wie man ihn fürderhin ausgeübt, nicht mehr gefallen ließen, gaben sie der Unfähigkeit ihrer äußeren Staats-

kunst und dem allerdings unleugbaren Verfall ihrer Zustände schuld. Daher kam es, daß die Bewegungen von Frankreich, wenn sie auf der einen Seite einen Zug der Erneuerung hatten, der sich nur zu bald in einen umstürzlerischen umsetzte, doch auch von allem Anfang eine Richtung gegen das Ausland nahmen.

Gleich der amerikanische Krieg [27]) entwickelte diese Doppelseitigkeit. Wenn man es nicht wüßte, so könnte man aus den Denkwürdigkeiten von Ségur [28]) sehen, aus welcher sonderbaren Mischung von Kriegslust und angeblicher Weisheit die Teilnahme der Jugend unter dem vornehmeren französischen Adel daran herkam. „Die Freiheit", sagt Ségur, „stellte sich uns dar mit den Reizen des Ruhmes. Während die Reiferen die Gelegenheit wahrnahmen, ihre Grundsätze geltend zu machen und die willkürliche Gewalt zu beschränken, traten die Jüngeren nur darum unter die Fahnen der Weisheit, um Krieg zu führen, um uns auszuzeichnen, um Ehrenstellen zu erwerben. Aus ritterlicher Gesinnung wurden wir Grübler." Diese Jüngeren wurden das doch allmählich sehr im Ernst. Sonderbare Mischung! Indem sie England angriffen und ihren Ehrgeiz sein ließen, es zu schwächen, es seiner Pflanzungen zu berauben, war es doch besonders die Unabhängigkeit eines englischen Standesherrn, die würdige Stellung eines Mitgliedes des Hauses der Gemeinen, was sie zu erlangen gewünscht hätten. Dieser amerikanische Krieg wurde nun entscheidend, nicht so sehr durch eine Veränderung der allgemeinen Machtverhältnisse — denn wenn man die englischen überseeischen Besitzungen von dem Mutterland losriß, so zeigte sich doch bald, daß dieses in sich selber sowohl begründet war, um das nicht sehr zu empfinden; wenn sich die französische Seemacht wieder zu einem gewissen Ansehen erhob, so hatte England doch in den entscheidenden Schlachten den Sieg davongetragen und die Uebermacht über seine vereinigten Nebenbuhler behauptet — als auch die mittelbaren Wirkungen, die er hervorbrachte. Ich meine nicht allein das Emporkommen der freistaatlichen Neigungen, es gab noch eine unmittelbare Folge. Mit großem Ernste hatte sich Turgot [29]) dem Kriege widersetzt; nur in dem Frieden hoffte er die Staatseinkünfte, welche schon damals ein Fehlbetrag drückte, durch eine sparsame Haushaltung herzustellen und zugleich die erforderlichen Verbesserungen durchzusetzen. Allein er hatte dem Strome

der jugendlichen Begeisterung weichen müssen. Der Krieg war erklärt und mit überschwänglichen Kosten geführt worden. Necker[30]) hatte mit der ganzen Begabung eines Bankherrn, die er in so hohem Grade besaß, neue Anleihen zu machen gewußt. Je höher sie aber aufliefen, desto mehr mußten sie den Fehlbetrag steigern. Schon im Jahre 1780 erklärte Vergennes[31]) dem König, der Zustand der Staatseinkünfte sei wahrhaft beunruhigend; er mache den Frieden, einen unverweilten Frieden notwendig. Indessen verzögerte sich der Friede noch, und erst nach dessen Abschluß (1783) ward man die Verwirrung recht inne. Man nimmt auch hier einen auffallenden Gegensatz wahr. Nicht minder erschöpft und mit Schulden beladen ging England aus dem amerikanischen Kriege hervor. Aber während Pitt in England das Uebel bei der Wurzel angriff und das Vertrauen durch große Maßregeln wiederherstellte, gerieten die französischen Staatseinkünfte aus schwachen Händen in immer schwächere, unversuchtere und zugleich keckere, so daß das Uebel von Monat zu Monat stieg und die Staatsleitung wie in ihrem Bestande bedrohte, so um ihr ganzes Ansehen brachte.

Wie sehr wirkte dies auf die auswärtigen Verhältnisse zurück! Man hatte keine Wahl mehr, um jeden Preis mußte man den Krieg vermeiden. Lieber kaufte man z. B. die Forderungen, welche Oesterreich an Holland machte, durch einen Betrag ab, zu dem man trotz der schlechten Umstände, in denen man war, selber die Hälfte beitrug; wäre es auf Frankreich allein angekommen, so würde der Kaiser nicht gehindert worden sein, seine Absichten auf Bayern durchzusetzen[32]). So enge sich die französische Staatsleitung mit den sogenannten Patrioten von Holland vereinigt hatte, so mußte sie diese ruhig von Preußen überwinden lassen[33]). Sie kann darüber meines Erachtens nicht einmal sehr getadelt werden. Was wollte sie in dem Juli 1787, als die preußische Erklärung gegen Holland erschien, unternehmen, um deren Ausführung zu verhindern, da eben damals die Parlamente[34]) sich weigerten, die neuen Auflagen zu genehmigen, ohne die man den Staat nicht weiter verwalten konnte, da bald darauf in jener berühmten Sitzung vom 15. August die Große Kammer ihre Türen eröffnen ließ und der versammelten Menge erklärte, der König könne in Zukunft keine neuen Auflagen erheben, ohne zuvor die allgemeinen

Stände zusammenberufen zu haben. In einem Augenblick, wo der ganze bisherige innere Zustand in Frage gestellt wurde, konnte man schwerlich Einfluß auf das Ausland ausüben. Und doch war dies ein sehr bedeutender Zeitpunkt. Eben damals entschlossen sich die beiden Kaiserhöfe zu ihrem Angriff auf die Türkei. Die Franzosen waren nicht imstande, ihrem alten Verbündeten Hülfe zu leisten, und wenn diese nicht untergehen wollten, so mußten sie Hülfe bei England und Preußen nachsuchen.

Allerdings eine Unbedeutendheit, Nichtigkeit der auswärtigen Staatskunst von Frankreich, die weder den natürlichen Ansprüchen dieses Landes angemessen war noch auch den Belangen von Europa überhaupt entsprach. Kam sie, wie nicht zu leugnen, von der inneren Verwirrung her, so wurde diese hinwiederum dadurch außerordentlich vermehrt. Die Staatskunst des Erzbischofs von Brienne erfuhr den heftigsten und allgemeinsten Tadel. Er ward der Feigheit und selbst der Treulosigkeit angeklagt, weil er Holland nicht unterstützt und diese Gelegenheit, den kriegerischen Ruf der Franzosen auch zu Lande wiederherzustellen, versäumt habe; man fand die französische Ehre hierdurch auf eine Weise beschimpft, daß sie nur durch Ströme von Blut wieder reingewaschen werden könne. Wie übertrieben das nun auch lautet, so kann man doch das Gefühl nicht tadeln, das dieser Unzufriedenheit zugrunde lag. Das völkische Bewußtsein eines großen Volkes fordert eine angemessene Stellung in Europa. Die auswärtigen Verhältnisse bilden ein Reich nicht des Herkommens, sondern der wesentlichen Macht; und das Ansehen eines Staates wird immer dem Grade entsprechen, auf welchem die Entwicklung seiner inneren Kräfte steht. Ein jedes Volk wird es empfinden, wenn es sich nicht an der ihm gebührenden Stelle erblickt; wieviel mehr das französische, das so oft den sonderbaren Anspruch erhoben hat, vorzugsweise das große Volkstum zu sein.

Ich will nicht auf die Mannigfaltigkeit der Ursachen eingehen, durch welche es zu der furchtbaren Entwicklung der französischen Staatsumwälzung kam. Ich will nur in Erinnerung bringen, daß der Verfall der auswärtigen Verhältnisse vielen Anteil daran hatte. Man braucht nur daran zu denken, welche Rolle eine österreichische Prinzessin, die unglückliche Königin[35]), auf die der ganze Haß fiel,

den dieses Volk seit so langer Zeit dem Hause Oesterreich gewidmet hatte, dabei spielte, welche unselige Auftritte das Trugbild eines österreichischen Ausschusses veranlaßt hat. Nicht genug, daß die Franzosen sahen, sie hatten den alten Einfluß auf die Nachbarn verloren; sie überredeten sich sogar, daß das Ausland geheimen und starken Einfluß auf ihren Staat ausübe. In allen Maßregeln der inneren Verwaltung glaubten sie ihn wahrzunehmen; eben dies entflammte dann die allgemeine Entrüstung, die Gärung und die Wut der Menge.

Halten wir an diesem Gesichtspunkt der auswärtigen Verhältnisse fest, so können wir von der Staatsumwälzung folgende Ansicht fassen. Allenthalben hatte man, um zur Ausbildung einer größeren Macht zu gelangen, die völkischen Kräfte auf eine ungewohnte Weise zusammengenommen. Dazu hatte man viele Hindernisse, die in den inneren Verhältnissen lagen, wegräumen müssen und nicht selten die alten Berechtigungen angetastet; es war dies in den verschiedenen Ländern bald mit mehr, bald mit weniger Bedacht und Erfolg geschehen. Ein sehr unterrichtendes, lebensvolles Buch müßte es geben, wenn man darzustellen wüßte, wie dies allenthalben versucht wurde, mehr oder minder gelang, wohin es führte; endlich unternahm man es auch in Frankreich. Es ist so viel auf die unumschränkte Gewalt früherer französischer Könige gescholten worden; die Wahrheit ist, daß sich jene zwar noch in einigen Willkürlichkeiten äußerte, in der Hauptsache dagegen ungemein verfallen war. Als die Staatsleitung jenen Versuch machte, war sie schon zu schwach, um ihn durchzusetzen; sie machte ihn auch mit unsicheren Händen; den Widerstand der bevorrechteten Stände vermochte sie nicht zu besiegen. Hierüber rief sie den dritten Stand, die Gewalt der volksherrschaftlichen Gedanken, die sich schon der öffentlichen Meinung zu bemächtigen angefangen, zu Hülfe. Ein Bundesgenosse aber, der ihr bei weitem zu stark war. Indem sie schwankte, sowie sie seine Kräfte erkannte; die Bahn verließ, die sie eingeschlagen; zu denen zurücktrat, welche sie angreifen wollte; eben die beleidigte, die sie zu Hülfe gerufen hatte; forderte sie alle öffentlichen Leidenschaften heraus, setzte sie sich mit den Ueberzeugungen und der Richtung des Jahrhunderts, ja mit ihrer eigenen Richtung in Kampf und brachte eine Bewegung hervor, in welcher der dritte Stand oder vielmehr die in diesem und um ihn her ent-

wickelte Kraft der Empörung in riesengroßem Fortschritt nicht allein die bevorrechteten Stände, den Adel, sondern König und Thron selber umstürzte und den ganzen alten Staat vernichtete.

Ein Unternehmen, wie es zwar keineswegs alle, aber doch einige andere Staatsleitungen verstärkt und befestigt hatte, riß dergestalt durch die Entwicklung, die es nahm, durch die Folgen, die es hatte, die französische in ihr Verderben. Nur wenn man hier und da glaubte, daß in diesem großen Untergang die Macht und äußere Bedeutung von Frankreich vollends zugrunde gehen müßte, so hatte man sich geirrt. So stark waren die Neigungen zur Herstellung der alten Macht, daß sie selbst unter so furchtbaren Umständen nicht allein nicht aus den Augen verloren, sondern auf eine Weise, wie sie noch nie dagewesen, über das Beispiel anderer Staaten weit hinaus durchgesetzt wurden. Waren anderwärts die bestehenden mittleren Gewalten in ihrer Unabhängigkeit beschränkt, zu größerem Anteil an den allgemeinen Anstrengungen genötigt worden, so wurden sie hier geradezu vernichtet. Adel und Geistlichkeit wurden nicht allein ihrer Vorrechte, sondern im Laufe der Ereignisse selbst ihrer Besitztümer beraubt; welch eine Beschlagnahme im größten Stil, in der ungeheuersten Ausdehnung! Wie kehrten sich die Anschauungen, die Europa als heilbringend, menschlich, befreiend begrüßt hatte, vor seinen Augen plötzlich in den Greuel der Verwüstung um. Das vulkanische Feuer, von dem man eine nährende belebende Erwärmung des Bodens erwartet hatte, ergoß sich in furchtbaren Ausbrüchen über ihn hin.

Mitten in dieser Zertrümmerung aber ließen die Franzosen den Grundsatz der Einheit doch niemals fallen. Um wieviel mächtiger als bisher erschien eben in der Verwirrung der Umsturzjahre Frankreich den europäischen Staaten gegenüber. Man kann sagen, jener gewaltige Ausbruch der Kräfte setzte sich nach außen fort. Zwischen dem alten und dem neuen Frankreich war dasselbe Verhältnis wie zwischen dem zwar lebhaften und von Natur tapferen, aber an das Hofleben gewöhnten, mit einem oft kleinlichen Ehrgeiz behafteten, feinen, wollüstigen Adel, der den alten Staat leitete und den wilden, gewaltsamen, von wenig Gedanken berauschten, blutbefleckten Jakobinern, die den neuen beherrschten. Da vermöge des bisherigen Ganges der Dinge zwar nicht ganz ein gleicher Adel wie jener, aber doch ein ähnlicher

an der Spitze der übrigen Staaten stand, so war es kein Wunder, wenn die Jakobiner in jener wilden Anspannung aller Kräfte das Uebergewicht an sich brachten. Es bedurfte nur des ersten, durch ein Zusammentreffen unerwarteter Umstände davongetragenen Sieges, um die umstürzlerische Begeisterung zu erwecken, die hierauf den Staat ergriff und eine Zeitlang der Grundzug seines Lebens wurde.

Nun kann man zwar nicht sagen, daß Frankreich hierdurch an und für sich stärker geworden sei als die übrigen großen Mächte zusammengenommen oder auch nur als seine nächsten Nachbarn, wenn sie sich vereinigt hätten. Man kennt hinlänglich die Fehler der Staatskunst und der Kriegführung, die einen für diese so ungünstigen Erfolg hervorbrachten. Sie konnten sich ihrer bisherigen Eifersucht nicht sogleich entwöhnen. Selbst das einseitige Bündnis von 1799 hatte Italien zu befreien und eine sehr gewaltige soldatische Stellung einzunehmen gewußt, als ein unglücklicher Zwiespalt sie trennte. Allein geleugnet werden kann es nicht, daß der französische Staat mitten im Kampfe mit Europa gebildet, auf ihn berechnet, durch die Sammlung aller Kräfte, die er möglich machte, den einzelnen Festlandsmächten überlegen wurde. Indem es immer das Ansehen gehabt, als suche man dort die Freiheit, war man Umsturz zu Umsturz Schritt für Schritt zu der unumschränkten Soldatenherrschaft gelangt, die die Ausbildung der anderweiten Heeresordnungen, so groß sie auch waren, weit überbot. Der glückliche General setzte sich die Kaiserkrone auf; alle verfügbaren Kräfte des Staates hatte er jeden Augenblick ins Feld zu werfen die Macht. Auf diesem Wege kehrte dann Frankreich zu seinem Uebergewicht zurück. Es gelang ihm, England von dem Festlande auszuschließen, in wiederholten Kriegen Oesterreich seiner ältesten Landschaften in Deutschland und Italien zu berauben; das Heer und den Staat Friedrichs II. umzuwerfen; Rußland selbst zur Fügsamkeit zu nötigen und endlich in die inneren Provinzen bis zu dessen alter Hauptstadt vorzudringen. Für den französischen Kaiser bedurfte es nur des Kampfes mit diesen Mächten, um zugleich über das südliche und mittlere Europa, einen großen Teil von Deutschland nicht ausgeschlossen, eine unmittelbare Herrschaft zu gründen. Wie war hierdurch alles, was zu Ludwigs XIV. Zeiten geschehen, so weit übertroffen. Wie war die alte Freiheit von Europa so tief gebeugt!

Europa schien in Frankreich untergehen zu wollen. Jene Weltherrschaft, von der sonst nur die entfernte Gefahr gesehen, war beinahe verwirklicht!

5. Wiederherstellung.

Sollten aber die kraftvollen Gewalten, welche in den großen Mächten hervorgetreten waren, so mit einemmal erstickt und vernichtet sein? Der Krieg, sagt Heraklit, ist der Vater der Dinge. Aus dem Zusammentreffen entgegengesetzter Kräfte in den großen Augenblicken der Gefahr — Unglück, Erhebung, Errettung — gehen die neuen Entwickelungen am entschiedensten hervor. Frankreich war nur dadurch zu seiner Uebermacht gelangt, daß es mitten in seiner wilden Bewegung das Gemeingefühl des Volkes lebhafter als je zu erhalten, die völkischen Kräfte in einer so ungemeinen Ausdehnung zu dem einzigen Zweck des Krieges anzustrengen gewußt hatte. Wollte man ihm widerstehen oder je diese Uebermacht noch einmal zu brechen die Hoffnung fassen dürfen, so war da nicht mit Mitteln auszureichen, wie sie bisher genügt hatten; selbst eine Verbesserung der Heeresverfassung allein hätte noch nicht geholfen. Es gehörte eine gründliche Erneuerung dazu, um alle Kräfte zusammenzunehmen, in deren Besitz man sein mochte; man mußte sich entschließen, jene schlummernden Geister der Staaten, von denen bisher das Leben mehr unbewußt getragen worden, zu selbstbewußter Tätigkeit aufzuwecken.

Es müßte eine herrliche Arbeit sein, dieser Verjüngung des völkischen Geistes in dem ganzen Umfange der europäischen Völker und Staaten nachzuforschen, die Ereignisse zu bemerken, die ihn wiedererweckten; die Zeichen, die seine erste Erhebung ankündigten, die Mannigfaltigkeit der Bewegungen und Einrichtungen, in denen er sich allenthalben aussprach, die Taten endlich, in denen er siegreich hervortrat. Doch ist dies ein soweit aussehendes Unternehmen, daß wir es hier auch nicht einmal berühren könnten. Gewiß ist, daß man erst dann mit einiger Aussicht auf Erfolg zu streiten anfing — 1809 —, als man hierin der Forderung des Weltgeschickes ein Genüge zu leisten begann. Als in wohlgeordneten Reichen ganze Einwohnerschaften ihre althergebrachten Wohnsitze, an die sie selbst die Religion

knüpfte, verließen und sie den Flammen preisgaben; als große Bevölkerungen, von jeher an ein friedliches bürgerliches Leben gewöhnt, Mann bei Mann zu den Waffen griffen; als man zugleich des ererbten Haders endlich wirklich vergaß und sich ernstlich vereinigte: erst da, nicht eher gelang es, den Feind zu schlagen, die alte Freiheit herzustellen und Frankreich in seine Grenzen einzuschließen, den übergetretenen Strom in sein Bett zurückzutreiben.

Wenn es das Ereignis der letzten hundert Jahre vor der französischen Staatsumwälzung war, daß die großen Staaten sich erhoben, um die Unabhängigkeit von Europa zu verfechten, so ist es das Ereignis des seitdem verflossenen Zeitalters, daß die Völker selbst sich verjüngt, erfrischt und neu entwickelt haben. Sie sind in den Staat mit Bewußtsein eingetreten, er würde ohne sie nicht bestehen können. Man ist fast allgemein der Ansicht, unsere Zeit[36]) habe nur das Bestreben, die Kraft der Auflösung. Ihre Bedeutung sei eben nur, daß sie den zusammenhaltenden, fesselnden Einrichtungen, die aus dem Mittelalter übrig, ein Ende mache; dahin schreite sie mit der Sicherheit eines eingepflanzten Triebes vorwärts. Das sei das Ergebnis aller großen Ereignisse, Entdeckungen, der gesamten Gesittung; eben daher komme aber auch die unwiderstehliche Hinneigung, die sie zu volksherrschaftlichen Anschauungen und Einrichtungen entwickele; und diese bringe dann alle die großen Veränderungen, deren Zeuge wir sind, mit Notwendigkeit hervor. Es sei eine allgemeine Bewegung, in der Frankreich den anderen Ländern vorangehe, eine Meinung, die freilich nur zu den traurigsten Aussichten führen kann. Wir denken indes, daß sie sich gegen die Wahrheit der Tatsachen nicht zu halten vermögen wird.

Weit entfernt, sich bloß in Verneinungen zu gefallen, hat unser Jahrhundert die tatsächlichen Ergebnisse hervorgebracht; es hat eine große Befreiung vollzogen, aber nicht so durchaus im Sinne der Auflösung, vielmehr diente ihr diese, aufzubauen, zusammenzuhalten. Nicht genug, daß es die großen Mächte allererst ins Leben gerufen; es hat auch die Grundlage aller Staaten, Religion und Recht, es hat die Grundlage eines jeden insbesondere lebendig erneuert. Eben darin liegt das Bezeichnende unserer Tage.

In den meisten Zeiten der Weltgeschichte sind es religiöse Verbindungen gewesen, was die Völker zusammengehalten hat. Doch hat es zuweilen auch andere gegeben, die man mit der unseren eher vergleichen kann, in denen mehrere größere durch eine staatliche Verfassung verknüpfte Königreiche und freie Staaten nebeneinander bestanden. Ich will nur das Zeitalter der mazedonisch-griechischen Königreiche nach Alexander erwähnen. Es bietet manche Aehnlichkeit mit dem unsrigen dar: eine sehr weitgediehene Gesittung, kriegerische Ausbildung, Wirkung und Gegenwirkung verwickelter auswärtiger Verhältnisse; große Bedeutung der Handelsbelangen, der Geldwirtschaft, Wetteifer des Gewerbes, Blüte der streng beweisenden, mit der Mathematik zusammenhängenden Wissenschaften. Allein jene Staaten, hervorgegangen aus der Unternehmung eines Eroberers und der Entzweiung seiner Nachfolger, hatten keine besonderen Grundlagen ihres Daseins weder gehabt noch sich zu bilden vermocht! Auf Soldaten und Geld beruhten sie; eben darum wurden sie auch so bald aufgelöst, verschwanden sie zuletzt völlig. Man hat oft gefragt, wie Rom sie so rasch, so vollkommen bezwingen konnte. Es geschah darum, weil Rom, wenigstens so lange es Feinde von Bedeutung hatte, mit bewunderungswürdiger Strenge an seiner Grundlage festhielt. Auch bei uns schien es wohl, als sei nur noch der Umfang der Besitzungen, die Macht der Truppen, die Größe des Schatzes und ein gewisser Anteil an der allgemeinen Gesittung für den Staat von Wert. Wenn es je Ereignisse gegeben hat, geeignet, einen solchen Irrtum zu zertrümmern, so sind es die Ereignisse unserer Zeit gewesen. Sie haben die Bedeutung der sittlichen Kraft des Volkstums für den Staat endlich einmal wieder zur Anschauung in das allgemeine Bewußtsein gebracht. Was wäre aus unseren Staaten geworden, hätten sie nicht neues Leben aus der völkischen Grundlage, auf die sie gegründet waren, empfangen! Es wird sich keiner überreden, er könne ohne sie bestehen.

Nicht allein solch zufälliges Durcheinanderstürmen, Uebereinanderherfallen, Nacheinanderfolgen der Staaten und Völker bietet die Weltgeschichte dar, wie es beim ersten Blicke wohl aussieht. Auch ist die oft so zweifelhafte Förderung der Gesittung

nicht ihr einziger Inhalt. Es sind Kräfte, und zwar geistige, Leben hervorbringende, schöpferische Kräfte, selber Leben, es sind sittliche Mächte, die wir in ihrer Entwickelung erblicken. Zu bestimmen, unter rein wissenschaftliche Erwägungen zu bringen sind sie nicht; aber anschauen, wahrnehmen kann man sie, ein Mitgefühl ihres Daseins kann man sich erzeugen. Sie blühen auf, nehmen die Welt ein, treten heraus in dem mannigfaltigsten Ausdruck, bestreiten, beschränken, überwältigen einander. In ihrer Wechselwirkung und Aufeinanderfolge, in ihrem Leben, ihrem Vergehen oder ihrer Wiederbelebung, die dann immer größere Fülle, höhere Bedeutung, weiteren Umfang in sich schließt, liegt das Geheimnis der Weltgeschichte.





B. Brandenburg-Preußens Aufstieg (1640—1740).

Nr. 1. Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst (1640—1688) [1]).

Anders ist es überhaupt wohl nicht: die Eindrücke, welche die jugendliche Seele empfängt, wirken auf das ganze folgende Leben ein. Und nicht von dem Zufall werden sie hervorgebracht. Die Ereignisse der Zeit, die Ueberlieferungen der Familie, der Ehrgeiz der Altvorderen, ein geheimes Gefühl der eigenen Kraft erfüllen die Seele mit Entwürfen, Erwartungen und Traumbildern und geben ihr eine Richtung, die das ganze Leben durchzieht.

Kurfürst Friedrich Wilhelm steht ebenbürtig in der Reihe der großen lehrhaft-tätigen Geister, die das 17. Jahrhundert in seinen religiösen und staatlichen Kämpfen hervorgebracht hat. Gustav Adolf und Kardinal Richelieu waren von unvergleichlich größerer Bedeutung für die Entscheidung der Weltgeschicke, Wallenstein unternehmender, Karl Gustav [2]) verwegener; er vermaß sich, die Welt des Nordens aus ihren Angeln zu heben. Niemals wird man den feinen Begründer der staatsmännischen Weltstellung von Frankreich, Mazarin, noch auch den bedächtigen, erwägungsvollen Freistaatler Johann de Wit, den Urheber des staatlichen Gleichgewichts, vergessen. Friedrich Wilhelm hatte nicht eine Stellung, um eine so weltgeschichtlich eingreifende Wirksamkeit auszuüben; aber seine Tätigkeit ist nicht minder bedeutend. Er lebte nicht allein in den augenblicklichen Kämpfen, er vollbrachte eine Gründung für alle Zeiten.

Kurfürst Friedrich Wilhelm erscheint als ein Mann von natürlichster Einfachheit, der, wenn er über den Markt geht, wohl ein paar Nachtigallen kauft, die man feilbietet; denn er liebt Singvögel in seinen Gemächern; der in seinem Küchengarten das aus der Fremde gebrachte Reis mit eigener Hand pfropft, in Potsdam die Trauben mit eigener Hand lesen, die jungen Karpfen im Teich fischen hilft. Dabei aber richtet er sich doch eine stattliche Hofhaltung ein; er hält auf die Abzeichen, die ihn von allen anderen unterscheiden, er legt selbst Wert darauf, daß er einen gewissen Aufwand machen kann, nach welchem ihn niemand zu fragen hat. Für die Künste wohnte ihm eine natürliche Begabung inne, so daß er das Gute und Brauchbare auf den ersten Blick unterschied. Er war mehr ein Kriegsmann als ein Gelehrter, aber er hatte Sinn für Gelehrsamkeit und den Wunsch, sich allseitig zu unterrichten. Wichtige Fragen über zweifelhafte Punkte legte er den Gelehrten vor, die er erreichen konnte, und ließ sich von ihnen Vortrag halten, ohne die Auseinandersetzung zu scheuen. In seinen mittleren Jahren geschah das alle Tage; die Staatsgeschäfte litten dabei nicht. Er war vielmehr überzeugt, daß er eben des Rates der Gelehrten bedürfe, um sie zu führen.

Seine Staatsverwaltung hatte eine altväterlich-gemütliche Ader. Eine große Anzahl eigenhändiger Briefe von ihm an seinen vertrautesten Rat, Otto von Schwerin, sind aufbehalten. Alle öffentlichen Geschäfte und häuslichen Ereignisse werden darin in den Formen der herzlichsten Freundschaft erörtert. Der Fürst wünscht z. B. seinem Minister einen glückseligen guten Morgen oder Gottes Beistand bei der bevorstehenden Entbindung seiner Frau Liebsten. Darum durfte dieser aber keine persönlichen Belangen in die Verhandlungen mischen. Er wird wohl bedeutet, keine Gefühle blicken zu lassen, wo er nur seine Meinung zu sagen habe.

In der alten Weise deutscher Fürsten liebte Friedrich Wilhelm noch regelmäßige und eingehende Beratung. Schon Oxenstierna [3]) lobt einmal den Fleiß, mit welchem der Kurfürst in seiner Jugend den Sitzungen seines Geheimen Rates beigewohnt; wie er sich sogar die Mühe gegeben habe, die verschiedenen Abstimmungen aufzuzeichnen. Er zog besonders rechtskundig gebildete Männer, welche staatsmännische Befähigung verrieten, in den Rat. In dem versammelten

Staatsrat hielt er fürs beste, alle sprechen zu lassen, und zwar die jüngsten Mitglieder zuerst, weil sie, wenn die älteren ihre Meinung zuvor aussprachen, durch deren Ansehen leicht beherrscht werden würden. Sein Verfahren war, alles zu hören, aber selbst keine endgültige Meinung zu äußern. Dafür behielt er die stille Ueberlegung mit sich selbst vor, nicht ohne Gebet. Durch diese Erhebung der Seele meinte er in den Stand gesetzt zu werden, den besten Rat zu finden und zu wählen. Man verglich sein Urteil mit dem Neigen der Zunge an der Wage, nach der Seite hin, wo das Uebergewicht der Gründe fällt, fast ohne Willkür. „Und was ich dann", sagt er, „im Geheimen Rat einmal beschlossen, das will ich auch vollzogen haben"[4]. Eben aus dieser Verbindung von Beratung und entschiedenem Willen leitete man seine Erfolge her. Seine Grundsätze waren: wohl überlegen, rasch ausführen; wo die Not vorhanden, da gilt kein Vorrecht.

Sehr bequem und beliebt war seine Herrschaft mitnichten; die allgemeine Klage war, daß er die Untertanen zu sehr belaste, und zwar immer stärker, je älter er wurde. Man hatte viel von seinem Jähzorn zu leiden, der dann auch keineswegs ohne Einfluß auf die Geschäfte blieb. Wenn die großen Angelegenheiten überhaupt selten ohne Leidenschaft verwaltet werden, so war das auch bei ihm nicht der Fall. Aber in den Umständen lag ein gutes Zuchtmittel augenblicklicher Aufwallungen. Man hat wohl erlebt, daß er nach irgend einer ihm geschehenen Mißachtung Feuer und Flamme war, um sich zu rächen; den anderen Tag aber Versöhnungsentwürfe zum Vorschein brachte, welche sehr wohl erwogen und von der anderen Seite angenommen werden konnten. Alles war voll von Gärung und Wechseln der Entschlüsse. Wer in dem vorigen Jahre mit Krieg und Verderben bedroht worden, dem wurden nach veränderten Umständen im laufenden Anerbietungen zu der engsten Verbindung gemacht. Jede neue Wendung der Dinge regte neue Entwürfe auf. Die persönliche Stimmung wurde doch immer durch die allgemeine Erwägung beherrscht.

In seinem Geiste war etwas Weitausschweifendes, man möchte sagen, allzuweit, wenn man sich erinnert, wie er Brandenburg in unmittelbaren Bezug zu den Küsten von Guinea brachte und auf dem Weltmeer mit Spanien zu wetteifern unternahm, oder wie er auf den Entwurf einging, zur Begründung einer allgemeinen Wissenschaft eine

von aller Rücksicht auf die christlichen Bekenntnisse unabhängige Hochschule zu stiften. Er zweifelte nicht an dem Erfolge der geheimen Wissenschaften[5]); er liebte von dem Entlegenen und Wunderbaren zu hören, und dabei war er doch durch und durch lebensklug. An jeder Tätigkeit des Menschen hat die Einbildung großen Anteil; denn das Zukünftige muß sich dem Geiste in greifbaren Formen darstellen. Die Verbindung einer ausführenden Tätigkeit mit einer Einbildungskraft, die vor dem Unausführbaren nicht auf den ersten Blick zurückweicht, gibt seinem Wesen um so mehr etwas Großartiges und Außerordentliches. Wir fühlen um ihn her die geistige Luft, in welcher die geistige Schöpferkraft atmet; die Handlungen, die sich auf einen unendlichen Hintergrund der Gesinnung und der staatsmännischen Anschauungen erheben.

In seinen jüngeren Jahren erschien der Kurfürst als ein schöner Mann, groß und wohl gewachsen; mit vollem Gesicht, bedeutend ausgeprägten Zügen und hellen Augen. Er vereinigte den Ausdruck der Entschlossenheit mit höflichem Wesen. Man urteilte aus seinem Gespräch, daß er die Welt kenne und die Geschäfte verstehe. So erschien er bei jener Zusammenkunft in Bromberg[6]), auf welche dann bald ein Besuch der Königin von Polen in Berlin folgte; da kehrte der Kurfürst eine andere Seite seines Wesens hervor. Er holte sie mit einem Gefolge von 4000 Mann ein und einem ansehnlichen Geschütz, das zu ihrer Begrüßung gelöst wurde. So begleitete er sie auch, als sie wieder abreiste. Als sie sich von seiner Gemahlin getrennt hatte, ritt er noch eine Zeitlang neben dem Wagen her, stieg dann ab, um persönlich Abschied zu nehmen. Der Besuch hatte seiner Gemahlin, Luise Henriette von Oranien, gegolten, die auch mit ihm in Bromberg gewesen war. Sie erschien neben ihm sanfter und ruhiger; sie war klein, aber wohlgestaltet; sie sprach wenig und verriet eine Neigung zur Schwermut. Sie fastete alle Dienstage, weil ihr Bruder an diesem Tage gestorben war. Auch bei festlichen Gelagen hielt sie dies ihr Gelübde; sie nahm die Gesundheiten an, die man ihr brachte und erwiderte sie, ohne zu trinken. Aber mit ihrer frommen Neigung verband sie doch auch ein Verständnis für die vorliegenden Fragen. Sie hielt es beinahe für die Pflicht der Gemahlin eines Fürsten, sich mit den öffentlichen Angelegenheiten zu beschäftigen. Der Kurfürst hat

sich bei ihren Ratschlägen wohl befunden; er hat sie nach ihrem Tode (1667) oft vermißt.

Die zweite Gemahlin des Kurfürsten, Dorothea von Holstein-Glücksburg, war aus stärkerem Stoff gebildet. Sie begleitete ihn auf seinen Feldzügen, in das Getümmel des Feldlagers, in die Gefahren der Belagerungen; niemals wollte sie ihn verlassen. Sie behandelte ihn als den großen Mann, der er war, und war besorgt für sein Glück und seinen Ruhm. Man findet nicht, daß sie in den großen Angelegenheiten Einfluß auf seine Entschlüsse ausgeübt hat; dagegen in seiner äußeren Umgebung herrschte sie unbedingt. Unter den Freunden und Genossen der Familie war sie bekannt dafür, daß es ihr das größte Vergnügen auf der Welt mache, zu befehlen. Dem Kurfürsten, der sie gewähren ließ, verschaffte sie eine seiner Natur entsprechende Häuslichkeit. Er erscheint als ein Hausvater alter Zeit; wie wenn er, vor Tische im Lehnstuhle sitzend, die Begrüßung seiner Kinder empfing, die ihn ehrten, aber auch fürchteten. Wie ihn seine Bildnisse zeigen und die, welche ihn kannten, versichern, in ihm war eine seltene Verbindung von Ernst und Wohlwollen, Güte und Erhabenheit. In jedem Augenblick erschien er würdig und gediegen, seiner Stellung bewußt, die doch größtenteils sein Werk war. Er hat den brandenburgischen Staat nicht etwa geschaffen; denn in seinen Grundlagen bestand dieser bereits und hat sein eigentümliches Wesen, aber diese Bestandteile hat Kurfürst Friedrich Wilhelm nicht allein zusammengehalten, sondern auch solche von wesentlichster Bedeutung hinzugefügt [7]) und ihnen den Gedanken eines Staates eingehaucht, das Bewußtsein nicht allein eines äußeren, sondern auch eines inneren Zusammenhaltes.

Wir berührten, wie dies zuerst im Kriege durch die Aufstellung eines aus allen Teilen zusammengesetzten und überall aus freiwilliger Bestimmung hervorgegangenen Heeres geschah. Die bewaffnete Macht war der vornehmste Mittelpunkt der Einheit des Landes, sie hat ihm selbst und allen Nachfolgern ihre Stellung in der Welt gegeben. Seine ganze Staatsverwaltung beruht darauf. Er selbst hat dem Heere zwei Dritteile seiner Einkünfte zugewendet. Seinem Nachfolger hat er das Heer sterbend als seine eiserne Hand empfohlen und ihn verpflichtet, es aufrecht zu erhalten. Ein anderer Gesichtspunkt,

der alles zusammenhielt, war die Religion. Nicht sowohl die Ausbreitung des evangelischen Bekenntnisses, als dessen Verteidigung hat seine Staatskunst alle die Jahre seiner Regierung hindurch beschäftigt. Anknüpfend an die Altvordern, hat er dem werdenden Staat seinen protestantischen Wesenszug auf das tiefste eingeprägt und ihn für alle Folgezeit befestigt. Die Verbindung Brandenburgs mit dem Reiche trug er tief in seiner Seele; man sagte wohl, er sei der einzige, in welchem dieser Gedanke lebe, ohne ihn würde er zugrunde gehen. Und wenn Brandenburg durch ihn eine gesicherte Stellung in Deutschland und Europa gewann, so hat er gleichsam seinen Nachkommen ihre künftigen Bahnen demgemäß vorgezeichnet. Die Eroberung von Pommern in den Verbindungen, in denen sie später ausgeführt worden ist, die Eroberung von Schlesien schon mit Andeutung eines Feldzugsplanes zu diesem Behuf, selbst ein Unternehmen gegen Frankreich, wo er das alte durch Parlamente und mächtige Stände beschränkte Königtum, mit welchem Europa in Frieden leben konnte, herzustellen gedachte, hat er entworfen. Eine kleine Flotte, die freilich wieder zugrunde ging, hat doch den Gedanken einer brandenburgischen Seemacht lebendig erhalten.

Eine der empfindlichsten Schwierigkeiten in seinem Leben bildete der Zwiespalt des reformierten Bekenntnisses, zu welchem er sich mit vollem Herzen hielt, und des lutherischen, welches seine Untertanen mit altdeutscher Glaubensfreudigkeit erfüllte. Seiner Gemahlin Dorothea, die ihm zu Liebe zu dem reformierten Bekenntnisse übergetreten war, schreibt man zu, daß sie seinen Eifer gegen die Lutheraner gemäßigt habe. Er hätte dann nichts mehr gewünscht, als beide Bekenntnisse, wenn nicht zu vereinigen, doch zu versöhnen. Er beschwerte sich oft über die Hartnäckigkeit der Lutheraner, aber auch über den Eifer der Reformierten, namentlich in Behauptung der Beschlüsse von Dortrecht. Noch in seinen letzten Stunden beklagte er sich darüber, daß unter den Evangelischen so wenig Eintracht herrsche. Er wußte, welch ein Augenblick entscheidungsvoller Kämpfe dem Protestantismus bevorstand[8]). Jene Erwartung einer durchgreifenden Umwandlung der europäischen Staatskunst zugunsten des allgemeinen Gleichgewichts, die er in seinen letzten Tagen kundgab, war zugleich religiöser Natur.

Was aber könnte den Abschied aus diesem Leben leichter machen als fromme Ueberzeugung. Der Kurfürst zeigte ein volles Bewußtsein davon. Der Gleichmut, den man ihm wohl zuschreibt, ist eben der feste, seiner Sache gewisse Glaube. Er wußte, was die Lehre von der Erlösung bedeute: die Reinigung der im Laufe des Lebens nicht ohne Makel gebliebenen Seele und ihre Rettung. In ihm durchdrang sich das Vertrauen auf den Sieg der guten Sache in der Welt und auf die Fortdauer des persönlichen Daseins auf einer höheren Stufe.

Nr. 2. Staatsverwaltung Friedrich Wilhelms I. von Preußen (1713—1740)[9].

Zwischen Staat und Macht ist vielleicht an sich kein Unterschied; denn der Gedanke des Staates entspringt aus dem Gedanken einer Selbständigkeit, welche ohne entsprechende Macht nicht behauptet werden könnte. Der brandenburgisch-preußische Staat hatte die Würde eines Königreiches und erhob alle Ansprüche, die eine Gleichstellung mit den anderen Mächten der Welt in sich tragen. Aber es mangelte ihm noch an einer befestigten inneren Sicherstellung. Friedrich Wilhelm I. hatte die Aufgabe und war sich ihrer bewußt, die inneren eingeborenen Kräfte zusammenzunehmen und zu einem sich selbst fühlenden Ganzen zu gestalten.

Wenn es unleugbar ist, daß die gesamte Verwaltung den Zweck hatte, das Heer zu erhalten und zu vermehren, so wäre er doch nicht durch einseitig drückendes Gebot zu erreichen gewesen. Die Verwaltung Friedrich Wilhelms kennzeichnete es, daß sie zugleich die natürlichen Hilfsquellen des Landes erschloß und seine Ertragsfähigkeit hob. Dabei eröffnete sich ihm ein weites Feld für seine eigentümliche Begabung und eine dem Bedürfnis entsprechende Tätigkeit. Bei seines Vaters[10]) Tode, sagt er einmal, habe er nicht allein das Heer in einem ungenügenden Stande gefunden, sondern auch die Krongüter verpfändet und zum Teil in Erbpacht ausgetan, die Einkünfte einem Zusammenbruch nahe, in allen Dingen eine unbeschreibliche Unord-

nung, überdies das Land Preußen durch eine verderbliche Seuche herabgebracht. Alle dem abzuhelfen, und zwar in verhältnismäßig kurzer Zeit, erklärt er für sein Meisterstück.

Die Grundlage von allem war die landwirtschaftliche Einrichtung, namentlich die Krongüter. Er hielt es für eine seiner dringendsten Angelegenheiten, die bei seiner Thronbesteigung noch in den Händen der Erbpächter befindlichen Krongüter sich wieder zuzueignen. Das Erbstandsgeld, das sie gezahlt, ließ er ihnen zurückgeben, aber sofort mit Sack und Pack sollten sie die Güter räumen, welche sein, des Königs seien, deren Besitz ihm von Gott und Rechtswegen zugehöre. Die Gefahr dieses Versuches diente ihm zum Anlaß, eine alte Satzung des Hauses, nach welcher die von den Vorfahren angeerbten Lande nicht veräußert werden durften, in den stärksten Ausdrücken zu erneuern und auf alle Güter und Einkünfte auszudehnen, die seitdem erworben seien oder noch erworben werden würden [11]). Der König führte überall die Zeitpacht zurück und genoß das Vergnügen, seine Einkünfte dabei sich noch mehren zu sehen. Die Pacht war immer auf sechs Jahre bestimmt, und er ordnete die strengste Aufsicht bei ihrer Erneuerung an. Der Präsident der Provinzialkammer, unter welchem die Aemter stehen, soll sie bereisen, sowie der Schnee schmilzt, nachsehen, ob die Zahl und Beschaffenheit der Aecker mit dem Anschlag übereinkommt, diese nötigenfalls wieder ausmessen lassen und sich in Person eine so genaue Kenntnis verschaffen, daß er weder von den Pächtern noch etwa von seinen Räten betrogen werden kann. Für jede Verbesserung sollen Voranschläge gemacht und diese alsdann um keines Hellers Wert überschritten werden; der Pächter, der durch sein Haftgeld gebunden ist, soll niemals Zahlungsfrist erhalten. Die Hofkammer, die an der Erbpachtsache so vielen Anteil genommen, ward aufgelöst und eine allgemeine Leitung der Krongüter eingerichtet, unter welcher sämtliche Amtskammern standen. Eine andere Art von Aufsicht, die alle Behörden durchsetzte und in einer mehr durch Furcht als durch Hoffnung angeregten Spannung hielt, führte der König selbst; für den Betrieb der Landwirtschaft hatte er nicht weniger Gaben als für den soldatischen Dienst und sich ebensoviel besondere Kenntnis davon erworben.

Man hat damals gesagt, was man von Friedrich Wilhelm I. nicht erwarten sollte, eine Stelle aus einem alten griechischen Schriftsteller habe in dieser Beziehung einst in seiner Jugend großen Eindruck auf ihn gemacht, ein Abschnitt Xenophons[12]), worin es von dem persischen Könige heißt, er bekümmere sich ebensoviel um den Landbau wie um den Krieg, bereise die verschiedenen Landschaften seines Reiches oder lasse sie besuchen; nach dem Zustande, worin er sie finde, messe er Belohnung und Strafen ab. So lebte und webte auch er in dieser doppelten Richtung der Tätigkeit. Alle Jahre finden wir ihn von einer Landschaft zur andern reisen. Was ihn dabei am meisten beschäftigt, ist die Verbesserung der Krongüter, mit der er planmäßig vorgeht, nicht in allen Landschaften zugleich, sondern in einer nach der andern. Er hat dabei, wie seine Aufzeichnungen zeigen, auch allenthalben die örtlichen Erfordernisse im Auge: in den östlichen Landschaften den Mangel an kleinen Städten, in Brandenburg die Neuordnung des Forstwesens, namentlich den Verkauf des Holzes an die Holländer und Hamburger, um nicht etwa durch die Beamten selbst übervorteilt zu werden, im Magdeburgischen den Vertrieb des Salzes, die Erhöhung der Rente von den Kohlenbergwerken. Man sieht überall den sorgsamen und gebieterischen Hausherrn, der seine Erträge erhöhen will, ohne jedoch, wie er versichert, die Untertanen zu drücken, die er vielmehr in besseren Stand zu bringen sucht.

Den größten Wert legte er auf die Förderung des Webwarengewerbes. Die allgemeine Ueberzeugung in Deutschland gegen Ende des 17. und im Anfang des 18. Jahrhunderts ging dahin, daß das tief herabgekommene deutsche Gewerbe ohne strenge Maßregeln vollends zugrunde gehen müsse. In den gelesensten Schriften klagt man, daß das Uebergewicht des französischen Webwarengewerbes dem deutschen Volke die innerste Kraft des Lebens, d. h. die der Hervorbringung, entziehe, das Blut aus seinen Adern sauge. In der Mark Brandenburg sah man die traurigsten Beweise des Verfalls vor Augen. Die Tuche der Priegnitz und der Altmark, die bisher in Hamburg gefärbt und dann nach dem Norden verführt worden, fanden dort keinen Absatz mehr, weil sie den gestiegenen Ansprüchen nicht mehr genügten. Wie sollten sie den englischen Wettbewerb auf den fremden Märkten aushalten, da sie ihm auf dem einheimischen

unterlagen? Von hohem Werte in dieser Hinsicht war die Einwanderung der französischen Flüchtlinge. Was bisher aus England oder Frankreich mit großen Kosten bezogen worden, wurde nun im eigenen Lande hervorgebracht, sogar mit dem Erfolge, daß es wieder ausgeführt wurde. Friedrich Wilhelm war unendlich glücklich, daß das Geld im Lande bleibe; er sah die Webwaren nach dem Ausdruck des Paters Vota [13]) wie ein ergiebiges Bergwerk an.

Sehr wahr, daß die Anschauung, der er folgte, mit einer Ueberschätzung des baren Geldes zusammenhing [14]); allein abgesehen hiervon war es doch von der dringendsten Notwendigkeit, den gewerbetreibenden Teil der Bevölkerung dem Verderben zu entreißen, in den ersten Bedürfnissen des Lebens nicht ganz vom Auslande abhängig zu werden. Wer wollte es tadeln, daß man der fremden Arbeit eigenen Fleiß entgegensetzte und das Unentbehrliche selbst hervorzubringen suchte. Das deutsche Volk durfte die gewerbliche Tätigkeit nicht aufgeben, welche in früheren Jahrhunderten einen so wichtigen Bestandteil des städtischen Lebens ausgemacht hatte.

An seiner Stelle fand nun König Friedrich Wilhelm in dem Bedürfnis des Heeres ein Mittel, das Webwarengewerbe zu heben, indem er ihm eine umfassende Beschäftigung anwies. Er wollte, daß die Bekleidung des Heeres ganz durch einheimischen Stoff beschafft werde. Einer der früheren Minister, der bei dem neuen König übrigens wenig in Gunst stand, erwarb sich doch das Verdienst, den Gedanken ausführbar zu machen. Noch war das einheimische Webwarengewerbe gerade in diesem Punkt sehr mangelhaft. Jener Minister, der Generalempfänger Kraut, zog geschicktere Arbeiter heran und wußte den Preis der Wolle mit dem Gelde, das man aufzuwenden hatte, in Verhältnis zu bringen. Nach einiger Zeit gelang es, zugleich feine und wohlfeile Tuche zu erzielen, welche nicht nur die ausländischen verdrängten, sondern auch selber Eingang in fremde Länder fanden. Bald zeigte sich mehr ein Mangel als ein Ueberfluß an Wolle; das Lagerhaus, so nannte man die Einrichtung, beschäftigte Tausende von fleißigen Händen in Berlin und im ganzen Lande.

Friedrich Wilhelm hielt darüber, daß der Soldat allezeit in sauberer Kleidung einherging, jeder immer mit zwei Waffenröcken versehen war. Bald aber legte er auch der Ritterschaft und den Unter-

tanen als Pflicht auf, seinem und seines Heeres Beispiel hierin zu folgen, sich sowohl zur Bekleidung wie zu dem anderen Behuf nur einheimischer Wollwaren zu bedienen[15]). Und nicht allein die fremden Erzeugnisse aus diesem Stoff verbot er, sondern auch die baumwollenen, denen das Land nichts Gleiches entgegenzusetzen hatte. Im November 1721 hat er verfügt, daß binnen acht Monaten niemand, weder vom männlichen noch vom weiblichen Geschlecht, von hohem oder niederem Stande, auf dem Lande oder in den Städten — denn so pflegten seine Erlasse die verschiedenen Klassen der Beteiligten aufzuzählen — feine oder grobe Kattune tragen solle, bei einhundert Reichstaler Strafe. Er kannte die Mittel, sich Gehorsam zu verschaffen, und sieben Jahre darauf versichert man uns, daß niemand mehr an die fremden Waren denke, überall seien sie durch wollene Landzeuge und Leinengewebe ersetzt. Das wäre aber unmöglich gewesen, wenn die Ausfuhr der Wolle, wobei dem einheimischen Gewerbe nur der schlechteste Teil übrig blieb, fortgedauert hätte. Die sogenannte Wollpragmatika des Königs[16]) und viele erläuternde Erlasse verbieten sie auf das strengste, suchen sie unmöglich zu machen. Man traf Einrichtungen, um den Verkauf der gefallenen Wolle bei der Verbrauchssteuer zu überprüfen. Es konnte nicht an lebhaften Beschwerden fehlen; der König erwiderte, in Staatsangelegenheiten gehe das Heil des Ganzen dem Nutzen des Einzelnen allemal vor.

Um aber nicht nach soviel empfindlichen Beschränkungen am Ende doch mit schlechter Arbeit heimgesucht zu werden, ordnete er eine scharfe Aufsicht über die Gewerbe an. Den Tuchmachern ward vorgeschrieben, wie die Wolle zu säubern, nach ihrer Beschaffenheit zu sondern, geschmeidig zu machen, zu kämmen sei, wieviel Stein[17]) zu jeder Art von Zeug verwandt werden müssen, nicht anders als wie einst Colbert den französischen Gewerken die ausführlichsten technischen Vorschriften gab[18]). Auch die preußischen Schaumeister schwuren, die Tücher, wenn sie vom Wirkstuhl, aus der Walke und aus der Färbe kommen, genau zu prüfen, die vorkommenden Mängel zu gebührender Bestrafung anzuzeigen. Dem Gildebrief der Garnweber ward eine Liste beigegeben, aus der ein jeder sehen könne, wieviel Ellen Linnen er von seinem Garn zu fordern habe. In den Jahren 1734/36 erhielten dreiundsechzig Gewerke neue Gildebriefe,

um allen eingerissenen Mißbräuchen zu steuern und jedem sein besonderes Gebiet anzuweisen. Auch die fünf Handwerke, die man auf dem Lande duldete, wurden durch beschränkende Gesetze an die städtischen Innungen gebunden. In den Städten aber untersuchte man nach der Zahl der Einwohner und der Größe des Verbrauches, wieviel Handwerker etwa in dem einen oder anderen Zweige noch fehlen und daselbst ihre Nahrung finden möchten. Ausländern, welche sich dazu melden würden, bot man nicht unansehnliche Begünstigungen dar; Einheimische ließ man nur dann zu, wenn sie nachwiesen, daß sie in dem Ort ihres Aufenthaltes nicht zu bestehen vermöchten. Man regelte gleichsam die Arbeit vom staatlichen Standpunkt. Und kein Zweifel, daß diese Bemühungen im allgemeinen erfreulichen Erfolg hatten. Das Gewerbe selbst konnte in kurzem den Wettbewerb der Nachbarn aushalten; die blauen Tuche von Berlin erwarben sich einen gewissen Ruf in Europa. Ein wichtiger Vorteil ist es, daß die städtische Bevölkerung in der Mark wieder an Bestand gewann. Nach den vorliegenden, freilich unvollständigen Listen kann man sie in den Jahren 1713 und 1714 wohl nicht höher als 100 000 anschlagen, wovon gegen die Hälfte auf Berlin kommt; im Jahre 1723, von dem wir genau unterrichtet sind, zählte man in den märkischen Städten 137 945, im Jahre 1738 206 520 Einwohner. Die Bevölkerung war in diesen späteren Jahren um ein Drittel, in der ganzen Herrscherzeit wahrscheinlich um die Hälfte gestiegen. In der Hauptstadt wuchs die Einwohnerzahl auf 80 000 an, ungerechnet die Besatzung, welche 16 000 Mann betrug. Es leuchtet ein, daß der gewerbtreibende Stand hierdurch eigentlich aufs neue begründet worden ist.

Von dem Heer darf man wohl sagen, daß sein Bestehen diesen allmählichen Fortgang nicht nur nicht behindert, sondern gefördert hat. Ohne die Besatzungen wäre an den Ertrag der Verbrauchssteuer [19]), auf dem das ganze Staatseinkommenwesen beruhte, nicht zu denken gewesen. Friedrich Wilhelm ließ sie in der Hauptsache, wie er sie fand, erhöhte aber den Steuersatz der ausländischen Waren zum Besten der inländischen gewerblichen Erzeugnisse. Er war hierzulande der erste, der Schutzzoll und Verbrauchssteuer in die enge Verbindung brachte, in welcher sie hernach geblieben sind. Er be-

kannte sich zu dem Grundsatz, das eben sei der Stein der Weisen, daß man das Geld im eigenen Lande zurückhalte. Ebensowenig würden ohne den durch das Heer gesteigerten Verbrauch von Lebensmitteln die Bauern ihre Grundsteuer bezahlen können.... Nur mit Unrecht hätte sich der Adel über die Beschränkungen beklagt, die ihm auferlegt wurden.[20]) Der steigende Gebrauch, der sonst nicht möglich gewesen wäre, kam doch wieder dem Landbau zustatten. Was man gesagt hat, daß kein Morgen Landes in England sei, der nicht aus dem Anwachs von London Vorteil ziehe, fand, wenngleich in geringerem Maßstabe, auch hier Anwendung. Zunächst Mittel- und Uckermark mußten durch die Nähe von Berlin gewinnen; die Uckermark wird als Kornkammer der Hauptstadt bezeichnet. Aber auch die anderen Landschaften jenseit der Oder und Elbe fingen an, den Ueberschuß ihres Getreides daselbst abzusetzen. Was man bei dem Welthandel verlor, ersetzte sich durch den Verkauf des Getreides wieder.... Dieses durfte nie unter einen gewissen Marktpreis sinken. Wie oft hätte man in Königsberg oder Tilsit, bei freier Zufuhr aus Polen, um ein Achtel oder ein Sechstel Taler kaufen können, wofür man jetzt wenigstens ein Viertel bezahlen mußte. Der nächste Grund war, daß der König seine Pächter nicht in den Fall kommen lassen wollte, zahlungsunfähig zu werden; aber die Anordnung kam allen Gutsbesitzern zustatten. Für die Städte und das Heer ward dadurch gesorgt, daß man den Preis auch wieder nicht allzuhoch steigen ließ. In Zeiten von Mißwachs und Teuerung öffneten sich die königlichen Lagerhäuser, die in wohlfeilen Jahren gefüllt waren, und nicht selten erwies sich diese Fürsorge überaus segensreich. Im Jahre 1736 z. B., wo man in der Nachbarschaft, in Polen und Schlesien, das ganze Unheil einer Hungersnot aushalten mußte, empfanden die brandenburgischen Lande kein besonderes Ungemach. Der Bauer ward mit Korn zur Aussaat unterstützt, das er nach eingebrachter Ernte zurückerstattete. Das wohlgeordnete Staatswesen sollte sich über die Zufälligkeit der Anwendung menschlicher Kräfte und über die Schwankungen der Natur erheben.

Man hat es als den vornehmsten Grund betrachtet, warum die Alten sich so wenig wissenschaftlich mit Geldfragen beschäftigt haben, daß es dabei darauf ankomme, aus immer ungleichen Einkünften die

immer ungleichen Bedürfnisse zu bestreiten; hier war vielmehr der Sinn, beide fortwährend gleichzuhalten und in gleichem Verhältnis miteinander zu entwickeln. Friedrich Wilhelm stiftete 1723 in dem „Generaldirektorium“[21]) eine Behörde, die vor allem auf die Erreichung dieses Zieles hinarbeiten sollte. Man weiß, daß die nächste Veranlassung zu seiner Gründung in den Zwistigkeiten lag, die zwischen dem „Kriegskommissariat“, welches die Kriegsgefälle in den Städten und auf dem Lande, Verbrauchs- und Grundsteuer, verwaltete, und dem „Finanzdirektorium“, das die Bewirtschaftung der Krongüter leitete, ausbrachen. Ihre Befugnisse, aus verschiedenem Ursprung herrührend, stießen nicht selten gegeneinander. In dem einen erschien der Fürst als großer Landbesitzer, seinem Adel gleichartig, in dem anderen als allgemeiner Kriegsherr. Es kam vor, daß die Krongüterkammern den Pächtern Zugeständnisse machten, die den Anordnungen des Kommissariats widersprachen, und Klagen gegen dieses, welche die Stände erhoben, mitunterzeichneten. Durch den allgemeinen Wetteifer im Dienste, den der Ernst und die Wachsamkeit des Königs erweckt hatte, ward das Uebel erst recht zutage gebracht. Hierauf beschloß Friedrich Wilhelm, die beiden Behörden zu vereinigen.... Bei einem einsamen Aufenthalt in Schönebeck im Dezember 1722 setzte er den Entwurf einer Dienstanweisung in aller Ausführlichkeit mit eigener Hand auf.... Am 19. Januar 1723 wurden die Mitglieder der beiden Behörden, die noch keine Ahnung von der ihnen bevorstehenden Veränderung hatten, nach einem Zimmer des Schlosses beschieden.... Ilgen[22]) verlas, neben dem Bildnis des Königs stehend, die Verfügung. .. Hierauf begaben sich zuerst die Minister, dann die Räte in das Empfangszimmer, wo der König ihrer wartete, und leisteten einen neuen Eid in seine Hände. Sie geloben darin, Sr. Majestät Nutzen und Bestes, vornehmlich die Vermehrung seiner Einkünfte und Erhaltung seiner Untertanen, nach allen ihren Kräften zu befördern. Es ist das keine leere Redensart, sondern der Sinn und Zweck der ganzen Verwaltung. .. Die Hauptabsicht ging, wie berührt, auf die Herstellung einer größeren Einheit.

Auch in den Provinzen wurden Kammern und Kommissariat verbunden; für diese gab der König nach, daß der eine Beamte sich mehr dem einen, der andere mehr dem anderen Zweige widmen möge;

doch forderte er deren genaueste Kenntnis. Der Rat z. B., dem die Städte obliegen, soll deren Zustand in bezug auf Handel und Wandel, Armut und Nahrung, Bürger und Einwohner so genau kennen, wie ein Hauptmann den Zustand seiner Kompagnie. Dagegen sollen die Mitglieder der höchsten Behörden mit beiden Zweigen vertraut sein, ebensowohl der Landwirtschaft wie dem Städtewesen. Hier waren immer mehrere Provinzen unter einem Minister vereinigt; die östlichen übernahm Grumbkow, die mittleren Kraut, die westlichen Kreuz und Görne. Doch war für jede Abteilung ein besonderer Tag zum Vortrag bestimmt, dem dann auch die Minister der anderen beiwohnten; für die gefaßten Beschlüsse waren sie insgesamt verantwortlich. Der König behielt sich den allgemeinen Vorsitz vor. Wie der Gedanke in seinem Kopfe Gestalt empfangen, so zeigte er sich unermüdlich tätig, ihn fruchtbar zu machen, überzeugt, daß er dadurch die Wohlfahrt des Landes und die Macht seiner Krone auf sicherem Grunde befestige....

Nun erst war es möglich, den Staatshaushalt in Preußen planmäßig zu ordnen. Schon war der Versuch einer Rechenkammer gemacht, die aber aus zwei Abteilungen bestand, die eine für die Krongüter, die andere für die Kriegsgefälle; diese wurden jetzt ebenfalls vereinigt und dem „Generaldirektorium" beigegeben. Die Zusammenstellung der Hauptkassenrechnungen in genügender Form hatte nicht geringe Schwierigkeit; die erste ward im September 1724 zustande gebracht. Die Rechnungen reichten immer vom 1. Juni bis zum 31. Mai, und wenigstens die Summen der Beträge, wobei aber die Kassen ferner geschieden blieben, finden sich seitdem in den Akten des „Generaldirektoriums" verzeichnet. Im Jahre 1724 schließt die Krongüterhauptkasse ab mit nahe an drei Millionen Taler, 1726 mit mehr als dreieinhalb, 1727 mit etwas über vier Millionen, die Kriegshauptkasse mit 3 800 000, 4 200 000, 4 600 000 Taler, und man sollte glauben, daß nun die Gesamteinnahme mehr als neunthalb Millionen des Jahres betragen habe; allein dem ist nicht so. Die Krongüterkasse hatte außer einem eisernen Bestand von 150 000 Taler noch einen veränderlichen, der sich aus den von den letzten Jahren noch einzuziehenden Resten und den für einzelne Zweige gemachten Vorschüssen zusammensetzte und unter der Einnahme berechnet wurde;

im Jahre 1726 beträgt er mehr als 800 000 Taler, in anderen weniger, doch immer genug, um einen bedeutenden Abzug von der Einnahme zu bilden. Auch bei der Kriegskasse findet sich ein Bestand, wiewohl um vieles geringer, im Jahre 1726 von etwas über 60 000, im Jahre 1727 von ungefähr 140 000 Taler und ferner allmählich anwachsend. Hauptsächlich aber empfing die Kriegskasse einen sehr ansehnlichen Zuschuß aus der Krongüterverwaltung, der bei ihrer Einnahme verrechnet wird; in den Jahren 1726/27 macht er gegen 850 000 Taler aus. Zieht man diese Posten ab, so erhebt sich der Gesamtbetrag von beiderlei Einkünften doch nicht über sieben Millionen Taler.

Wäre die staatswirtschaftliche Grundlage, auf welcher diese Einnahmen beruhen, nicht zureichend gewesen, so würde man sie bald nicht mehr haben einbringen können; in der Tat aber finden wir sie in fortwährendem Anwachsen begriffen[23]). Die ganze Anordnung des Staatshaushaltes war so eingerichtet, daß zu außerordentlichen Ausgaben immer Rat wurde.

In den ersten Jahren war die Schuld Friedrichs I. zu tilgen, der Pommersche Krieg zu führen; dann wurden große Güter gekauft, in zwei Jahren 1717/18 allein für 600 000 Taler. Von Juni 1720 bis Januar 1721 war man imstande, die zwei Millionen abzuführen, die zur Besitznahme von Pommern erfordert wurden[24]). Indessen war schon das große Werk der Herstellung von Preußen begonnen. Hier hatte die Pest mehr als ein Drittel der Einwohner hingerafft; am meisten hatte sie in Litauen gewütet, wo ihr volle drei Viertel der ohnehin spärlichen Bevölkerung erlegen waren; weit und breit überwuchsen die Ländereien mit Gesträuch und Unkraut. Dem entgegenzutreten hielt nun der König für eine seiner dringendsten Pflichten; in den Jahren 1721, 24, 26, 28, 31, 36 ist er selber in Preußen gewesen; er hat die Pläne entworfen und ihre Ausführung überwacht; Litauen mußte gleichsam neu besiedelt werden. Im Jahre 1722 langten wie einst im 13. Jahrhundert Schwaben, Franken, Niedersachsen in guter Zahl an; der König ließ sie auf seine Kosten von Halberstadt nach Stettin, von da zu Schiff nach Königsberg bringen. Schon waren die Häuser erbaut, in die sie eingewiesen werden sollten; sie empfingen die Ackergeräte, wo denn der Halberstädter

Pflug den einheimischen verdrängte. Die Anzahl dieser Ansiedler mochte sich um 1730 auf 17 000 belaufen. Eine ungefähr gleiche machten die Salzburger aus, welche hier für ihre religiöse Ueberzeugung die erwünschte Freistätte fanden und nun dem Ganzen erst recht Wesensart verliehen. Im Jahre 1736 zählte man schon 332 mit bäuerlichen Wirten neu besetzte Dörfer; der Boden erwies sich freigebiger, als man erwartete. Zugleich hatte Friedrich Wilhelm zehn wohlgelegene Marktflecken und Kirchdörfer mit Stadtrechten und Magistratspersonen versehen [25]), wo man das gewonnene Getreide vertrieb, das aufgezogene Vieh mit den polnischen Grenznachbarn austauschte, auch nach kurmärkischer Weise in Wollenwebwaren arbeitete, wo die Beamten für die Landesverwaltung und Rechtspflege ihren Sitz nahmen und kleine Besatzungen einlagerten. Auch hierbei stand Leopold von Dessau [26]) dem König zur Seite. Von ihm aufgefordert, hat er einen ansehnlichen Teil der wüsten Ländereien erworben und mit Ansiedlern von der mittleren Elbe her besetzt; zum Bau des prächtigen Schlosses, das er in Bubainen [27]) errichten ließ, schickte er die Handwerker aus seinem Erblande. So erhob sich hier an den Grenzen der deutschen Welt eine neue Schöpfung. „Die Erde ist wieder angebaut," sagte der Kronprinz in einem Briefe von 1739 an Voltaire [28]), „das Land bevölkert. Wir haben mehr Städte als jemals früher, und der Handel kommt in Blüte. Der König hat es weder an eigener Mühe noch an dem, was andere antreiben kann, fehlen lassen; keinen Aufwand hat er gespart; Hunderttausende denkender Wesen verdanken ihm ihr Dasein oder ihr Glück." Auch noch andere landwirtschaftliche Unternehmungen hat der König in Ostpreußen versucht, oft freilich mit größerem Aufwande als Erfolg. Es machte ihn zuweilen unglücklich, wenn er bedachte, daß in den fünf Jahren 1723/27 über drei Millionen Taler nach Preußen gegangen, was er anderswo mit dem Gelde geschafft haben würde, und wie wenig doch damit ausgerichtet sei.

Doch wurden die übrigen Provinzen mit nichten verabsäumt. Im Jahre 1724 wurde auf einmal in zehn vorpommerschen Städten mit königlicher Beihilfe gebaut; Häuser und Tore erhoben sich in Stettin, der Hafen von Kolberg, die Fährschanze von Anklam wurden instand gesetzt. Kleve und Mark empfingen Beihilfe zur Er-

weiterung der Städte Krefeld, Sonsbeck, Iserlohn und zum Behuf ihrer Wasserwerke und Salzsiedereien. Neuanbauende finden wir besonders zahlreich im Bezirk von Magdeburg, in dieser Stadt selbst, in Genthin, Schönebeck, Salze; eine pfälzische Pflanzung ward daselbst angesiedelt. Bis 1732 sind überhaupt zwei Millionen auf bürgerliche Bauten verwendet worden, welche jeder Provinz nach ihrem Bedürfnis zugute kamen. Wie viele Städte der Kurmark haben, besonders wenn ein Brandunglück eintrat, wie so häufig, zu besserem Aufbau unterstützt werden müssen! An anderen Stellen wurden die Dämme verbessert, z. B. bei Spandau, Fehrbellin. Ein in seiner Art vortrefflich gelungenes Werk war die Urbarmachung des Havelländischen Luchs, wo die wilden Gewässer, die das Land sieben Meilen weit bedeckten, durch ein paar große Kanäle, mit vielen Binnengräben und mehr als dreißig ansehnlichen Dämmen, gebändigt und der Natur der für eine holländische Musterwirtschaft eben geeignete Boden abgewonnen wurde.

So ward nun auch der Hauptstadt eine Sorgfalt ohnegleichen gewidmet. Die Friedrichsstadt, welche von Friedrich I. schon zu einem ansehnlichen Umfang gebracht war, wurde um die Hälfte erweitert. Die großen Plätze in der Mitte der Stadt und an den drei Toren, die schönsten Paläste in der Wilhelmstraße, einige vortrefflich gelegen zwischen Hof und Park, mit geräumigen hohen Zimmern und Sälen, die das Maß nicht überschreiten und eine däftige Wohlhabenheit atmen, die meisten mit weiten und schattigen Gartenanlagen versehen, sind das Werk dieser Zeiten. Im Gedächtnis der Menschen, das erduldete Leiden nicht leicht vergißt, sind besonders die Zwangsmaßregeln geblieben, die zur Erbauung der Straßen angewendet wurden, und bei dem ohnehin mit Mühseligkeiten erfüllten Dasein der meisten Menschen sind sie vielen ohne Zweifel unendlich schwer gefallen; aber ebenso wahr ist, daß der König wieder mit eigener Anstrengung zu Hilfe kam. Viele Millionen von Mauersteinen, zuweilen auch Kalk und Holz sind den Anbauern geliefert worden. Zu gleicher Zeit wurde Potsdam um drei Viertel seines früheren Umfanges erweitert. Ganze Wälder wurden in die tiefen Moräste getrieben, um die Häuservierecke darauf zu errichten, worin die Soldaten des großen Regiments Wohnung finden sollten: Häuser von derselben Höhe,

Form und Farbe; jede Abwechselung wäre gleichsam Willkür gewesen, da der König allein baute und überall dasselbe Bedürfnis obwaltete. Dort in der Kirche, welche er für die Standtruppen errichtete, ließ er ein Gewölbe mit Marmor auslegen, darin er selber begraben sein wollte, in der Mitte seiner soldatischen Stiftung, nicht bei seinen Altvordern im Dom zu Berlin. Im Jahre 1736 beliefen sich die Baugelder auf nahe an vierthalbhunderttausend Taler....

Diese königlichen Kassen erscheinen wie große Behälter, in welchen die Gewässer sich ansammeln, um sogleich wieder in mancherlei Wegen auszuströmen. Ein nicht geringer Teil ward jedoch immer zurückgehalten. Die Ueberschüsse der Einnahmen flossen in den Schatz, der bei großen Gelegenheiten, z. B. jenen pommerschen Friedensschlüssen, die außerordentlichen Zahlungen übernahm, aber dann sogleich wieder zum Behuf unvorhergesehener Fälle ergänzt und vermehrt ward. Man hatte damals die übertriebensten Vorstellungen davon; fremde Gesandte, die in Berlin gestanden, haben ihn einige Jahre vor dem Tode des Königs auf zwanzig Millionen angegeben; gegen sieben hat er aber in der Tat betragen, die volle Einnahme eines Jahres. Und wie überaus notwendig war dieser Rückhalt! Die Aufstellung eines Heeres, wie groß auch immer, bedeutete noch nichts, wenn man nicht die Mittel besaß, es jeden Augenblick ins Feld zu führen und ein oder ein paar Jahre darin zu erhalten. Früher hatte man ohne fremde Beihülfen niemals einen Staatshaushalt bestreiten können, bei dem es auf eine einigermaßen ansehnliche Waffenmacht abgesehen war. Der vornehmste Erfolg der Verwaltung Friedrich Wilhelms lag darin, daß eine Streitmacht, unvergleichlich größer, als sie bisher jemals aufgestellt worden, allein auf die eigenen Erträge des Landes gegründet ward. Was ist der Sinn einer Macht, als daß sie sich frei, nach ihrem eigenen Triebe und Entschlusse bewegen kann! Eben dies war der Zweck und auch der Erfolg des ganzen Verfahrens.

Alles wirkte zusammen, griff ineinander. Noch waren in der romanisch-germanischen Welt die Kräfte eines Landes wohl nie so zusammengenommen worden. Kaiser Friedrich II.[29]), an den man denken könnte, verfolgte doch bei seiner Verwaltung von Neapel ein diesem Lande fremdes Ziel. Unter Ludwig XIV. stellte sich nicht selten Louvois den Absichten Colberts entgegen. In Preußen durch-

drangen einander Mittel und Zweck, und in allen Zweigen herrschte nur ein das Ganze umfassender Verstand.

Will man von der verwaltenden Tätigkeit Friedrich Wilhelms einen Begriff bekommen, so muß man die Akten ansehen, worin er den Eingaben seiner Behörden oder den Vorstellungen von Einzelleuten seine Entscheidungen beigefügt hat. Zuweilen, wie wohl selten, sind sie ziemlich ausführlich; sie sind auf ungewöhnlich starkes blaugraues, doch für die Feder nicht unbequemes Papier hingeworfen, auf ganzen Bogen, in ungeraden Linien, mit großen, kaum zu entziffernden Schriftzügen, in wildgewachsener Rechtschreibung, regelloser Satzbildung, aber in der Sache zum Ziele treffend, gesund im Kern; auch die flüchtigsten Worte enthalten seinen Gedanken und Sinn. Mit Recht weist er einmal den Kronprinzen an, in seinen Randverfügungen die Landesverwaltung zu erlernen. An den einzelnen Dingen entwickelte sich ihre Behandlung, die mehr auf lebendigem Begriff als auf einem vorher angenommenen Grundsatz beruhte.

Manchmal machen seine Anordnungen den Eindruck kleinlichen Zwanges, wie wenn er bei Errichtung der Feueranstalten den Obrigkeiten befiehlt, die gefährlichen Feuerstellen abzuschaffen, wo es an Steinen fehlt, sie mit einer Lehmwand in nötiger Höhe zu versehen und die von oben herabhängenden Hürden abnehmen zu lassen. Sollte ein Beamter dies versäumen, so soll er gehalten sein, den entstehenden Schaden zu ersetzen; wer durch Verwahrlosung eine Feuersbrunst veranlaßt, soll mit Staupenschlag angesehen werden. In diesem Stil wird ferner das Abreißen der Stroh- und Schindeldächer in den Städten, das Anschaffen von Feuerhaken und Spritzen, das Aufstellen der Wachtmannschaften eingeschärft; überall ist die genaueste Anweisung und ernste Bedrohung verbunden. Dabei aber kann man nicht leugnen, daß die Sache von großer staatswirtschaftlicher Bedeutung war; der mühsam erworbene Besitz von Verfeinerung, den die menschlichen Wohnungen ausmachen und enthalten, muß vor der verderblichen Gewalt der Naturkräfte soviel wie möglich geschützt werden. Sollten dann alle Vorkehrungen erfolglos bleiben, so sorgt man wenigstens dafür, daß der einzelne nicht zugrunde gehe: die Anordnungen, die Friedrich Wilhelm zu gegenseitiger Versicherung auf-

stellte, gehörten zu den ersten ihrer Art und enthalten die für die Sache wesentlichen Bestimmungen[30]).

Nach allen Seiten hin übte er diese fürsorgliche Aufmerksamkeit aus. Den Gesundheitsämtern, die er einrichtete, schreibt man zu, daß durch ihre Vorkehrungen ansteckende Krankheiten abgewendet worden seien; seine Almosenämter suchten die private Wohltätigkeit mit oder ohne den Willen der Menschen zu dem unumgänglich Erforderlichen herbeizuziehen[31]).

Aus dem Standpunkt, den er einmal eingenommen, erklärt sich, wie er die Wissenschaften ansah. Man dürfte zwar nicht glauben, daß das einmal Gegründete unter seiner Staatsleitung zurückgegangen sei. An den Hochschulen wirkte eine Anzahl ausgezeichneter Lehrer, wie Heineccius, Böhmer, Ludewig[32]); die Gesellschaft der Wissenschaften[33]) besaß in Pott[34]) einen der größten Chemiker des Jahrhunderts, in Frisch[35]) einen Philologen von seltenem Umfang des Wissens. Gunst und Förderung aber hatte sich nichts zu versprechen, als was zu dem öffentlichen Nutzen beitrug; und zwar dem unmittelbaren, wie ihn der König verstand. Bei der Gesellschaft der Wissenschaften schuf er eine neue Abteilung für medizinisch-chirurgische Forschungen[36]), die dem Heere erheblichen Vorteil geschafft hat; an der Hochschule von Halle stiftete er, einen in diesen Zeiten öfter vorgetragenen Wunsch erfüllend, einen besonderen Lehrstuhl in Landwirtschafts-, Polizei- und Volkswirtschaftssachen zur Bildung seiner Beamten und übertrug sie einem Gelehrten, der zugleich des Dienstes kundig war. Den Hallischen Rechtslehrern trug er auf, den Entwurf eines neuen Landrechts auszuarbeiten, und sehr bemerkenswert sind die Gesichtspunkte, die er ihnen angab[37]). Danach sollte das Römische Recht aufrechterhalten, aber von allem, was seinen Ursprung in der besonderen Verfassung des alten römischen Staates habe, entkleidet, mit der gesunden Vernunft, der natürlichen Billigkeit und den heutigen Zuständen in Uebereinstimmung gebracht werden. Er wünschte namentlich den weitläufigen Rechtsverfahren abzuhelfen, die gesamten Rechtssatzungen dem gemeinen Manne verständlich gemacht zu sehen. Für das Strafrecht hielt er den einfachen Grundsatz fest: wer Blut vergieße, dessen Blut müsse wieder vergossen werden, damit kein Blut

auf dem Lande bleibe. Er gehörte zu den Männern, deren Gesinnung sich durch das Alte Testament gebildet hat.

Die geistliche Gelehrsamkeit hielt er sehr hoch; er drang auf strenge Prüfungen, wodurch, wie schon sein Vater angeordnet hatte, der Einfluß der Kirchenschutzherren bei Besetzung der ledigen Stellen eingeschränkt und geregelt wurde. Niemals sollte ein Sohn dem Vater in derselben Pfarrstelle folgen dürfen. Zugleich aber nahm er Bedacht, den Geistlichen keinen weltlichen Einfluß zuzugestehen, wohin ihr Trachten auch wohl unter den Protestanten gerichtet sei. Er hielt mit Strenge darüber, daß auf den Kanzeln von den streitigen Lehrsätzen, namentlich von der Gnadenwahl, nicht die Rede sein dürfe, und wies die Fiskale [38]) an, darauf acht zu haben. Die Prediger aller Parteien sollten die ihnen anvertrauten Seelen nur in der „Furcht des Herrn und dem wahren, tätigen Christentum" unterweisen. Er machte sich eine Pflicht daraus, in vollkommener Duldung voranzugehen. Als die Dreifaltigkeitskirche, die er für den neuen Stadtteil von Berlin gebaut, am vierzehnten Sonntag nach Dreifaltigkeit 1739 eröffnet wurde, brachte er selbst die silbernen Altargefäße mit, die dem einen evangelischen Bekenntnis so gut wie dem anderen zum Gebrauch dienen sollten; er hörte die beiden Einweihungsreden, am Morgen die reformierte, am Nachmittag kam er wieder, um auch der lutherischen Predigt beizuwohnen. Von den Jesuiten wollte er nichts hören, aber für den Gottesdienst der katholischen Einwohner von Berlin hat er ein besonderes Haus eingeräumt. Für die Katholiken in seinen Regimentern billigte er nicht allein, sondern beförderte die Wirksamkeit einiger Dominikaner-Seelsorger; er hat sich die Namen derjenigen angeben lassen, welche in den herkömmlichen Zeiten nicht zur Beichte kamen. Er wußte, daß ohne die allgemeinste religiöse Verpflichtung, die Heilighaltung des Eides, weder sein Staat noch sein Heer bestehen würden. Schützte er aber vermöge seines bischöflichen Amtes, so hielt er es auch wieder für sein Recht, in die äußeren Kirchenordnungen einzugreifen. Der Formen, Feiertage, kirchlichen Gebräuche waren ihm noch zu viel, und nicht ohne Gewaltsamkeit suchte er namentlich die letzten zu beschränken. In seinen Anordnungen atmet schon der dem Jahrhundert eigene Lehrgeist. Die Predigt wird dadurch noch mehr zur Hauptsache bei den gottesdienstlichen Zu-

sammenkünften erhoben, als sie es schon war; im Sinne der Spenerschen Schule[39]) ward die religiöse Unterweisung eifrig anbefohlen. Bei einem Teile der Predigten sollte Luthers Katechismus zum fortlaufenden Wortlaut genommen, in anderen nach der Reihe der Hauptstücke durch Sprüche erläutert, die Predigt öffentlich in den Kirchen durch Frage und Antwort wiederholt werden; der Taufe und dem Abendmahl sollte eine Unterweisung der daran teilnehmenden, auch der älterer Leute, in dieser Form vorangehen. Die christlichen Lehren sollten von allen und jedem begriffen, ein Gemeingut des Volkes werden.

In diesem Sinne suchte er auch nun den **Schulunterricht** zu fördern. Was nur zum Schmucke oder zur gelehrten Uebung des Geistes dienen sollte, fand bei Friedrich Wilhelm keine Stätte, so wenig als einst die Redekunst im Staate der Spartiaten. Er sorgte für das Bedürfnis des gemeinen Mannes. In der Landschaft Preußen sind unter ihm gegen tausend neue Schulen gestiftet worden; der Schulbesuch ward zur Pflicht gemacht. Eine große Wirkung mußte es haben, daß er den Konfirmationsunterricht einführte und niemanden dazu zu lassen gebot, der nicht lesen könnte. Die Anhänger Speners, die das tätige Christentum predigten, wollten auch von anderem unfruchtbarem Unterricht nichts hören, sie kehrten zuerst dessen wirkliche Seite mit Entschiedenheit hervor. In dem Soldatenwaisenhause, wo die Zungen „vieler hundert Kinder" für den König beteten, ward auch darin ein Anfang gemacht, der eine allgemeine Nachfolge fand. Wenn Bürger und Bauern in den brandenburgischen Landen mehr und früher als anderswo zur Gesittung des menschlichen Geschlechtes herangebildet worden sind, so hat Friedrich Wilhelm I. dazu den Grund gelegt.

Es bedarf der Erinnerung nicht, daß wir uns hier nicht in einem Gemeinwesen befinden, wo freie Menschenkräfte sich durch eigenen Trieb naturgemäß entfalten. Alles ging von der höchsten Gewalt aus, die den Zweck begriffen und die Mittel mit einseitigem Gebot vorschrieb. Jedermann weiß es, bei aller großartigen Richtung hatte der gesamte Zustand noch den Beigeschmack des Gewaltsamen und Drückenden.

An den unbedingten Wert, den man dem Soldatenstande beimaß, knüpfte sich, so sehr man es zu vermeiden suchte, dessen beschwerliches

Uebergreifen in andere Kreise des Lebens. In den Städten übte der Steuerrat eine Macht aus, vor der die städtischen Behörden in den Schatten traten; sie wurden oft nicht mehr gewählt, sondern gesetzt. Die Landräte, die zugleich Abgeordnete der Landschaft waren, wurden auf eine dieser unbequeme Weise von der Kammer abhängig. Nicht ohne Grund klagte der Adel überhaupt, daß er die Bescheidung der Kriegs- und Krongüterkammern auch da hinnehmen müsse, wo diese ein dem seinen zuwiderlaufendes Bestreben hätten. In der Mitte des Staates erhob sich das „Generaldirektorium“ mit überwiegendem Ansehen; wir finden, daß die Minister in anderen Zweigen, wiewohl kleinlaut, klagen, nachdem es einmal zum höchsten Gipfel aufgestiegen, reiße es alles andere mit sich fort. Zuweilen aber konnten sich noch unter dem besonderen Schutze der königlichen Gnade Emporkömmlinge geltend machen, wie der berufene Eckart, der, nachdem er durch einige Proben von Geschicklichkeit sich Zutrauen verschafft hatte, zur Erhöhung der Einkünfte Dinge in Vorschlag brachte und auszuführen unternahm, durch welche die Pächter der Krongüter, die Verwalter der städtischen Kammergüter, die Präsidenten der Kriegs- und Krongüterkammern selbst in eine widerwärtige Aufregung gerieten.

Eigentlichen Widerstand hat Friedrich Wilhelm I. darum jedoch nicht gefunden. Es ist wahr, daß sich die magdeburgische Ritterschaft der sonst allenthalben geltend gewordenen Veränderung der Lehen niemals gefügt hat; in einem Verzeichnis der Widerspenstigen finden wir die vornehmsten Geschlechter: sie ließen sich ihren Lehenskanon jedesmal abpfänden, aber ohne alle Bitterkeit, auf die beste Art. Ueberhaupt hätten nur die Edelleute widerstreben können. Diese aber erfüllten das Heer, welches ihnen eine ihrem angeborenen Sinn entsprechende Lebensform darbot; sie konnten sich nicht ernstlich gegen eine Verfassung des Landes auflehnen, durch welche die Kriegsmacht, der sie mit Stolz angehörten, allein erhalten wurde.

Wenn man fragt, ob der Staat, wie er nunmehr erschien, die einfache Verwirklichung des als notwendig Begriffenen, die nur so und nicht anders mögliche Ausführung des ursprünglichen Gedankens gewesen sei, so möchte ich das nicht bejahen; es ist unleugbar, daß sich Verbrauchssteuer, Bewirtschaftung der Krongüter, die Bewaffnung selbst hätte noch anders einrichten lassen, aber jeder Versuch dieser

Art war gescheitert. Dann war in der Mitte der widereinander streitenden Kräfte dieser tatkräftige Geist erschienen, der den allgemeinen Zweck, den mächtigen Nachbarn ein auf sich selbst beruhendes, unangreifbares Staatswesen entgegenzusetzen, in bestimmter Form anschaute, die Mittel, ihn zu erreichen, mit dem treffenden Blicke der angeborenen Begabung erkannte und ohne alle Rücksicht durchführte.





C. Das Zeitalter Friedrichs des Großen, 1740—1789.

Nr. 1. Der Tod Karls VI. und die Besetzung Schlesiens durch Friedrich II. [1]).

Karl VI. [2]) hatte seinen 56. Geburtstag am 1. Oktober 1740 in anscheinend guter Gesundheit begangen. In seiner Familie feierte man den Tag mit einem kleinen Singspiel, in welchem Maria Theresia [3]), die noch als Tochter vom Hause erschien, viel bewundert worden ist. Niemand dachte daran, welche ganz anderen Fähigkeiten man in kurzem in ihr suchen und bedürfen würde. Doch war die Lebenskraft des Kaisers, und zwar fast noch mehr die geistige als die körperliche, in sich selbst gebrochen. Ueber die Unfälle, von welchen die letzten Jahre seiner Staatsleitung heimgesucht wurden [4]), hat er sich niemals laut beklagt; aber sie hatten ihn tief erschüttert, um so tiefer, da die Unternehmungen, welche sie herbeiführten, ganz sein eigenes Werk waren. Die Verbesserungspläne, welche seine Minister ihm vorlegten, nun zu spät kommend und mit neuen verwirrenden Geschäften drohend, widerten ihn an; er fühlte, daß von ihm nichts mehr geleistet werden konnte. Ein leichtes Unwohlsein, das ihn auf der Jagd überraschte, ohne daß man hätte sagen können, woher es eigentlich rühre, gab ihm binnen wenigen Tagen den Tod; er verschied in den ersten Stunden des 20. Oktober 1740.

Mit ihm ging der Mannesstamm desjenigen deutschen Fürstenhauses zu Ende, das von allen sich zu der größten Macht in der Welt erhoben hat. Viele tatkräftige und ehrgeizige, einige tiefe und stolze, einige feine und edle Naturen sind daraus hervorgegangen; ihre

Eigenschaften erscheinen am ausgeprägtesten in den beiden Kaisern an den Grenzscheiden der mittleren und neueren Jahrhunderte, Maximilian [5]) und Karl V. [6]), von denen der eine, unermüdlich in Entwürfen, ritterlich und geheimnisvoll vorbereitete, der andere durch die Verbindung Italiens und Spaniens mit Deutschland und eines anderen Erdteils mit Spanien auch das von jenem nicht Geahnte ausführte, obschon keineswegs alles, was er selber wollte. Um sie her reihen sich alle Früheren und Späteren mit verwandtem Wesen und ähnlichem Gedanken; denn es ist eine gemeinschaftliche Ader in den großen Geschlechtern. Ihre Aehnlichkeit in sich, eine andere als die zeitgenossenschaftliche, bildet einen besonderen Durchschnitt in der Geschichte. Ein halbes Jahrtausend haben diese Habsburger erworben, erobert, behauptet, die Welt durch einen eigentümlichen Begriff von Macht und Religion, der sich ihnen im Besitz der kaiserlichen Würde bildete, in Bewegung gesetzt und besonders im Zeitalter der Religionskämpfe durch strenges Festhalten und leises Abweichen, mehr oder minder freiwilliges Dulden und gewaltsames Niederwerfen entscheidend eingegriffen. Jetzt, indem diese Zeiten zu Ende gingen und sich in andere Weltbestrebungen umsetzten, war auch die Zeit des Hauses vorüber; der letzte männliche Sproß von beiden Linien ging zu seinen Vätern.

Schon vorlängst einmal, eben in den Zeiten Kaiser Karls V., hatten die deutschen Fürsten auf die Möglichkeit der Erledigung dieser großen Erbschaft Bedacht genommen. Durch ihre Wahl war das Erzhaus zu dem Kaisertum gelangt; als die Rede davon war, diese Würde auch ferner bei ihm zu lassen — gegebenenfalls bei der spanischen sowohl als bei der deutschen Linie — ist die Erwartung aufgetaucht und ausgesprochen worden, daß dereinst, wenn der Mannesstamm dieses Hauses abgehe, sämtliche Länder, die es besitze, also auch Spanien und das damit verbundene Westindien, mit dem Reiche, welches noch den Namen des römischen führte, vereinigt und den deutschen Fürsten und Kurfürsten zu Lehen gegeben würden [7]). Gedanken von unendlicher Aussicht haben die alten deutschen Fürsten und ihre Ratgeber zuweilen gehegt. Wie die meisten anderen europäischen Throne an deutsche Fürstenhäuser gelangt sind, so würde das auch mit Spanien, beiden Sizilien und dem südlichen Amerika ge-

schehen sein, während im Reiche die bundesstaatliche Gewalt, welche auf einem Einverständnis der vornehmsten Geschlechter mit dem obersten Haupte beruhte und bei der eine allgemeine freie Entwickelung bestehen konnte, unendlich verstärkt worden wäre.

Indessen konnte man bei der Richtung, die die tridentinische Kirchenversammlung mit Philipp II.[8]) nahm, diesen Gedanken in Deutschland selbst nicht festhalten. Die spanische Linie sah sich obendrein durch ihre europäische Stellung auf Familienverbindungen mit Portugal, Savoyen, den deutschen Stammesvettern und hauptsächlich mit Frankreich angewiesen; und welch einen ganz anderen Gang hatten zuletzt auch die Ereignisse genommen! Spanien und Indien[9]) waren den Bourbonen zuteil geworden; diese hatten dann den Gedanken gefaßt, sich auch der italienischen Besitztümer, sei es durch Krieg oder Vermählung, zu bemächtigen, und wenigstens das Königreich beider Sizilien war ihnen verblieben[10]).

Nun aber war auch die deutsche Linie erloschen. Der Fall trat ein, den man in Europa so lange vorausgesehen und erwartet, auf den die gesamte Staatskunst sich schon vorlängst eingerichtet hatte. Einige Verbindungen mit deutschen Fürstenhäusern hatte die deutsche Linie des Hauses Oesterreich doch von Zeit zu Zeit geschlossen. Wir erwähnten schon, welche Pläne die letzten Vermählungen der Töchter des älteren Bruders, Kaiser Josephs I.[11]), mit den Häusern Bayern und Sachsen[12]) in Europa erweckt hatten. Lange war, besonders von Frankreich her, darüber verhandelt worden, diese dem Erbrecht der Maria Theresia entgegenzusetzen. Man hegte wohl den Gedanken, diese Fürstin in Italien zu befriedigen, dagegen Ungarn, Böhmen und die deutschen Länder zwischen Sachsen und Bayern zu verteilen. Nun besaß aber das Haus Bayern noch einen ihm eigentümlichen, aus alten Zeiten stammenden, ihm für unbedeutendes Verdienst zufallenden Anspruch. In den religiösen Kämpfen des 16. Jahrhunderts trat ein Augenblick ein, wo sich in den Reichsversammlungen statt der katholischen eine protestantische Mehrheit zu bilden schien und die Stellung Kaiser Karls V. und des Hauses Oesterreich überhaupt ernstlich bedroht wurde. In dieser Gefahr, aus welcher der schmalkaldische Krieg hervorging, ist es für das Erzhaus von unbeschreiblichem Nutzen gewesen, daß es Bayern auf seine Seite brachte. Der

Krieg hätte eine ganz andere Wendung nehmen müssen, wenn ihm dies nicht gelungen wäre, und zwar so rasch und geheimnisvoll, wie es geschah[13]). Dafür aber war nun auch dem Hause Bayern ein Anrecht auf die Nachfolge in den deutschen Erblanden, Böhmen und seinen Nebenländern und sogar Ungarn für den Fall des Abganges des österreichischen Mannesstammes zugeeignet worden. Die Verzichtleistung, welche die damals in das bayerische Haus vermählte Erzherzogin Anna unterzeichnete, sollte aufgehoben sein, wenn die männlichen Nachkommen ihres Vaters und ihres Oheims abgingen und keiner mehr vorhanden wäre[14]).

Ob dadurch alle anderen Ansprüche späterer Erbtöchter rechtsgültig ausgeschlossen sind, ist eine andere Frage; schon die letztwilligen Verfügungen Kaiser Ferdinands I, der den Vertrag geschlossen hat, lauten keineswegs so unumwunden auf den Abgang der männlichen Leibeserben allein, und man hatte in München unrecht, dies doch aus dem Wortlaut heraus erklären zu wollen. Glücklicherweise hat jedoch der Geschichtschreiber die zweifelhaften Rechtsfragen nicht zu erörtern. Eine angemaßte Entscheidung in dieser Beziehung würde nur seine Unparteilichkeit beschränken; es muß ihm genug sein, wenn er bemerkt, daß ein Anspruch mit Grund gemacht werden konnte, daß der, welcher ihn erhob, von seinem Rechte überzeugt war. Außer allem Zweifel ist dies bei dem Kurfürsten Karl Albrecht von Bayern[15]). Noch in den letzten Monaten vor dem Tode des Kaisers hatte er mit großem Eifer an seine Erbfolgeansprüche erinnert. Er sprach die Meinung aus, daß durch Ferdinand I., der als der erste Erwerber angesehen werden müsse, für den Fall des Aussterbens seines Mannesstammes die Nachkommen seiner Tochter Anna als Nacherben eingesetzt worden seien, und forderte die Mitteilung der letztwilligen Verfügung, die diese Einsetzung enthalten müsse; Karl VI. habe kein Recht, über eine Erbschaft zu verfügen, die seit zwei Jahrhunderten mit einem Ahnengut beladen gewesen sei, er leugnete die Rechtsbeständigkeit der „pragmatischen Sanktion".

Wir sahen, wie dieses Hausgesetz entstand in den verschiedenen Landschaften und alsdann von den europäischen Mächten anerkannt ward. Es geschah nicht allemal deshalb, weil der Anspruch von Maria Theresia von jedermann rechtlich für den besseren gehalten

worden wäre, sondern aus staatsmännischen Gründen, die entweder in den vorliegenden Unterhandlungen oder in der Ueberzeugung lagen, daß ein Staat wie dieser für das Gleichgewicht von Europa notwendig sei. Was aber auch immer darüber festgesetzt war, so hegten doch viele fortwährend die Meinung, daß es dabei sein Verbleiben nicht haben werde. Man bemerkte mit Erstaunen, daß in den letzten Friedensschlüssen der bayerischen Ansprüche nicht ausdrücklich gedacht war. Man wollte nicht glauben, daß Karl Albrecht sie ernsthaft in Anrechnung bringen würde, wäre er nicht der Unterstützung von Frankreich versichert. Und lag nicht in der Tat der vornehmste Grund der Aufrechterhaltung des Staates eben in seinem alten Beruf, sich den Uebergriffen von Frankreich entgegenzusetzen? Einen größeren Vorteil gab es für Frankreich auf dem Festlande nicht, als sich dieser Nebenbuhlerschaft zu entledigen. Es war eine sehr natürliche und sehr verbreitete Meinung, daß es darüber zu einem europäischen Kriege kommen werde. Der venezianische Gesandte, Nicolo Erizzo, schließt seinen Bericht über die Verhandlungen zur Festsetzung der Erbfolge mit der Bemerkung, es sei nur allzu gewiß, daß sich beim Tode des Kaisers ein Schauspiel von ernsten Auftritten eröffnen werde, allen Vorkehrungen zum Trotz. Das Emporkommen des Hauses Oesterreich, sagt ein anderer, hat der Christenheit viel Blut gekostet, noch mehr könnte ihr dessen Abgang kosten.

Und wie sich oft den Beteiligten im ersten Augenblick, wo ein dunkeles Gefühl der allgemeinen Lage die Gemüter ergreift, die Dinge am richtigsten darstellen, so waren die kaiserlichen Minister unmittelbar nach dem Tode des Kaisers davon durchdrungen, daß ihnen ein großer und gefährlicher Angriff bevorstehe. Sie sahen, sagt der englische Gesandte, im Geiste Ungarn von den Türken angegriffen, Oesterreich von den Bayern, Böhmen von den Sachsen, die Ungarn selbst in Waffen und Frankreich als die Seele von allem! Selbst daran kann man nicht zweifeln, daß Karl Albrecht in Oesterreich Anhänger und Freunde hatte. Der hohe Adel hätte wenigstens gewünscht, daß er auf irgend eine Art, vielleicht durch Vermählung seines Sohnes mit der jungen Erzherzogin, vielleicht mit einigen Gebietsabtretungen zufriedengestellt worden wäre. Das gemeine Volk, welches wegen gestiegener Getreidepreise und drückender Jagdbelästi-

gungen eben in eine große Aufregung geraten war, erwartete den Kurfürsten von Bayern, um dieser ganzen Staatsleitung ein Ende zu machen und ein neues Fürstenhaus zu gründen. Dieser nahm die Miene eines unzweifelhaften Erben an. Er ließ dem verstorbenen Kaiser eine Trauerfeier halten als „seinem Genossen im Reiche"; den Landmarschall von Niederösterreich forderte er auf, keine Huldigung vorzunehmen, welche den Rechten des bayerischen Hauses entgegenlaufe.

Noch eine andere Gefahr gab es für die Tochter des Kaisers, eine Gefahr, an die man nicht dachte, die nicht aus dem Anspruch, das Haus Oesterreich zu beerben, hervorging, sich aber als die dringendste von allen ausweisen sollte; sie lag in dem gespannten und seit einigen Jahren halb feindseligen Verhältnis zu Preußen. Niemand wird behaupten, daß eine Macht an einen Vertrag gebunden bleibe, wenn die andere, mit der sie ihn eingegangen ist, aus welchem Anlaß auch immer davon absteht. König Friedrich Wilhelm I.[16]) hatte einst die „pragmatische Sanktion" gewährleistet und von allen Fürsten wohl das meiste dazu beigetragen, sie durchzuführen. Aber nicht ohne Gegenforderung hatte er dies getan, sondern sich, wie wir wissen, das Herzogtum Berg, und zwar nach den Formen des Reiches zuerst dessen einstweiligen Besitz, gewährleisten lassen; die Bescheidenheit seiner Bedingung einer so großen Verpflichtung gegenüber schien ihm deren Erfüllung um so mehr zu sichern. Man konnte sich in Wien über die Rückwirkung, die es haben werde, wenn man ihn nicht befriedige, eigentlich nicht täuschen. Gleich im Beginn der Unterhandlung, noch im Oktober 1726, hat General Seckendorf[17]) seinen Hof darauf aufmerksam gemacht, daß, wenn er die Sache zum Ziele führe, später aber einmal den preußischen Bedingungen auf Berg nicht Genüge geschehe, alsdann die jetzige Freundschaft sich in unauslöschlichen Haß verwandeln werde. Nun aber war dennoch eben dieses geschehen. Auf die Gründe, welche man etwa haben mochte, kommt es nicht an; denn von einem gegebenen Worte weicht ohnehin niemand ohne Beweggründe ab. Genug, daß Oesterreich jenen Vertrag nicht mehr für verbindlich erachtete und eben über den einstweiligen Besitz anders verfügte, als es einst versprochen hatte. Sofort stellten sich auch die Folgen ein, die Seckendorf vorhergesehen.

In dem genannten Briefwechsel Friedrich Wilhelms I. mit seinem Sohn findet sich ein einziger Brief von staatsmännischem Inhalt, er bezieht sich auf diese Angelegenheit: Er sehe nun, sagt der König, wie das Haus Oesterreich für geleistete Dienste danke, es würde nicht helfen, sich für jenes aufzuopfern: „solange man uns braucht, solange schmeichelt man uns; wenn man glaubt, uns nicht mehr nötig zu haben, so weiß man von keiner Erkenntlichkeit.“ Er ermahnt seinen Sohn, sich einst in ähnlichen Fällen besser zu hüten. Auf diesen machte es einen um so tieferen Eindruck, da er selber immer Mißtrauen gehegt hatte und von seinem Vater, der so eifrig anderer Ueberzeugung gewesen war, jetzt in der seinen bestärkt wurde. Von Haß und persönlicher Rachsucht ist nicht die Rede; aber den Ehrgeiz hatten der Vater und der Sohn im höchsten Grade und mußten ihn haben, sich nicht vernachlässigen und mißachten zu lassen. Da die bisherige Freundschaft aufhörte, so gab es wenigstens kein Hindernis mehr, die alten Ansprüche zur Sprache zu bringen, welche Brandenburg von jeher an Oesterreich erhoben hatte. Es waren Ansprüche von ganz anderer Bedeutung als jene bergischen, — auf einen nicht geringen Teil von Schlesien....

Einst hatte ein Markgraf von Brandenburg aus der kurfürstlichen Linie, von den böhmischen Königen habsburgischer Herkunft nach einigen Bedenken doch in aller Form als Herzog von Jägerndorf anerkannt, in Schlesien eine nicht unbedeutende Rolle gespielt, Sitz und Stimme am schlesischen Fürstentage besessen, im Jahre 1611 unter den vier Fürsten des Landes den Eid von König Matthias empfangen und ihm hinwiederum auf der königlichen Burg zu Breslau die Huldigung geleistet. Da er sich in den Unruhen, die bald darauf ausbrachen, an den von den Ständen zum König berufenen pfälzischen Friedrich hielt, so war er auch in dessen Unglück verwickelt worden. Damit war aber noch nicht verschuldet, daß die gesamte Kurlinie des Hauses Brandenburg, der das Erbrecht auf das Land zugefallen [18]), dessen entsetzt wurde. Wenn dies in den Stürmen des Krieges dennoch geschehen ist, so hat doch Oesterreich schon im Jahre 1636 und oftmals nachher anerkannt, daß es — denn die schon geschehene Verleihung könne nicht zurückgenommen werden — dem Hause Brandenburg eine Entschädigung schuldig sei. Eine solche aber wollte sich dies

nicht durch eine Geldzahlung ablösen lassen. Es hatte Land und Leute, gesetzlichen Einfluß auf eine benachbarte Landschaft eingebüßt, was durch keinen Geldbetrag vergütet werden konnte; es hatte überhaupt in seiner Macht und Stellung in der Welt verloren.

An diesen Anspruch knüpfte es an, wenn der Große Kurfürst schon siebzig Jahre früher den Gedanken faßte, sich Schlesiens zu bemächtigen, und einen Plan dazu für den Fall, daß der Mannesstamm des Hauses Oesterreich ausgehe, entwarf.... Der Entwurf ist aus einer Zeit, in welcher die erbverbrüderten piastischen Fürstentümer in Schlesien noch nicht an das brandenburgische Haus übergegangen waren. Die jagellonischen Könige und obersten Herzöge hatten diesen Fürsten das ausdrückliche Vorrecht erteilt, daß sie ihre Städte, Land und Leute mit allem ihrem Einkommen, worüber bei ihren Lebzeiten zu verfügen ihnen schon kraft älterer Rechte freistand, durch letztwillige Verfügung und auf dem Todbett sollten vergeben dürfen, wie sie und ihre Erben am besten zu Rate werden würden. Auf den Grund dieser, noch ehe das Haus Oesterreich in den Besitz der böhmischen Krone und des obersten Herzogtums in Schlesien gelangt war, festgesetzten, durch Brief und Siegel feierlich anerkannten Befugnis war der Erbvertrag geschlossen worden, den König Ferdinand zu genehmigen verweigerte.

Wir bemerkten oben, in wie ferne Zeiten und Zustände dieser Streit zurückgreift; er beruhte auf dem Verhältnis der böhmischen Krone zu den erbgesessenen Herzögen von Schlesien alter Herkunft; deren Rechte lebten in den Brandenburgern fort. Die Rechte der Krone vertrat das Haus Oesterreich. Die rechtliche Frage wäre: hätte Ferdinand I., dessen Stellung jedoch nicht nach den Gewohnheiten späterer Zeiten, nicht einmal des deutschen Herzogtums, sondern nach den Verhältnissen der alten piastischen Besitzer Schlesiens zu dem von ihnen angenommenen obersten Herzog zu beurteilen ist, ein Recht, die Genehmigung des Erbvertrages zu verweigern oder nicht? Wie gesagt, der Geschichtschreiber wird sich nicht zum Richter in strittigen Rechtsfragen aufwerfen. Niemand aber dürfte leugnen, daß das Haus Brandenburg in gutem Glauben handelte und einen wohlbegründeten Anspruch für sich hatte. Auch hatten nicht Rechtssprüche, sondern Weltereignisse, große Schlachttage, gegen Brandenburg entschieden. Infolge der Schlacht von Mühlberg (1547) waren die Her-

zöge von Liegnitz genötigt worden, auf jene Erbverbrüderung Verzicht zu leisten, infolge der Schlacht am Weißen Berge (1620) hatte der Kaiser Jägerndorf eingezogen.

Dieser Entscheidung der Waffen hatte sich aber Brandenburg noch immer nicht endgültig unterworfen. Wir sahen, zu welcher Auskunft in einem großen staatsmännischen Augenblicke, nicht im Einverständnis mit seinen noch bei weitem mehr verlangenden Ministern, Kurfürst Friedrich Wilhelm die Hand bot; wie aber dessen Annahme von seiten Oesterreichs nur eine scheinbare war, die damals bewilligte Entschädigung wieder herausgegeben werden mußte und damit alle alten Ansprüche wieder auflebten, die ganze Streitfrage wieder eine schwebende wurde [19]). Seitdem hatte man ihrer nur wenig gedacht, aber sie dort auch niemals vergessen.

Als Kardinal Schönborn im Jahre 1713, gleich nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms I., in Berlin erschien, um über die Sendung von Hülfstruppen zu unterhandeln, und zu vernehmen gab, wenn der König mehr tue, als wozu er verpflichtet sei, werde sich der kaiserliche Hof zu einer billigen Entschädigung bereitfinden lassen, kam Ilgen [20]) mit der Frage hervor, ob diese in Land und Leuten bestehen sollte; am Hofe hielt man sich überzeugt, daß er auf eine Wiedererwerbung wenigstens von Schwiebus denke, und die Gesandten suchten sich über diese Fragen zu unterrichten. Auch sehen wir aus einem Schreiben des Prinzen Eugen [21]) vom Jahre 1714, daß der Wiener Hof, sei es infolge mündlicher oder schriftlicher Aeußerungen, voraussetzte, man denke in Preußen beim Abgange des österreichischen Mannesstammes die alten Ansprüche zu erneuern. Und wenigstens Ilgen versäumte keine Gelegenheit, dem Könige Friedrich Wilhelm diese im Gedächtnis zu erhalten. Zuweilen geschah es ausführlich und mit Entrüstung, in Zeiten, wo man mit dem Wiener Hofe schlecht stand und seine Beschwerden gegen ihn zusammenfaßte, zuweilen sehr zufällig, wenn der König und sein Minister etwa, am Kaminfeuer miteinander stehend, die Zukunft des Hauses besprachen. In einer Eingabe von 1725 erwähnt Ilgen eines solchen Gespräches. Der Sinn weder des Ministers noch des Fürsten wäre aber dahin gegangen, dem Hause Oesterreich Schlesien mit Gewalt abzudringen, was sie für unmöglich hielten. Leichter und angemessener schien es

ihnen, durch Dienste, die man leiste, wenn über die Eröffnung der österreichischen Erbfolge Streit ausbreche, die eigenen Rechte zur Anerkennung zu bringen.

Die letzten Erfahrungen bewiesen aber, daß in Güte und durch Vertrag niemals etwas erreicht werde, nicht einmal in einem Falle, der keine Bedeutung für die eigentümliche Macht des Hauses Oesterreich hatte, geschweige denn in einem solchen, der einen großen Verlust einschloß. Sonderbarerweise war Friedrich an den schlesischen Anspruch noch auf eine andere Art gemahnt worden. Kurz vor dem Tode des Kaisers ersuchte ihn ein französischer Unterhändler um ein Anlehen gegen Verpfändung der nächstgelegenen schlesischen Bezirke. Die Minister brachten dabei zur Sprache, daß eben dies das Land sei, aus welchem seine Vorfahren einst verjagt worden seien. Ueberhaupt hatte sich in dem Hause die lebendige Ueberzeugung fortgepflanzt, daß ihm ein großer Teil Schlesiens von Rechts wegen gehöre; sie war ein feststehender Grundsatz der Staatsmänner geworden, an dessen Wahrheit sie nicht zweifelten.

Denken wir uns den Fürsten, in welchem sich ein gereiztes Nachgefühl der jüngsten Irrungen mit dem vielleicht unentwickelten Bewußtsein uralter, seinem Hause entrissener Rechte durchdrang, deren Durchführung ihn erst zu einem wahrhaft mächtigen König machen konnten, — in einem Augenblicke, wo der Eintritt des Todesfalles, von dem soviel gesprochen worden, die gewohnten Verhältnisse in Europa mit dem Reiche auflöste — einen jungen Mann, den nach Taten dürstete, nach einem großen Namen, und der sich im Besitze einer unwiderstehlichen Kriegsmacht sah! Am 20. Oktober langte die Nachricht von dem Tode des Kaisers nach Rheinsberg. Man sagt, Friedrich erblaßte, als er sie vernahm; es war, als fühle er, daß sein Schicksal ihn rufe....

Am ersten Tage, wo Friedrich jene Nachricht empfing, stand der Entschluß bei ihm fest, sich Schlesiens zu bemächtigen. Welch ein ganz anderer Gegenstand des Ehrgeizes als jenes Berg, dessen Besitz, wenn er auch ohne Schmälerung erworben wurde, über die Stufe der Macht nicht wesentlich erhob, auf welcher sich der Staat befand! Wir wüßten nicht, daß er über die Absicht selbst einen Augenblick gezweifelt oder jemanden zu Rate gezogen hätte. Doch mußten die Mittel

erwogen werden, die zu deren Erreichung anzuwenden waren. Dazu berief Friedrich die beiden Vertrautesten unter seinen Dienern für Krieg und Frieden, den Minister Podewils[22] und den Feldmarschall Schwerin[23], Männer von erprobter Geschicklichkeit, deren Gesinnung der seinen am nächsten stand, auf seinen Landsitz Rheinsberg....

Es ist nicht nach dem Buchstaben zu verstehen, wenn Friedrich einmal erzählt, die Nachricht von dem Tode der Kaiserin von Rußland[24] habe ihn vollends entschieden. Die Befehle an die Heere waren schon erlassen, als diese Nachricht einging; am 9. November traf sie ein. Schon unter dem 8. zeigt Friedrich seinen Ministern an, daß er die zur Unternehmung bestimmten Regimenter angewiesen habe, sich die noch erforderlichen Pferde anzuschaffen, sich überhaupt marschfertig zu machen. Aber allerdings fühlte er sich, da man erwarten durfte, daß Rußland entweder in seinem Innern beschäftigt oder beim Emporkommen einer neuen Staatsleitung sogar für Preußen zu gewinnen sein werde, durch dies Ereignis in seinem Vorhaben gewaltig bestärkt. Alles schien ihm dazu zusammenzutreffen. „Gott ist für uns!“ rief er einmal aus[25]. — —

Wir haben gesehen, wie alles kam, wie das Unternehmen des Königs von Preußen auf Schlesien gewagt worden und im ersten Anlauf gelingen konnte. Aber noch andere Beziehungen hat ein Ereignis als die Beweggründe, aus denen es hervorgeht, und die Umstände, die es möglich machen. Betrachten wir die Besitznahme von Schlesien in ihrem Verhältnis zu der staatlichen Ordnung der Dinge in Europa, so konnte sie nicht anders als Erstaunen und allgemeine Bewunderung erregen. Friedrich war in das Gebiet einer Macht eingedrungen, die, von dem stolzesten Selbstbewußtsein beseelt, über unerschöpfliche Hülfsquellen verfügte, inwiefern sie diese zu benutzen verstand, die ein uraltes Ansehen in Europa und eine Weltstellung besaß, welche ihr unwillkürlich auf großen Belangen beruhende Zuneigungen verschaffte. Mitten in der durch so feierliche Friedensschlüsse festgesetzten Ordnung der europäischen Mächte hatte Friedrich Ansprüche erneuert, an welche außerhalb des brandenburgischen Hauses niemand mehr dachte, große Landschaften als sein Eigentum in Besitz genommen, ohne erst zu unterhandeln.

Das eigentümlich Kennzeichnende war, daß Friedrich mit Oesterreich doch nicht geradezu gebrochen zu haben meinte. Man hat damals nicht glauben wollen, und noch heute herrscht die Meinung vor, Friedrich habe damit eine Feindseligkeit gegen das Haus Oesterreich begangen, von der er sich bewußt gewesen sei, daß durch sie jedes gute Verhältnis mit jenem auf immer vernichtet werden müsse; alles, was er in versöhnlichem Sinne geäußert habe, sei eben nur Verstellung gewesen. Aus den Beratungen in Rheinsberg aber sieht man, daß dem doch nicht so war. Seine wohlerwogene Absicht ging alles Ernstes dahin, indem er sein Recht gegen Oesterreich geltend machte, diesem Hause doch wieder in den Bedrängnissen, die ihm wegen des Widerspruches gegen die „pragmatische Sanktion" notwendig bevorstanden, zur Seite zu stehen. Friedrich meinte das österreichische Erbfolgerecht nicht zu verletzen, indem er in Schlesien eindrang, denn er denke nicht daran zu erben; er nehme Landschaften in Besitz, die von Rechts wegen ihm gehörten. Die früher von seinem Urgroßvater[26]) ausgesprochenen Verzichtleistungen seien infolge der Zurücknahme der dagegen gemachten Abtretung von Schwiebus null und nichtig. Auch das von seinem Vater geschlossene Bündnis binde ihn nicht, weil die dagegen zugesagten Leistungen des verstorbenen Kaisers niemals bewerkstelligt, sondern eher in das Gegenteil umgeschlagen seien. Kaiser Karl VI. habe in der Tat kein Recht auf die Länder gehabt, welche das Haus Brandenburg zurückfordere. Die Tochter des Kaisers habe ebensowenig Recht auf sie; ihm dagegen komme ein unzweifelhaftes Eigentumsrecht zu. Friedrich glaubte, nicht allein befugt, sondern in Rücksicht auf sein Haus sogar verpflichtet zu sein, die Landschaften in Besitz zu nehmen, da er die Macht dazu habe. Man hatte seinem Vater vorgeworfen, daß er die Macht, die er besitze, nicht zu gebrauchen wisse. Er wollte diesen Vorwurf nicht auf sich kommen lassen. Durchdrungen davon, daß er durch bloße Unterhandlungen nie etwas ausrichten würde, hielt er für geboten, das, wovon er überzeugt war, daß es ihm gehöre, unverzüglich und eigenmächtig in Besitz zu nehmen. Nicht erst unterhandeln, sondern in Besitz nehmen, das war der Grundsatz, der sich eben in der Angelegenheit von Herstall bewährt hatte. Welch ein unermeßlicher Unterschied jedoch? Was einem Bischof von Lüttich gegenüber möglich

gewesen war[27]), sollte sich das auch das mächtige Kaiserhaus Oesterreich gefallen lassen? Friedrich würde das nicht erwartet haben, wäre nicht eine europäische Erschütterung im Gange gewesen, welche eine gemeinschaftliche Anteilnahme von Oesterreich, Preußen und England herbeiführte. Seine Meinung war, der Wiener Hof, von allen Seiten bedrängt, — denn von keiner dürfe er eine Anerkennung der „pragmatischen Sanktion" erwarten — werde sich entschließen müssen, den preußischen Ansprüchen gerecht zu werden. Und sollte es ihm nicht wünschenswert erscheinen, eine Macht für sich zu gewinnen, welche über eines der schönsten Heere der Welt gebot, das seinen Ruf in Kämpfen, die ihm mit dem kaiserlichen gemeinschaftlich waren, errungen hatte? Durch diese Bundesgenossenschaft würde sich alles ungefähr wie in den früheren Zeiten gestaltet haben. Selbständig neben Oesterreich und zugleich verbunden mit ihm, durch den Anwachs der Macht bedeutender als jemals früher, würde Preußen in dem beginnenden Kampfe eine ganz andere Stellung eingenommen haben als in den beiden Kriegen von 1688 und 1701[28]).

Wie nun aber, wenn Oesterreich nicht einwilligte, wenn es das Vorrücken der Preußen als eine unzweifelhafte Feindseligkeit betrachtete und mit Feindseligkeiten erwiderte? Auch diesen Fall hatte man in Rheinsberg vorgesehen und bedacht. Man meinte, die Widersacher der „pragmatischen Sanktion" würden alsdann für Preußen Partei nehmen. Der König hatte noch kein Verständnis weder auf der einen noch auf der anderen Seite. Das Wesen seiner Staatskunst besteht darin, daß er Landschaften in Besitz nimmt, die nach seiner Ueberzeugung als Erbgut ihm gehören, und durch welche er noch zu einer selbständigen, den übrigen Mächten ebenbürtigen Machtstellung gelangen soll. Indem er das wagt, durchbricht er den bisherigen Gang der Abwandlungen in der Ordnung der europäischen Mächte. Er ist überzeugt, daß das deren Gleichgewicht keinen Eintrag tue, vielmehr bei der Lage der religiösen Angelegenheiten dem Widerstreit zwischen den beiden Bekenntnissen zuträglich sein werde. Er schreitet zu seinem Unternehmen in der Erwartung, daß der bevorstehende Kampf der großen Mächte und Weltbelangen ihm die Mittel geben werde, sich zu behaupten. Von Oesterreich zurückgeworfen, werde er Bundesgenossen gegen Oesterreich finden.

Die folgenden Jahre sind erfüllt mit Waffentaten und Verhandlungen, die diesem großen Zwiespalt entsprungen sind. Nie griffen Krieg und Staatskunst in jedem Augenblick enger zusammen. In diesem Kampf hat dann Preußen seine Stellung als unabhängige Macht auf immer errungen.

Nr. 2. Entzweiung zwischen England und Frankreich (1739)[29].

In der Mitte des 18. Jahrh. waren die Gegensätze der geistigen Bestrebungen noch keineswegs vergessen, aber doch nur in dem persönlichen, hie und da in dem landschaftlichen Leben sichtbar und wirksam, übrigens in das Schrifttum verwiesen, wo dann nicht jedes Wort der Abweichung eben als eine Begebenheit zu betrachten ist; die großen europäischen Staaten wurden durch die Belangen der tätigen Staatskunst in Bewegung gesetzt.

Vor allem das Wichtigste lag in dem Streite, der nach beinahe dreißigjährigem besseren Verständnisse zwischen England und Frankreich ausbrach; denn diese Reiche waren nun einmal die mächtigsten, einflußreichsten, und keineswegs unbedeutend kann der Gegenstand ihres wiedererwachenden Haders genannt werden. Unter den Beweggründen, welche Ludwig XIV. schon bald nach der Mitte des 17. Jahrh. nach dem Aufschwung, welche die englische Seemacht unter Cromwell genommen[30]), dafür anführt, daß die spanische Erbfolge durch allgemeine Uebereinkunft in Ordnung gebracht werden müsse, findet sich die Erwägung, daß ohnehin die überseeischen Besitzungen den Engländern zum Raube werden würden. Noch besaßen die katholischen und romanischen Völker den größten Anteil an der Seeherrschaft; noch nahm der spanische Staat den ganzen, ihm in Amerika einst vom Papst[31]) gewährten Besitz in Anspruch, er hatte die im Norden emporkommenden englischen Pflanzungen eigentlich noch nicht anerkannt.

Bei den Ansprüchen jedoch, welche Ludwig machte, war es unmöglich, einen Austrag zu finden; eben durch seine Waffenerhebungen wurden England und Holland unablässig in die Irrungen der katho-

lischen und romanischen Mächte verwickelt, was ihnen dann zu großem Vorteil gereichte [32]); in dem spanischen Erbfolgekriege erwarben die Engländer eine natürliche Stellung [33]) und Handelsvorrechte, welche ihnen eine immer anwachsende Ueberlegenheit sicherten. Wir berührten öfter, wie tief das bourbonisch gewordene Spanien [34]) dies empfand, wie sehr es wünschte, sich des Uebergewichtes der englischen Seemacht zu entledigen, und welch eine immer wirksamere Sache die Rücksicht hierauf in den allgemeinen Bewegungen des Jahrhunderts ausmachte.

Indessen war Spanien für sich allein viel zu ohnmächtig, um etwas gegen England auszurichten. Es konnte nur unbequem werden; erst dann wurde die Sache gefährlich, als auch Frankreich — nicht allein der König, um der fürstlichen Verwandtschaft, sondern auch das Volk um des zu erwartenden Gewinnes willen — sich den Absichten Spaniens beigesellte. Es gibt einen ersten Familienvertrag, geschlossen im Escurial am 7. November 1733, durch welchen sich der spanische Hof mit dem französischen zu diesem Zwecke vereinigt hat. Der König von Spanien erklärt darin seinen Entschluß, die Mißbräuche, welche sich in den Handel mit England eingeschlichen, auszurotten und fortan den Buchstaben der Verträge ins Werk zu setzen; er spricht sogar die Absicht aus, die Engländer der Handelsvorteile, in deren Genusse sie seien, überhaupt zu berauben. Sollte England deshalb zu Feindseligkeiten schreiten, so erbietet sich Frankreich, gemeinschaftliche Sache mit Spanien zu machen; zu dem Ende will es eine Flotte in Brest und überdies soviel Kaper, als nur immer möglich, instand setzen. Es wurden Verabredungen getroffen, nach welchen die Vorteile des überseeischen Handels hauptsächlich den Franzosen zugute kommen sollten. Zur Herausgabe von Gibraltar wollte der König von Frankreich die Engländer womöglich in Güte bewegen, nötigenfalls aber auch mit Gewalt der Waffen zwingen.

Daher kam es, daß, sobald der Landkrieg im Jahre 1735 beendigt war, sich die Franzosen mit ungemeinem Eifer der Flotte widmeten. Derselbe Mann, welcher vierzig Jahre später den umfassendsten Angriff auf die englische Seemacht vollzogen hat, der überhaupt vorgekommen ist, der Graf von Maurepas, hatte schon damals diesen Gedanken und bereitete seine Ausführung vor. Zugleich

in den Werkstätten von Brest und Toulon ließ er mit Anstrengung arbeiten; sein Gedanke war, 26 Linienschiffe ersten und 30 zweiten Ranges in See zu schicken. Auch die Spanier setzten in Ferrol und in Cadiz große und kleine Fahrzeuge in Bereitschaft. Man darf sagen, das britische Volk, d. h. zunächst der handeltreibende Teil, welcher den Unterschied der nunmehr eintretenden Behandlung von der früheren unmittelbar zu fühlen hatte, nahm die Gefahr, die ihm obschwebte, deutlicher und bestimmter wahr als das Staatsministerium, dem von den guten Worten und den Einzelheiten der sich lange fortspinnenden Unterhandlung der Blick verdunkelt war.

Von den Fehlern, die Robert Walpole[35]) in dem letzten Jahrzehnt seiner ministeriellen Gewalt beging, ist dies wohl der größte; das Volk zwang ihn gleichsam, den Krieg, mit dem er sich bedroht sah, selber zu beginnen. Man weiß, daß es den endlich gefaßten Beschluß mit öffentlichen Freudenbezeugungen aufnahm. Mag auch eine untergeordnete Streitigkeit über einen Versuch, den Schleichhandel zu beschränken, oder die körperliche Verletzung eines englischen Seemanns den nächsten Anlaß zu dem Kriege gegeben haben, der bereits im Jahre 1739 zwischen England und Frankreich ausbrach, der wahre Beweggrund dazu hat eine weltumfassende Bedeutung: er berührt die Frage, ob die germanischen oder die romanischen Völker das Uebergewicht in dem Welthandel und in der Ueberseemacht haben sollen; es sind dieselben Belangen, welche im Siebenjährigen Kriege noch einmal mit den deutschen zusammengefallen, in den Kämpfen des Umsturzes von entschiedener Wirksamkeit gewesen sind, um deren willen früher die bourbonischen Mächte die Befreiung des nördlichen Amerika von England, später die Engländer die des südlichen von Spanien begünstigt haben.

Nun erlitt zwar der englische Handel durch die schon vorbereiteten und plötzlich allenthalben unter spanischer Flagge in See erscheinenden Kaper nicht geringe Verluste; aber der namhafteste Vorteil war doch auf seiner Seite. Admiral Vernon, in dessen Familie bourbonenfeindliche Bestrebungen forterbten, wie in so manchen französischen österreichfeindliche, eroberte im November 1739 mit geringem Verluste Porto Bello; und mit den größten Erwartungen, die von Parteieifer übertrieben wurden, rüstete man sich in England,

ihn zu neuen Unternehmungen auf das feste Land von Südamerika zu unterstützen. Eben an diesen Punkt aber knüpfte sich die Teilnahme Frankreichs. Diese Macht erklärte, nicht dulden zu können, daß sich England auf dem Festlande von Südamerika festsetze, schon darum nicht, weil dabei der regelmäßige Handel der Galeonen[36]), an welchem Frankreich beteiligt sei, nicht bestehen könnte; es werde den Engländern zeigen, daß sie noch nicht vollkommen Herren des Meeres seien. Eine Erklärung, die man allgemein als ein unzweifelhaftes Vorspiel des Krieges betrachtete; die Engländer hielten für nötig, sich nach Verbündeten auf dem Festlande umzusehen.

Ihr vornehmster Gedanke war, das große Bündnis zu erneuern, welches einst den Unternehmungen Ludwigs XIV. die Spitze geboten und sie zurückgedrängt hatte. Sie erfüllten alle Höfe mit Anklagen der französischen Staatskunst, der noch immer der Gedanke eines allgemeinen Uebergewichts oder der Weltherrschaft vorschwebe. In jeder Streitfrage, wo eine solche nur auftauche, glaube Kardinal Fleury[37]) seine Hand haben zu müssen; er wolle das Herzogtum Berg teilen, um Preußen zu gewinnen und die Pfalz nicht zu verlieren; er mische sich in die amerikanisch-genuesischen Händel; der letzte österreichisch-türkische Friede sei wie die meisten anderen Friedensschlüsse sein einseitiges Werk; in der Türkei und Schweden pflege er soeben andere dunkle, aber um so gefahrvollere Unterhandlungen. Indessen breche er bereits durch die Befestigung von Dünkirchen den Utrechter Frieden; man müsse sich seinen Bestrebungen mit erneuten Kräften entgegensetzen, wenn anders das europäische Gleichgewicht erhalten werden solle.

Dagegen ließ Kardinal Fleury bemerken, daß es ein Gleichgewicht ebenso gut zur See als zu Lande geben müsse; von Tag zu Tag wachse die Anmaßung Englands zur See; die allgemeine Alleinherrschaft sei es, wonach diese Seemacht strebe; man müsse sie mit erneuten Entschlüssen in ihre Schranken weisen.

Im September 1740 gingen zwei französische Geschwader in See, das eine von Toulon, das andere von Brest; beide nahmen ihre Richtung nach den westindischen Gewässern, wohin auch eine indes von den Engländern ausgerüstete Verstärkung ihrer Flotte gegangen war. Ein Kampf zwischen ihnen schien unvermeidlich.

Es war in dieser Zeit, daß sich Friedrich II., wie wir erwähnten, der Staatskunst der Engländer näherte, nicht aus Vorliebe für ihre Macht, sondern weil er einsah, daß Frankreich seine Forderungen am Niederrhein, damals die einzigen, die er machte, nimmermehr bewilligen werde. So setzte nun auch England alles daran, den Wiener Hof zu gewinnen. Auch die älteren Minister, die den Gedanken der Erneuerung des alten großen Bündnisses mit Freuden begrüßten, wandten doch ein, daß in dem jetzigen Zustand der Hülflosigkeit eine Entzweiung mit Frankreich die verderblichsten Folgen haben könne; denn auf keiner Seite sei Oesterreich gerüstet. Es werde weder Italien noch die Niederlande gegen die Franzosen verteidigen können; ja, die ganze Rheingrenze werde man aufgeben müssen. Der englische Gesandte suchte ihre Besorgnisse zu beschwichtigen und ließ es an Zusagen und Aufforderungen nicht fehlen. Erinnern wir uns eines Auftrittes aus den letzten Augenblicken Karls VI. Der Kaiser hatte die Sakramente empfangen, und seine Minister traten aus dem Sterbezimmer, den Hofkanzler an ihrer Spitze, als der englische Gesandte sich diesem näherte, ihm mit geheimnisvollem Eifer eine Eilbotschaft einhändigte und deren Inhalt, indem er den Wandelgang neben ihm daherschritt, dahin erläuterte, daß das Haus Oesterreich nicht verloren sei noch auch die europäische Ordnung der Dinge, wofern sie nur Männer sein wollten.

Noch andere Gefahren traten damals in den Gesichtskreis. Die kaiserlichen Minister waren, wie gesagt, von den düstersten Ahnungen über die Zukunft des Hauses erfüllt. Gleich im ersten Augenblicke berührte die französisch-englische Irrung sich mit den Fragen, welche sie betrafen. Nach welcher Seite jedoch die Entscheidung fallen würde, war bei der Verwicklung der Geschäfte und dem Zustande des Hofes in sich selbst sehr zweifelhaft.

Nr. 3. Maria Theresia (1740—1780) [38].

I.

An die Stelle des Kaisers trat dessen 23jährige Tochter, an der man bisher besonders jugendlich aufblühende Frauenschönheit und eine ruhig fortschreitende Bildung nach dem Maße des ihr zuteil

gewordenen Unterrichtes bewundert hatte. Sie hatte auch Latein gelernt, und ihr Lehrer wenigstens versicherte, sie wisse in den Schriftstellern, die sie mit ihm lese, deren Eigentümlichkeit zu unterscheiden; sie zeigte in allem, was sie trieb, planmäßiges Verfahren und feinen Sinn, im Umgange Ruhe und Ernst, nicht ohne Anmut. „Was ihr aber," sagt ein Venezianer von 1738, „den höchsten Wert verleiht, ist die Erhebung des Geistes, die sie an den Tag legt, verbunden mit einer gewissen Männlichkeit des Gemütes; man sieht, daß sie fühlt, wozu sie geboren ist, und darf glauben, daß ihre Ratgeber dereinst keine schrankenlose Gewalt über sie ausüben werden." Man sollte nicht vergessen, daß in ihr noch anderes Geblüt wallte als das altherzogliche der einen oder der anderen Linie des Hauses Oesterreich-Spanien. Sie war eine Welfin von Herkunft; ihre Mutter war eine Tochter des tatkräftig aufstrebenden Rudolf Wilhelm von Blankenburg im Harz und nicht ohne inneren Kampf zum Katholizismus übergetreten.

Nachdem Maria Theresia die für sie in ihrem Zustande doppelt schweren Tage der Krankheit und des Todes ihres Vaters überstanden, empfing sie die Huldigung ihrer Minister, die sie als Königin von Ungarn und Böhmen begrüßten; ihre Worte waren von Schluchzen unterbrochen. Unverzüglich aber begann sie ihr Amt auszuüben und an den Beratungen tätigen Teil zu nehmen. Die älteren Minister hatten sich wohl geschmeichelt, bei dem Thronwechsel das frühere Ansehen, von dem sie glaubten, daß es ihnen gebühre, wiederzuerlangen. Aus dem Munde Sinzendorfs wissen wir, daß sie deshalb vornehmlich den Großherzog [40]), auf den sie zählen konnten, zur Würde eines Mitherrschers beförderten. Maria Theresia liebte ihren Gemahl mit vollem Herzen, war um so mehr für seine Beförderung, da sie durch ihn den Glanz des kaiserlichen Namens bei ihrem Hause zu behaupten hoffte; allein ihre ererbte Macht mit ihm zu teilen, ihm wesentlichen Einfluß auf die Staatsleitung zu gestatten, war sie nicht gesonnen. In der Geschichte der Königinnen ist es eine seltsame Erscheinung, wie sie für ihre häuslich-weiblichen Pflichten und für ihre Herrscherbefugnisse ein gleich lebendiges Gefühl hegt, sie aber auseinanderhält. Das von Jugend auf in ihr genährte Bewußtsein, daß sie die geborene Herrin sei, empfing in ihr überdies

durch eine gewisse dankbare Gesinnung eine bestimmte Farbe und Richtung: sie wollte selber herrschen wie ihr erlauchter Vater, aber dieser selbst hatte sie von den Staatsangelegenheiten entfernt gehalten, und aus Ehrfurcht vor ihm hatte sie es vermieden, sich um sie zu bekümmern. Sie war ihrer vollkommen unkundig, als sie zur Leitung des Staates berufen wurde.

Ihrer Unerfahrenheit sich bewußt, suchte sie sich zuerst nur zu unterrichten. Sinzendorf übernahm es, sie einzuführen; sie war von dem Mißtrauen ergriffen, das alle Welt gegen ihn hegte und zog ihm Starhemberg bei weitem vor. Bald nach ihrem Herrschaftsantritte hören wir sagen, der führe das Ruder. Bei dem alten Gegensatze zwischen ihnen, der in alle Kreise zurückwirkte und durch den herbeigekommenen Kanzler Kinsky von Böhmen noch vermehrt wurde, geriet sie gleichsam wie in einen Irrgarten von Unschlüssigkeit, Mißtrauen in sich selbst und andere, verlegener Zaghaftigkeit, als sie von ihrem Oberhofmeister und Starhemberg selbst auf jenen Ratgeber ihres Vaters aufmerksam gemacht wurde, der auf diesen einen entscheidenden Einfluß gehabt hatte: Johann Christoph von Bartenstein[41]).

Mitten unter den Abkömmlingen der vornehmsten Geschlechter hatte sich dieser Fremde und geborene Protestant, Sohn eines wenig genannten Professors in Straßburg, in die bedeutendste Stellung und Wirksamkeit emporgeschwungen. Er gehörte zu den frühentwickelten befähigten Köpfen... Was den anderen fehlte, Tatkraft und Selbstvertrauen, davon wohnte ihm fast ein zu großes Maß bei. „Der Herr," sagte man ihm einst, „führt den Hof tief hinein!" Bartenstein antwortete: „Ich werde auch wissen, ihn wieder hinauszuführen." Gegen Ende Karls VI. genoß er ein Ansehen, das seinem Einfluß entsprach. Wenn er des Abends bei seinem Billard sichtbar wurde, drängte sich alles um ihn, die fremden Gesandten und der junge einheimische Adel.

II.

Maria Theresia hatte 1745 nicht mehr den Jugendreiz, der, vom Unglück gehoben, solange sie nur angefeindet, gütig, unschuldig und standhaft erschien, sie unwiderstehlich machte; ihre Züge waren stärker, ihre Haltung stolzer, hoheitsvoller, ihr ganzes Wesen selbst-

bewußter geworden. Früher hatte sie viel Neigungen zu Festlichkeiten des Hofes, Maskenbällen, tonkünstlerischen Uebungen gezeigt, jetzt gefiel sie sich vor allem zu Pferde, sie ritt mit einer Raschheit daher, welche ihre Freunde in Schrecken setzte. Die Sorge für die Erhaltung ihrer Schönheit lag ihr fern, sie setzte sich jeder Witterung aus; eine natürliche kräftige Körperbeschaffenheit ließ sie alles ertragen, was anderen unerträglich war. In der Stadt erschien sie so einfach wie möglich; man sah sie, bürgerlich gekleidet, nach damaliger englischer Sitte ihre Freundinnen auch zu Fuß besuchen. Dem entspricht es sehr wohl, daß sie sich ihren Herrscherpflichten mit dem größten Eifer unterzog. Alle Morgen von sechs bis zehn Uhr las sie die eingegangenen Eilbotschaften und Gesuche und gab ihre Entschließung; sie ward dabei wie der König von Preußen nur von einem Geheimschreiber unterstützt. Ihre Hauptgesichtspunkte waren: Abschaffung der Mißstände der Verwaltung und Hebung des Soldatenstandes. Sie hatte auch hier die Anordnungen des Königs von Preußen, den sie bekämpfte, unaufhörlich im Auge, in kleinen Dingen wie in der Hauptsache. Nicht eben zur Zufriedenheit des hohen Adels zog sie einfache Offiziere an ihre Tafel; sie sagte laut, unter ihr werde niemand sein Glück machen, wer den Degen nicht tapfer führe. Sie suchte selbst die Generäle aus, denen sie den Befehl anvertraute; mit gutem Bedacht pflegte sie die Anhänglichkeit des gemeinen Soldaten. Von dem Geiste des Jahrhunderts, der von dem Aufwand und der Aeußerlichkeit der höchsten Gewalt auf deren wesentlichen Besitz und die Ausübung der Macht drang, ward auch diese Frau auf dem Throne, so sehr sie Gattin und Mutter blieb, vollkommen ergriffen. Man konnte nicht sagen, daß die Untertanen sie deshalb mehr geliebt hätten; sie fanden die Fortsetzung des Krieges hoffnungslos und drückend, ihre Teilnahme brach nicht mehr in so lebhafte Begeisterung aus wie bisher. Aber die Kaiserin in ihrem stolzen Gang merkte das kaum; sie baute auf ihren Geist und den unmittelbaren Schutz der Vorsehung. Ihre ganze Seele war damit beschäftigt, Oesterreich so stark und groß zu machen, wie es jemals gewesen war, und, da sie nun Kaiserin geworden[42]), ihm seine Uebermacht im Deutschen Reiche, sein altes Ansehen in Europa wieder zu verschaffen.

An der Staatskunst Maria Theresias läßt sich manches aussetzen; aber ihre Persönlichkeit, die eine Art von weiblichem Heldentum atmete, und die unerschütterliche Ueberzeugung von ihrem Rechte gaben dem landesherrlichen Gefühle einen Antrieb und lebendigen Rückhalt. Weiter aber führte das noch nicht.

Nr. 4. Ausbruch des Siebenjährigen Krieges (1756) [43].

Wohl wußte Friedrich, daß er als der angreifende Teil erscheinen und Oesterreich Anlaß erlangen würde, die Hülfe der anderen Mächte gegen ihn in Anspruch zu nehmen; allein er urteilte, das sei ein Mißverständnis des Wortes, der wahrhaft Angegriffene sei er doch selbst, und die beiden anderen Mächte würden auch, wenn er sich nicht rege, die Partei von Oesterreich ergreifen. In einer Denkschrift hat er gesagt, durch das Bündnis der drei Mächte [44]), von denen eine jede ihren alten Verbündeten aufopfere [45]), habe sich ein neuer Dreimännerbund [46]) in Europa gebildet; es sei die Pflicht der beiden anderen, sich der Gewaltsamkeit des neuen Bundes aus allen Kräften entgegenzusetzen.

Frankreich überließ Preußen dem Hause Oesterreich; dieses seinen alten Verbündeten in den letzten Kriegen am Ende des 17. und am Anfange des 18. Jahrhunderts, das protestantische Königtum in England, der bourbonischen Gegenwirkung. Die Veränderung aller großen Verhältnisse, die damit zutage trat, hatte sich jetzt dahin gewendet, daß nicht so sehr England bedroht wurde als Preußen in seinem Bestande als selbständige deutsche und europäische Macht. Friedrich war der Meinung, daß dem gewalttätigen Verfahren der drei Mächte gegenüber durch die beiden anderen eine neue Ordnung des Gleichgewichts begründet werden sollte; im Gefühl der Gefahr, die ihn zunächst selber bedrohte, wollte er keinen Augenblick versäumen, um ihr zu begegnen. Alles war dazu vorbereitet. Unverzüglich nach dem Eintreffen des Klinggräffschen [47]) Eilboten ergingen unter Winterfeldts [48]) Mitwirkung die Befehle an die an der Elbe, der Saale und in der Mark Brandenburg versammelten Regimenter, sich in Marsch zu setzen.

Wie man aus den Aeußerungen Friedrichs gegen den englischen Gesandten[49]), mit dem er die Antwort des Wiener Hofes noch einmal in Erwägung zog, erkennt, war sein Plan in diesem Augenblick folgender: Er wollte seinen Weg nach Böhmen durch Sachsen nehmen, wodurch er verhindern könne, daß sich dieses zu seinen Feinden schlage. In drei verschiedenen Heeressäulen, zusammen 65 000 Mann stark, wollte er in Sachsen einbrechen. Die Truppen sollten sich an der sächsisch-böhmischen Grenze vereinigen; bei Melnik wollte er über die Elbe gehen und die Oesterreicher in ihrem Lager, das sie, wie er höre, bei Prag aufschlagen würden, aufsuchen, auseinanderjagen und seine Winterlager in Böhmen nehmen. Im letzten Augenblick ließ er den sächsischen Gesandten an seinem Hofe von seinem Vorhaben benachrichtigen: das ungerechte Verfahren des Wiener Hofes und dessen Weigerung, auf irgend eine anständige Auseinandersetzung einzugehen, nötige ihn, nachdem er alles getan, zur Behauptung der öffentlichen Ruhe ein Heer durch Sachsen marschieren zu lassen; denn er müsse Vorkehrungen treffen, um nicht wieder in eine Lage zu geraten wie die, in welche ihn der sächsische Hof 1744 und 1745 gebracht habe. Er fügte dem noch einige begütigende Worte hinzu, aber sein Entschluß war gefaßt, den Widerstand der sächsischen Truppen, der ihm in dem Lande entgegentreten könne, zu erdrücken.

Zum Ergreifen dieses Feldzugsplanes trug es bei, daß Friedrich nicht allzuweit entfernt zu sein wünschte, wenn etwa die Franzosen in Deutschland einbrechen und Hannover bedrohen sollten. Wohl mußte man befürchten, daß die Oesterreicher ihrerseits einen Einfall in Schlesien unternehmen würden; dort aber war Schwerin aufgestellt mit hinreichender Macht[50]), um Angriffe zurückzuweisen und die in der Nachbarschaft angelegten Vorratshäuser zu zerstören. Zu einem Einbruch in Böhmen war er ursprünglich nicht bestimmt. Der König meinte, wenn Schwerin die feindlichen Truppen zurückweise und zugleich das königliche Heer in Böhmen eindringe, so werde Oesterreich, falls es nicht schon bei seinem Vorrücken Vernunft annehme, dann wenigstens das Schwert in die Scheide stecken und dadurch seine Verbündeten veranlassen, Frieden zu halten....

Das große Bündnis, das dem preußischen Staate ein Ende auf immer machen sollte, in seinen Grundzügen vereinbart und dem Ab-

schlusse nahe, war noch nicht zustande gekommen[51]). Friedrich täuschte sich nicht darüber, daß ein Angriff auf Oesterreich dazu dienen konnte, die gegen ihn gefaßten feindlichen Entwürfe zur Reife zu bringen. Eben sein Unternehmen war auch imstande, sie zu zerstreuen und ihn auf immer zu sichern; es erschien ihm dazu als das einzige Mittel. Keine Erwägung der Welt wäre fähig gewesen, ihn davon zurückzuhalten; die Sinnesweise, die ihn belebte, mit der er geboren war, trieb ihn unwiderstehlich dazu vorwärts. Wer kann die Umstände beherrschen, die zukünftigen Handlungen ermessen, den aufgeregten Kräften gebieten? In dem Widerstreit der Weltverhältnisse und der persönlichen Gesinnung entspringen die großen Entschließungen. Die Fortentwicklung der Menschheit beruht darauf, daß es Staaten gibt, welche die innere Kraft besitzen, und Fürsten, die den Mannesmut haben, unter allen Umständen ihre Stelle zu behaupten und ihre Selbständigkeit, welche ihr inneres Leben ist, gegen überlegene Feinde zu verteidigen.

In dieser Gesinnung griff Friedrich zu den Waffen. Es war am 28. August 1756, eines Sonnabends, früh gegen 5 Uhr, daß er auf dem Paradeplatz in Potsdam zu Pferde stieg, die Truppen eine kleine Schwenkung machen ließ, sich dann an ihre Spitze setzte und den Weg nach der sächsischen Grenze einschlug. Mit ihm war sein Bruder Heinrich[52]) als Führer seines Regiments; eine freudige Stimmung beseelte die Mannschaften. Den folgenden Tag wurde die sächsische Grenze von verschiedenen Abteilungen der drei Heeressäulen in weitem Umkreis überschritten.

Unerwartet ist es, daß Friedrich, indem er das Schwert zog, doch nicht den Krieg unwiderruflich zu eröffnen meinte. So wenig Zweifel an der kriegerischen Absicht des Wiener Hofes ihm auch die letzte Antwort übrig ließ, so sehr ihn deren Ton verletzte — er fand ihn Stolz und Verachtung atmend —, so nahm er von ihrem ausweichenden Inhalt doch Anlaß zu einer dritten Anfrage, zu der sie insofern Raum ließ, als sie sich nicht ausdrücklich auf die Hauptanfrage bezog. Er faßte die Hoffnung, durch seine Schilderhebung, ohne noch zu schlagen, den Wiener Hof zu einer Erklärung, wie er sie verlangt hatte, zu vermögen. „Da ich keine Sicherheit mehr habe," schrieb er an Klinggräff, „weder für die Gegenwart noch für die Zu-

kunft, so bleibt mir kein anderes Mittel übrig als die Waffen, um die Anschläge meiner Feinde zu zerstreuen. Ich setze mich in Marsch und hoffe, in kurzem werden die, welche jetzt von ihrem Stolz verblendet sind, anderer Meinung werden. Dabei habe ich aber soviel Selbstbeherrschung, daß ich Vorschlägen einer Verständigung, sobald sie mir geschehen, Gehör geben werde; denn ich hege keine ehrgeizigen Entwürfe noch eigennützige Wünsche. Der Beweggrund meines Verfahrens liegt einzig darin, daß ich mir Sicherheit verschaffen und meine Unabhängigkeit behaupten will. Es scheint ein greller Widerspruch in dem zu sein, der dringende Wunsch, den Frieden zu erhalten, und die waffenmutige Kriegseröffnung, aber eines bedingt das andere!"

Klinggräff wurde beauftragt, von der Kaiserin-Königin ohne weiteren Zusatz die einfache Versicherung zu fordern, daß sie Preußen weder in diesem noch im kommenden Jahre angreifen werde. Friedrich erklärte sich bereit, sobald er diese Antwort erhalte, seine Truppen zurückzuziehen und die regelmäßige Ordnung der Dinge wieder eintreten zu lassen.... In der Umgebung des Königs war man der Ueberzeugung, daß eine den Wünschen entsprechende Antwort des Wiener Hofes alles beendigen werde. Der König sprach aus, wenn er in der Antwort der Kaiserin-Königin seine Sicherheit finde, so werde er zur Stelle haltmachen, die Waffen niederlegen und selbst für die aufgewendeten Kriegskosten keine Entschädigung verlangen. Dabei führte ihn seine bisherige Staatskunst; die gegen ihn gerichteten Anschläge wären auch so noch rückgängig geworden. Aber in Wien herrschte eine entgegengesetzte Stimmung vor; nach der zuletzt gegebenen Antwort erwartete man dort nichts Anderes, als daß Friedrich zum Angriff schreiten werde. Man sah dem ohne Besorgnis entgegen; denn einmal meinte man nicht so ganz schlecht gerüstet zu sein, um den Preußen nicht begegnen zu können, und selbst auf erste Nachteile war man gefaßt. Möglich, daß Friedrich Böhmen wenigstens zum Teil besetze, möglich selbst, daß er eine Schlacht gewinne, aber man brauche davor nicht zu erschrecken; denn mit diesem Fürsten müsse man doch gewiß sich noch einmal schlagen. Komme es jetzt zum Kriege, und zwar durch einen Angriff von Preußen, so könne man sich der Hülfeleistung von Rußland und von Frankreich

versichert halten; man dürfe einen guten Ausschlag der Waffen, die Wiedereroberung Schlesiens, eine Schwächung des feindseligen Königs erwarten; ein zeitweiliger Verlust komme dabei nicht in Betracht.

Die neue Anfrage Friedrichs in Wien erweckte mehr Verwunderung als Aufmerksamkeit und ward mit gewohntem Selbstgefühl erwidert. Der Staatskanzler [53]) erklärte, die letzte Antwort sei die einzige gewesen, welche sich mit Würde habe geben lassen. Damit waren die Würfel gefallen; das Tor wurde aufgetan, hinter welchem der altrömischen Vorstellung nach die Kriegskräfte gefesselt lagen. Einst hat ein morgenländischer Eroberer vor dem Beginn einer Schlacht seinem Widersacher sagen lassen, er möge sich zum Kampfe einstellen, damit an den Tag komme, was im Schoße des Schicksals verborgen sei. Dazu sind die großen Kriege bestimmt, nach dem Maße der Kraftentwicklung und verständigen Führung jedes Teiles die Schicksale der Welt weiter zu bestimmen.

Die Franzosen der alten Schule, welche etwas von der deutschen Geschichte wußten, sahen in Friedrich einen neuen Gustav Adolf, der aber zugleich ein Deutscher sei. Außer diesem Unterschied, der allerdings von geschichtlicher Bedeutung ist, denn jetzt brauchten die deutschen Protestanten keinen fremden Beschützer mehr, bestand aber noch ein anderer, der darin lag, daß Gustav Adolf mit Frankreich gegen Oesterreich verbündet war, Friedrich aber sowohl Frankreich wie Oesterreich zu bekämpfen hatte. Noch eine dritte Macht sollte sich diesen beiden zugesellen und ein allgemeiner Kampf beginnen, der über das Sein oder Nichtsein Preußens entscheiden mußte. Durch den Krieg, welcher damit ausbrach, sind keine Besitzveränderungen hervorgerufen worden; eben darin lag der große Erfolg, daß das nicht geschah und daß sich der Staat, zu dessen Vernichtung als Staat die Mächte des Festlandes verbunden waren, in seinem vollen Bestand behauptete.

Die Verteidigung selbst gab ihm ein hohes Ansehen in der europäischen Staatenwelt. König Friedrich wurde, indem er sich verteidigte, zum großen Manne des Jahrhunderts. Die folgenden Geschlechter empfingen daher die fortwährenden Antriebe, die aus dem Gefühl einer ruhmvoll bestandenen Gefahr und der geretteten Un=

abhängigkeit entspringen. Ein Unglück ohnegleichen, das den preußischen Staat in dem folgenden Zeitraume traf und ihn in einen Untergang, wie er im Jahre 1756 beabsichtigt war, wirklich verwickelte, ist dadurch zu dem Zeitraum geworden, in der sich jener verjüngte, so daß er in steter Fortführung von lebensvoller Arbeit endlich zu Erfolgen gelangt ist, wie sie die Welt ebenfalls noch nicht gekannt hat[54]).

Nr. 5. Der Feldzug von 1757[55]).

1. Angriff auf Böhmen.

Friedrich war nicht mit allem bekannt, was gegen ihn vorbereitet wurde, aber er wußte genug davon, um die Gefahren, die ihn bedrohten, zu ermessen. Bei jenem kurzen Aufenthalt in Berlin, dessen wir gedachten, traf er Anordnungen für die verschiedenen Möglichkeiten, die sich befürchten ließen: eine Niederlage in Sachsen; die Ueberwältigung Hannovers und das Vorrücken der Franzosen bis zur Altmark; das Eindringen der Russen in die Neumark. Er ordnete an, wie und wohin in jedem Falle der Schatz des Staates und die königliche Familie gerettet werden solle. Was aber sollte geschehen, wenn ihn selber ein Unfall in dem Kriege beträfe? Indem die Gegner mit der Teilung seines Staates umgingen, faßte er dessen Bestehen selbst bei einem solchen Mißgeschick ins Auge. Würde er um das Leben kommen, so solle dem Nachfolger unverzüglich geschworen werden. Würde er in Gefangenschaft geraten, so solle man auf keinen Befehl Rücksicht nehmen, den er erlassen könne. Sein Bruder, der ihn vertritt, und die Minister sollen mit ihrem Kopf verantwortlich sein, keine Abtretung oder auch nur ein Lösegeld für ihn zu bewilligen. Die Bestimmung, von Friedrichs eigener Hand geschrieben, von der niemand erfuhr als der vertraute Geheimschreiber und der leitende Minister[56]), an den sie gerichtet war, erscheint wie ein letzter Wille, den man abfaßt, ehe man sich in große Gefahr, etwa auf eine Seereise bei ungestümem Wetter, begibt, um die Zukunft der Angehörigen für alle Fälle sicherzustellen.

Von der Besorgnis, daß sein Unglück den Untergang des Staates herbeiführen werde, frei geworden, faßte Friedrich den Entschluß, den großartigen Kampf, den er begonnen und der doch eben nur dessen Sicherheit zum Zwecke hatte, mit dem kühnsten Wagnis wieder aufzunehmen. Er war auch jetzt nicht gemeint, sich angreifen zu lassen, sondern dem Angriff zuvorzukommen. Sein Gedanke war, wenn er den Oesterreichern nochmals einen entscheidenden Schlag beibringe, so werde Rußland schwerlich sich rühren und Frankreich sich bedenken, in Deutschland vorzudringen. Wohl waren nun die österreichischen Heere zahlreich und stark. Aber der König meinte, sie durch einen plötzlichen Anfall mit überlegener Macht zuerst im einzelnen zu schlagen und ihnen dann vielleicht eine große, alles entscheidende Feldschlacht, er hat wohl an Pharsalus[57]) gedacht, liefern zu können. In tiefem Geheimnis, in das in seinem ganzen Heere vielleicht nicht mehr als zwei Personen gezogen wurden, hat er alles vorbereitet, wozu denn besonders gehört, daß er der Lebensmittel für die Mannschaft und hinreichendes Futter für die Pferde sicher wurde. Am 18. April war es so weit, daß er dem Vertrauten Mitchell[58]) davon sprechen konnte. Der Gesandte erstaunte über die Größe und Kühnheit des Unternehmens; der König hatte ihm gesagt, er denke auf einmal mit vier Armeekorps in Böhmen einzudringen, die an einem bestimmten Punkte — er meinte Prag, das er jedoch nicht nannte — zusammentreffen sollten. Mitchell sagte wohl, ein so großartiger Entwurf sei kaum jemals gefaßt worden; bereits am 29. April bezeigte er seine freudige Teilnahme über den glücklichen Fortgang der Unternehmung. Das preußische Heer, 100-—120000 Mann stark, stehe jetzt in Böhmen, und alles sei über Erwarten gut gegangen.

Es war im Grunde derselbe Gedanke, mit dem Friedrich den Krieg das Jahr zuvor begonnen hatte. Damals hatte er beabsichtigt, die Elbe bei Melnik zu überschreiten, in der Hoffnung, die Oesterreicher bei Prag zu finden und sie zu zerstreuen; die Heeresaufstellung der Sachsen hatte ihn verhindert, dies Unternehmen auszuführen. Wie unendlich viel schwerer aber war es seitdem geworden! Denn indessen hatte die Kaiserin zahlreiche Heere gesammelt. In allen Erblanden waren zahlreiche Aushebungen ausgeschrieben, die ungarischen Regimenter waren vollzählig gemacht worden; neue Abtei-

lungen der Grenzregimenter wurden in kriegstüchtigen Stand gesetzt und herangezogen. Die Kaiserin konnte ihre übrigen Erblande von Truppen entblößen, weil sie nirgends eine Feindseligkeit zu erwarten hatte; auch aus den Niederlanden, wo man jetzt nicht mehr die Franzosen zu fürchten brauchte, zogen Truppen heran. Es ist ein eigentümlicher Anblick, der Tätigkeit des Königs, die jedermann bewunderte, gegenüber den Eifer wahrzunehmen, mit welchem sich Maria Theresia den Heeresangelegenheiten widmete; an den Arbeiten des dazu niedergesetzten Ausschusses nahm sie in jedem Augenblick, in jeder Beziehung den lebendigsten Anteil. Als der König in Böhmen einrückte, fand er eine starke, der seinigen gewachsene Kriegsmacht, die eben gegen ihn selbst vorzugehen im Begriff gewesen war. Feldmarschall Browne[59]) wich nur sehr ungern aus der Stellung, die er in dieser Absicht eingenommen hatte. Aber der Oberbefehl war indes an Herzog Karl von Lothringen, den Bruder des Kaisers, übergegangen; und dieser hielt vor allem für notwendig, die gesamten Streitkräfte bei P r a g, wo die großen Vorratshäuser sich befanden, zu vereinigen; auch die Ersatztruppe, die sich unter Daun[60]) sammelte, wurde dahin beschieden. Aber ehe diese noch angelangt, hatte sich der König mit Schwerin[61]), der aus Schlesien heranzog, vereinigt und schritt unverzüglich — denn jeder Verzug hätte dem Feinde nützen können — zum Angriff auf das Lager, welches die Oesterreicher vor der Stadt in einer zur Verteidigung sehr wohlgeeigneten Stellung nächst dem Ziskaberge errichtet hatten.

Es war am 6. Mai 1757. Der Ernst und die Gefahr des Kampfes, den Friedrich eröffnete, tritt in dem Tod der beiden Feldmarschälle vor die Augen. Der Angriff des Königs ging auf den rechten Flügel der Oesterreicher; die preußischen Bataillone, namentlich die Grenadiere, waren befehligt, nicht zu schießen, sondern mit gefälltem Bajonett anzugreifen. Die Stärke der Oesterreicher bestand in dem zahlreichen Feldgeschütz vor ihrer Linie und einem sehr wohl unterhaltenen Kleingewehrfeuer; die preußischen Bataillone wurden erschüttert und zurückgedrängt. Aber auch preußischerseits hatte man nun begonnen zu feuern; eine Kugel traf den österreichischen Feldmarschall Browne, indem er seine Grenadiere zum Angriff anführte. Er erlitt eine Verwundung, die ihn kampfunfähig machte

und der er später erlag. Auf der anderen Seite waren die Preußen bereits im Weichen begriffen. Das Ansehen des Feldmarschalls Schwerin gehörte dazu, um sie zum Stehen und zu neuem Vorrücken zu bringen. Schwerin war wohl der bedeutendste Mann neben Friedrich im Heere. Er hatte noch bei Höchstädt[62]) mitgefochten, hatte dann Karl XII.[63]) in dessen Verbannung besucht und viel mit ihm verkehrt. Dem König Friedrich Wilhelm I. hatte er in soldatischen und staatsmännischen Geschäften gute Dienste geleistet; er war dann von Friedrich II. bei seinem Unternehmen gegen Oesterreich im Jahre 1740 nicht zwar über das Ob, wohl aber über das Wie zu Rate gezogen worden; ihm hauptsächlich war der entscheidende Sieg bei Mollwitz (1741) zu danken. Auch bei den späteren Ereignissen war er von Friedrich, der es liebte, ihm den alten Fürsten von Anhalt entgegenzusetzen, des engsten Vertrauens gewürdigt worden. Schwerin war klein von Person, aber zu jeder Beschwerde abgehärtet, bis in sein hohes Alter gewandt in allen ritterlichen Uebungen — ein gebildeter Mann, sprachkundig, voll von Kenntnissen, in der Unterhaltung lebhaft und witzig, ohne zu beleidigen. Wenn er zu Pferde saß, hatte er etwas Gebieterisches. An der Spitze der Truppen konnte ein Versehen ihn in Jähzorn bringen; denn den Diensteifer, von dem er selbst beseelt war, forderte er von jedermann. Den gemeinen Soldaten behandelte er mit Rücksicht und Freundschaft; er forderte nichts als Manneszucht. Schwerin war nicht ohne eine Ader von echter Frömmigkeit. In seinem letzten Briefe spricht er davon, daß er dem Feinde überall, wo er nicht weiche, mit herzhaftem Mute entgegentreten werde; so hoffe er, sein Leben mit Ehren und seiner Seelen Seligkeit zu beschließen. — Jetzt nahm er dem Fahnenjunker die Fahne des Regiments aus der Hand mit den Worten: „Heran, meine Kinder, heran! Ihr seht ja, der Feind weicht schon!“ In diesem Augenblicke ward er von fünf Kartätschenkugeln getroffen und auf der Stelle getötet.

Man weiß, daß der Sieg einer glücklichen Bewegung des Königs zu verdanken war, der den Augenblick, den ihm eine in der feindlichen Linie entstandene Lücke darbot, zu benutzen wußte; er wurde von einem Reiterangriff Ziethens[64]) in dem Rücken des rechten Flügels aufs glücklichste unterstützt. Der Blick des Feldherrn, die

Geschicklichkeit der eingeübten Mannschaften und der standhafte Mut eines großen Generals, der sich selbst aufopferte, wirkten zusammen. Nachdem die österreichischen Linien gewichen waren, verwandelte sich die Schlacht in einen Sturm gegen ihre verschiedenen Stellungen, die alle mit Geschütz wohl versehen waren und tapfer verteidigt wurden. Die Oesterreicher zogen sich in die Stadt Prag zurück, die sie nur dann behaupten konnten, wenn die weitläufigen und schwachen Werke durch ein zahlreiches Heer verteidigt würden. König Friedrich erwartete jedoch, daß er sie in kurzem bezwingen und alsdann nicht allein Meister in Böhmen, sondern Herr der ganzen Lage werden würde. Der Verlust Schwerins und einer Anzahl Offiziere höheren und niederen Ranges hatte den König tief betroffen. Zugleich verhehlte er sich nicht, wie schwierig seine Lage werden könne, wenn die Einschließung von Prag sich in die Länge ziehe und seinen Feinden dadurch Gelegenheit geboten werde, ihre Streitkräfte von allen Seiten gegen ihn anrücken zu lassen. Indem er Prag nicht eigentlich belagerte — denn dazu waren die Mittel, die er herbeischaffte, viel zu unzureichend —, aber eingeschlossen hielt, sprach er viel davon, daß er zu einer friedlichen Vereinbarung mit Oesterreich geneigt sei.

Höchst unerwartet ist der Plan, den er gegen Mitchell äußerte: da die erlittenen Niederlagen wenig Eindruck auf die Oesterreicher machten, so sehe er wohl, daß er nochmals mit ihnen schlagen müsse. Er müsse, sagt er, diese Menschen niederwerfen. Aber er denke dann nicht allein Frieden mit ihnen zu machen, sondern zugleich seine Truppen mit den ihrigen zu vereinigen und die Franzosen, die eben in Deutschland vorrückten, wieder hinauszujagen. Eine große Absicht, deren Ausführung jedoch einer fernen Zukunft vorbehalten blieb. Friedrich bewegte sich zwischen der Gefahr, zugrunde gerichtet zu werden, und der Hoffnung, die allgemeine Hingabe von Deutschland an seine Fahnen zu knüpfen. Unter allen Umständen mußte er sich zu einem Schlachttag mit den Oesterreichern anschicken.

Daun hatte indessen ein stattliches Heer um sich versammelt, das mehr als 50 000 Mann betrug und von dem man den Entsatz von Prag erwartete. Der König beschloß, ihm entgegenzugehen, ungefähr wie vor kurzem dem Marschall Browne bei Lobositz [65]). Ein ähnlicher Erfolg, gegen Daun davongetragen, würde dann Prag, wo

die Lebensmittel aufgezehrt waren, in seine Hände geliefert haben. Nicht gemeint, sein Einschließungsheer zu sehr zu schwächen, konnte er nur eine Abteilung seines Heeres mit sich nehmen, die aber nicht hinreichte, um den den Feinden bereits gegenüberstehenden Heerkörper annähernd so stark zu machen wie dieser war. Aber Friedrich meinte, auch in der Minderzahl seien seine Preußen den Feinden überlegen. Auf seiten der Oesterreicher war man ebenfalls entschlossen, den entscheidenden Kampf aufzunehmen. Man hielt ein Zusammenwirken der Belagerten in Prag und des zum Entsatz heranrückenden Heeres des Feldmarschalls Daun für möglich. Der König kam dem zuvor; er suchte den Feind, der bei Kolin eine nicht weniger feste Stellung genommen hatte als kurz zuvor vor Prag, in ihr auf. Wenn sich die Fähigkeiten des Angriffs und der Verteidigung überhaupt unterscheiden lassen, so war die letztere in dem österreichischen Feldmarschall vertreten. Graf Leopold Daun, der einem in Oesterreich seit langem einheimischen Geschlecht, das sich bereits bedeutender Männer rühmte, entsprungen und mit der Kaiserin auch durch seine Gemahlin verbunden war, hatte sich bei Gestaltung des österreichischen Heeres in den Friedenszeiten die größten Verdienste erworben. Die Einarbeitung der gemeinen Soldaten und die bessere Einheit in der Führung waren großenteils sein Werk. Er war so recht der Mann für die damalige Lage; er beriet sich gern mit den Generälen, die unter ihm standen, und nahm diese Befehle des Hofes mit dem Eifer pflichtgetreuen Gehorsams entgegen — durch und durch katholisch, ohne den Geist der Verfolgung, wohlhäbig, zaudernd, unentschlossen, aber auch bei der größten Schwäche des Feindes vorsichtig und, wie man gesagt hat, gleichsam mit dem Bleilot vorrückend, aber nicht ohne Tatkraft, wenn der Augenblick es forderte. Er galt für den Mann, der ein Lager am besten zu wählen und in Verteidigungszustand zu setzen wisse.

Es kann kein Zweifel sein, daß bei dem Angriff des Königs gegen die österreichischen Stellungen bei Kolin seine Anordnungen nicht eben genau verstanden, noch befolgt worden sind[66]). Aber die Hauptsache lag doch in dem planmäßigen Widerstande, den er fand. Die österreichischen Stellungen waren enger geschlossen als bei Prag; der Befehl war erteilt, daß sie nicht verlassen werden sollten, selbst

nicht, wenn der Feind bereits zurückweiche. Die Artillerie war überaus zahlreich und mit Einsicht aufgestellt. Das Fußvolk hielt mit einer Art von Schulmeisterei die Ordnung ihrer Friedensübungen fest. So geschah es, daß die Angriffe der Preußen, welche, wie ein österreichischer Berichterstatter sagt, das Unmögliche versuchten, zwar hier und da Erfolg hatten, aber zuletzt doch zurückgewiesen wurden. Der König meinte, hätte er noch vier Bataillone mehr, so würde ihm der Sieg nicht entgehen. Aber eben diese fehlten ihm; die Ueberzahl und die gute Haltung des Feindes trugen diesmal den Sieg davon. Friedrich mußte sich zum Rückzug entschließen; die Oesterreicher sagten, sie hätten nicht sowohl eine Schlacht gewonnen als einen Angriff abgeschlagen. Aber darin lag der für die Zukunft entscheidende Umstand. Der Plan, mit welchem Friedrich nach Sachsen gerückt und mit welchem er jetzt in Böhmen eingedrungen war, war endgültig gescheitert. Es gab doch Leute selbst seiner Umgebung, denen dies nicht unangenehm war. „Phaëton ist gefallen," heißt es in einem geheimnisvollen Briefchen, das den Oesterreichern in die Hände fiel; „wir wissen nicht, was aus uns werden soll?" Es ist wie ein gellender Schrei der Schadenfreude und doch der Besorgnis, der durch die Luft fährt. Im Lager von Prag waren die Generäle eben bei Feldmarschall Keith [67]) versammelt, als die Nachricht von der verlorenen Schlacht eintraf. In der ersten Betroffenheit hielt jedermann an sich, eine lautlose Stille erfolgte. Sie wurde zuerst von dem Prinzen von Preußen [68]) unterbrochen, der seinem gepreßten Selbstgefühl durch laute Klagen über das Verfahren seines Bruders Luft machte; denn die Krone ist ein Familiengut, er war dessen nächster Erbe. „Wissen Sie nicht," sagte Friedrich selbst, von Schmerz und bösen Ahnungen durchdrungen, auf dem Rückweg, den er über Nimburg nahm, zu einem seiner wenigen Begleiter, „daß jedermann seine Unglücksfälle haben muß; die meinen fangen jetzt an!" In einem Dorfe, das er berührte, saß er, während die Pferde rasteten, vor der Tür eines Bauernhauses, seinen Kopf auf den Arm gestützt. Er war in tiefe Gedanken versunken. Ein Reitersmann, der ihm einen Trunk Wasser brachte, soll ihm gesagt haben: „Die Schlacht ist verloren, aber unser Herrgott lebt noch!" Als der König in sein Lager zurückkam, sah man sein sonst glänzendes Auge

wie durch einen Schleier verhüllt. Er war bis auf den Tod ermüdet, gab sich aber Mühe, eine gute Haltung zu zeigen. In seinem Rastort angelangt, warf er sich auf einen Strohsack nieder; er ließ den Prinzen Heinrich[69]) rufen, dem er dann, indem er ihn küßte, versicherte, daß er zu sterben wünsche; was er getan, habe er aus Liebe zu seiner Familie unternommen. Der erste Befehl, den der König nach seiner Rückkehr erteilte, war die Auflösung der Einschließung; denn die Vereinigung der in Prag eingeschlossenen Truppen mit dem Heere, vor dem er zurückwich, durfte er nimmermehr erwarten.

Den Absichten und Hoffnungen, welche Friedrich gehegt hatte, tritt es gleichsam wie der andere Pol entgegen, daß die Kaiserin vor allem dem König von Frankreich von ihrem Siege Nachricht gab: sie danke der göttlichen Vorsehung doppelt, weil sie wisse, daß König Ludwig XV. ihre Freude über den Sieg teile.

Einen Teil des Heeres führte König Friedrich bis nach Sachsen zurück, von den leichten Truppen des Feindes mehr umschwärmt als angegriffen. Das Hauptheer wurde dem Prinzen von Preußen, soviel man weiß auf dessen eigenes Verlangen, anvertraut; er wurde beauftragt, die Lausitz und dadurch Schlesien gegen die Oesterreicher zu decken. Prinz August Wilhelm ist früher von dem König als ein Mann bezeichnet worden, der das Soldatenhandwerk verstehe und sich zu einem Oberbefehl eigne; daß er einen solchen in diesem schwierigen Augenblick erhielt, mag mit jenen Klagen zusammenhängen, in denen er bei der ersten Nachricht von Kolin seinen Besorgnissen Luft machte. Berechnet war es wohl nicht, aber es ergab sich von selbst, daß die Oesterreicher, während sie das königliche Heer hauptsächlich mit leichten Truppen verfolgten, sich mit ihrer Hauptmacht — denn ihre Absicht war immer auf Schlesien gerichtet — gegen den Prinzen von Preußen wandten. Der Prinz befehligte nicht wie der König nach eigenem Entschluß. Er versammelte die Generäle zum Kriegsrat um sich, wie das in anderen Heeren der Gebrauch war; aber die Verschiedenheit der Meinungen machte dann seine Bewegungen unsicher. In seiner Umgebung waren einige der ausgezeichnetsten Generäle des Heeres: Bevern, Schmettau, Winterfeldt; aber zwischen ihnen gab es kein persönliches Einverständnis. Winterfeldt[70]), dessen Bekanntschaft mit dem König sich von jenem Feldzug unter

Prinz Eugen herschrieb, bei dem Friedrich zuerst den Krieg kennen lernte [71]), hatte sich seitdem das unbedingte Vertrauen des Königs erworben, so daß man ihm an den Handlungen des Königs selbst einen größeren Anteil zuschrieb, als er nahm. Wahr ist es, er lebte ganz und ausschließend dem Dienste des Königs, mit dem er arbeitete und die mannigfaltigsten Ratschläge wechselte. Er war von heldenhafter Gestalt und gebieterischer Haltung. Seine Truppen, mit denen er jede Müheseligkeit und jeden Mangel teilte, liebten ihn wie einen Abgott. In seinem Regiment waren stets die wenigsten Fahnenflüchtigen, selbst die Kundschafter waren ihm treu und bedienten ihn gut; man kam aus der Fremde, um eben unter ihm zu dienen. Er war eine Natur, welche nicht weniger abstieß als anzog. Sein Verhältnis zu dem König, seine befehlshaberische Entschlossenheit erweckten ihm unter den hohen Offizieren Neid und Eifersucht. Als er, von den Oesterreichern unerwartet angegriffen, die Hilfe nicht erhielt, die er nachgesucht hatte, stürzte er sich, zugleich um seinen einheimischen Nebenbuhlern Bewunderung einzuflößen, mit einer Unerschrockenheit in den Feind, die ihm das Leben kostete.

Von Ratgebern, die sich untereinander befehdeten, umgeben, konnte sich der Prinz von Preußen keiner Erfolge erfreuen. Den Oesterreichern gelang es, den Paß von Gatul zu nehmen, durch welchen die Verbindung des Prinzen mit seinen Hauptvorratshäusern in Zittau unterhalten wurde. Der Prinz wußte den Platz nicht zu entsetzen, und nach dessen Verlust nahm er auf einem erheblichen Umweg seinen Rückzug nach Zittau, wo er noch zur rechten Zeit anlangte, um die darin aufgehäuften Vorräte zu retten. Die Oesterreicher nahmen die Stadt erst, nachdem sie sie durch ihre Wurfgeschosse in Brand gesteckt hatten. Der Prinz zog dann seine Truppen nach Bautzen zurück. Ueber diese Verluste und die rückgängigen Bewegungen des Prinzen geriet der König in die größte Aufregung. Er sagte wohl, er, der König, sei nicht schuld, wenn der Staat und die Familie zugrunde gehe, sondern der Prinz von Preußen. Seine Tinte verwandelte sich, wie der englische Berichterstatter sich ausdrückt, in Galle. Der Prinz entschuldigte sich mit dem Rate der Generäle, an die er gewiesen war, mit einer Truppenentsendung, die er auf Befehl des Königs habe machen müssen. Aber er fühlte sich durch die

erlittenen Unfälle und die Ungnade des Königs, die bei ihrem ersten Zusammentreffen, mit einer Art von Verachtung gepaart, zu Tage kam, tief betroffen. Er ward dadurch eigentlich in seiner Liebe gebrochen und ist nicht lange darauf gestorben.

So endete das große Unternehmen, von dem Friedrich erwartet hatte, es werde ihm die Oberhand verschaffen und alle seine Feinde auf Friedensgedanken bringen. Eben das Gegenteil geschah, die Schlacht von Kolin bewirkte vielmehr, daß alle Feindseligkeiten mit verdoppeltem Eifer aufgenommen wurden. Die Tage des öffentlichen Unglücks waren zugleich mit häuslichen Leiden angefüllt. Während der böhmischen Feldzüge starb die Mutter des Königs [72]), welche seine lebendige zärtliche Verehrung genoß; sie war in die stürmischen Ereignisse seiner Jugend persönlich verwickelt gewesen und hatte in ihnen viel zu leiden gehabt. Bei der Nachricht von ihrem Tode hielt sich Friedrich von seiner gewöhnlichen Gesellschaft fern; nur dem englischen Gesandten widmete er einige Stunden herzlicher Unterhaltung über die Ereignisse seiner Jugend, die mit den Familienbeziehungen zu dem Hause Hannover in England sehr nahe zusammenhingen.

Im tiefsten Vertrauen besprach Friedrich mit Mitchell noch eine andere Angelegenheit. In seiner Bedrängnis überflog ihn der Gedanke, daß er sich nicht behaupten könne, wenn er, von allen andern Seiten mit Ueberlegenheit angegriffen, nicht bei England eine nachhaltige Unterstützung finde. Sein höchster Wunsch war vollkommene Unabhängigkeit; er sah sich jetzt genötigt, Hilfsgelder bei einem Verbündeten nachzusuchen. „Wenn die Russen Preußen einnehmen und Franzosen und Oesterreicher in meinem Lande noch weitere Fortschritte machen, so werde ich einen großen Teil meiner Einkünfte verlieren. Ich wünschte zu erfahren, welche Unterstützung ich von König Georg und seinem Volke erwarten darf. Ich habe noch immer den größten Widerwillen gegen Hilfsgelder. Ich werde keine annehmen ohne unbedingte Notwendigkeit, aber ich möchte die Meinung der englischen Minister hierüber erfahren.“ Mitchell versicherte, diese würden ihm entgegenkommen, und bat um Erlaubnis, die Sache zur Sprache zu bringen, doch nur in seinem eigenen Namen, ohne des Königs zu gedenken, was diesem ganz recht war. Mitchell sagt, dies

sei die erste Unterredung mit dem König gewesen, die ihm schwer und peinlich geworden sei. Nicht, als ob Friedrich den Mut zu einer Sache verloren hätte; er äußerte eben damals, daß Oesterreich zu einem Frieden genötigt werden müsse, durch welchen er dahin komme, daß er nicht jeden Augenblick Angriffe zu besorgen habe. Mitchell bemerkte, davon würde sich haben reden lassen, wenn der König bei Kolin den Platz behalten und Prag genommen hätte. Der König erwiderte: die Vereinigung der drei großen Mächte Oesterreich, Frankreich, Rußland müsse notwendig gesprengt werden. Frankreich strebe offenbar die entscheidende Macht in Europa an sich zu bringen. Er erinnerte daran, was England in der Zeit Marlboroughs gegen eine solche Gefahr getan habe. Dabei selbst mitzuwirken oder vielmehr darin vorzugehen, dazu bot ihm die Verflechtung der Umstände nicht allein den Anlaß, sondern die Notwendigkeit dar.

2. Verteidigung Sachsens gegen Frankreich und Schlesiens gegen Oesterreich.

Eben in diesem Augenblicke schienen die Franzosen im Begriff zu sein, Deutschland zu überwältigen. Die Aufstellung des durch die Verträge vereinbarten Hilfsheeres wurde nun ins Werk gesetzt; aber eine noch größere Aufmerksamkeit erregte der Fortgang der französischen Waffen in Niederdeutschland. Dies Heer führte schon damals den Namen der „großen Armee". Die Verbindung der österreichischen und französischen Einwirkungen hatte die Holländer abgehalten, dem Marsche der Franzosen Hindernisse in den Weg zu legen. Was ursprünglich als das Ziel eines Feldzuges betrachtet worden war, die Einnahme von Wesel wurde ohne alle Mühe ins Werk gesetzt, da König Friedrich, der sich zu schwach fühlte, um nach allen Seiten zu widerstehen, seine Besatzung freiwillig herauszog. Mit den Kurfürsten von Pfalz und Köln waren die Franzosen durch alte und neue Verträge verbunden. Dem Landgrafen von Hessen gegenüber traten sie als Vollstrecker der Reichstagsbeschlüsse auf: sie nahmen Kassel und Marburg in Besitz und überschritten dann, unaufgehalten

durch das hannoversche Heer, die Weser (Mitte Juli). Der Kampf war ein höchst ungleicher: das französische Heer, zweimal, in einigen Beziehungen selbst dreimal so stark als das hannoversche, das sich eben aus den Truppenabteilungen der benachbarten kleinen Staaten, zum Teil aus Leuten erster Werbung, und den aus England zurückgekommenen Hessen und Hannoveranern zusammensetzte, unter einem englischen Prinzen, dem Herzog von Cumberland, der auf diesem Kriegsschauplatze ein Fremder war und blieb, während der in den Waffen ergraute französische General d'Estrees niemals einen Schritt ohne die umsichtigste Erkundigung und Vorbereitung tat. Das Zusammentreffen der beiden Heere bei Hastenbeck[73]) war an sich nicht von einem entschiedenen Ausschlag. Dem Herzog von Cumberland wird sogar der Preis der Tapferkeit zuerkannt, und auf das mutigste fochten seine Truppen. Aber sie sahen sich dennoch zum Rückzug genötigt. Gerade daß ihre Anstrengungen gegen die Ueberzahl der Feinde ihnen nichts halfen, erfüllte sie mit der Ueberzeugung, daß ihre Sache unhaltbar sei. Der Herzog ging über die Aller und Wumme zurück. Nirgends fanden dann die Franzosen Widerstand; auch der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel überließ ihnen seine Hauptstadt, zufrieden, eine Zuflucht in Blankenburg zu finden. Und da nun die Franzosen sich in den Besitz von Bremen setzten, wodurch sie reicher Hilfsmittel Meister wurden und zugleich die Stellung in Harburg einnahmen, so geriet der Herzog von Cumberland, auf einen geringen Teil des hannoverschen Gebietes beschränkt, in eine dringende Gefahr. Er hatte den Mut nicht verloren, aber ein Gefühl der erlittenen Verluste lag doch drückend über ihm und seinem Heere. Indem übernahm an der Stelle d'Estrees, dessen langsame Bedachtsamkeit dem Hofe von Versailles nicht genügt hatte, der Herzog von Richelieu den Oberbefehl über die Franzosen, der zwar auch nicht der Meinung war, die schon errungenen Siege durch einen neuen Kampf zu gefährden, aber sich doch mit dem Wunsche trug, dem Widerstande Hannovers auf immer ein Ende zu machen. So konnte es unter dänischer Vermittelung zu einer Abkunft kommen, kraft welcher beide Heere die von ihnen in Besitz genommenen Stellungen zunächst behielten, das hannoversche aber einwilligte, sich aufzulösen. Der Mar-

schall Richelieu genehmigte sie in seinem Hauptquartier zu Zeven (8./10. Sept.).

Dergestalt hatten die Franzosen die Oberhand in dem Norden von Deutschland erlangt; sie waren weiter vorgedrungen als einst vor dem Frieden von Nymegen[74]), mit Oesterreich und dem Reiche verbündet; sie schienen den Nachfolger des Großen Kurfürsten, der sich ihnen nicht unterwerfen wollte, aber bereits in Nachteil geraten war, erdrücken zu sollen. Der Abkunft vom Kloster Zeven lag ohne Zweifel die Absicht zugrunde, das verwendbar gewordene Heer gegen den König von Preußen zu führen. Richelieu richtete seinen Marsch nach dessen halberstädtischem Gebiete. —

Indessen waren die Schweden in Pommern, die Russen in Ostpreußen eingerückt; eine Abteilung leichter österreichischer Truppen ist in dieser Zeit in Berlin erschienen. Die Lage des Königs hielt selbst der vertraute Mitchell, der alles mit ansah, für eine verzweifelte. Er berichtet, nachdem einmal Niederlagen erlitten worden, nehme die Fahnenflucht bei dem preußischen Heere überhand. Den größten Eindruck machte die erneuerte Unterhandlung über die hannöversche Neutralität, die den Einwohnern des Landes sehr am Herzen lag und der auch Georg II.[75]) beizustimmen schien. Mitchell bemerkte jedoch, daß dabei Georg bloß als Kurfürst auftrete, und schloß daraus, daß die englischen Minister unbeteiligt seien. In England waren seine Berichte über die Notwendigkeit von Hilfsgeldern nicht unberücksichtigt geblieben. Aber im Oktober sagte er, alle Hilfe werde zu spät kommen, Franzosen und Oesterreicher würden in kurzem Meister der Hauptstadt und Meister der Landschaften werden; noch vor dem nächsten Christfeste würde wahrscheinlich alles zu Ende sein. Er erblickt darin ein allgemeines Unglück; mit Friedrich, äußert er einmal, werde die Freiheit des Menschengeschlechtes zugrunde gehen. Friedrich, der es liebte, seine Staatskunst an die Vergangenheit anzuknüpfen, hat um diese Zeit einmal dem Marschall Richelieu geschrieben: schon dessen Name erinnere ihn an den Kardinal und die Art von Frankreich, die seitdem vorgewaltet hatte; er bemerkte dem Marschall, daß auch ihm viel daran liegen müsse, diese nicht untergehen zu lassen. Der Marschall erwiderte höflich und kühl, er habe keinen Auftrag, mit ihm in Unterhandlungen zu treten. Im Gegenteil war Richelieu

dazu ausersehen, dem norddeutschen Kriege eine entschiedene Richtung gegen Friedrich selbst zu geben; er sollte nicht allein das Kriegsheer in Norddeutschland befehligen, sondern zugleich die höhere Leitung des zweiten Heeres übernehmen, das unter Marschall Soubise mit den Reichstruppen verbunden, im Begriff war, nach Sachsen vorzurücken. Die Entfernung d'Estrees nach einem von ihm erfochtenen Siege leitete man in Paris daher, daß er mit dem General der für Oesterreich bestimmten Hilfstruppen in keinem guten Vernehmen stehe. Charles de Rohan, Prinz von Soubise, der in den früheren Feldzügen von Stelle zu Stelle emporgerückt, war durch die Vermählung seiner Tochter mit einem Prinzen Condé in die allernächste Verbindung mit dem Hause Bourbon getreten. Er erfreute sich der Unterstützung der Frau von Pompadour[76]) und selbst der Dauphine. Die Damen hatten gewünscht, daß ihm ein Oberbefehl anvertraut würde, und dies soll der Grund gewesen sein, weshalb Richelieu, der auch durch sein Dienstalter den Vorzug hatte, d'Estrees zu ersetzen bestimmt wurde.

Man sieht wohl, wie wenig Richelieu geneigt sein konnte, dem Antrage des Königs Gehör zu geben; Menschen und Zeiten waren verändert, die Namen tun nichts zur Sache. Eine Denkschrift von Kaunitz vom 7. Okt. 1757 entwickelt, was man in Wien in diesem Augenblicke von den Franzosen erwartete. Schon habe, heißt es darin, der Feldzug die glücklichsten Erfolge gehabt. Der König sei aus Böhmen und aus der Lausitz vertrieben, den größten Teil von Sachsen habe er verloren, in Preußen und Pommern seien die Verbündeten eingedrungen, andere sehe man bereits an der Elbe und Saale. In Schlesien stehe der Herzog Karl von Lothringen den Preußen gegenüber. Man werde sich bemühen, sich des oberen Laufes der Oder zu versichern, man greife Schweidnitz an. In Sachsen würde bei alledem eine Verbindung des unter Marschall eingelagerten österreichischen Heereskörpers und des aus den Franzosen und den Reichsvölkern bestehenden Heeres wünschenswert und zu erreichen sein. Die beiden Heereskörper seien an sich nicht fähig, den König von Preußen zu schlagen; aber Richelieu müsse ihnen zu Hilfe kommen. Der Zweck müsse sein, Dresden, vielleicht auch Torgau und Wittenberg einzunehmen. Dann habe man genug erreicht

und könne Winterquartiere beziehen. Richelieu selbst fand sich nicht bewogen, wie Kaunitz wünschte, dem König von Preußen entgegenzutreten; aber er schickte dem französisch-deutschen Heere einen sehr ansehnlichen Truppenkörper unter dem Duc de Broglie zu Hilfe. Soubise und das Reichsheer, die bisher an den Thüringer Wald angelehnt, zwar bedroht, aber nicht angegriffen waren, wurden dadurch stark genug, um aus den Bergen hervorzukommen und nach der Saale und Elbe vorzurücken. Sie hielten es für möglich, das preußische Kriegsheer von Torgau und Dessau abzuschneiden. Aber bereits war der König, den sie anderwärts beschäftigt glaubten, selbst in Torgau. In Widerspruch mit seiner Umgebung, die immer Berlin im Auge hatte, faßte er den Entschluß, dem heranrückenden Feinde über die Saale entgegenzugehen und ihn zu einer Schlacht zu nötigen. Bei den Saaleübergängen traf er mit den vereinigten Franzosen und Reichstruppen zusammen; sie vermochten jene nicht gegen ihn zu behaupten und bezogen ein festes Lager zu Mücheln, in welchem sie der König wegen der Schwierigkeiten des Geländes anzugreifen Bedenken trug. Er bezog ein Lager bei Roßbach und hielt seine Truppen bereit, wie er sagte, der Kurzweil ein Ende zu machen und diesen Feind von sich abzuschütteln, sobald er ihm eine Gelegenheit dazu gebe.

Durch seine rückgängigen Bewegungen waren die Reichstruppen und Franzosen überzeugt worden, daß sie dem König überlegen seien, und kamen auf den Gedanken, ihm den vornehmsten Flußübergang bei Merseburg streitig zu machen — nicht sowohl ihn anzugreifen, als es darauf ankommen zu lassen, ob er nicht selbst mit ihnen schlagen wolle, der festen Meinung, daß sie ihn bezwingen würden. Bald wurde man im preußischen Hauptquartier inne, daß der Feind in Bewegung sei. Doch war es zweifelhaft, welche Richtung er einschlagen, ob er nicht nach Freiburg gehen und über Buttelstedt und Erfurt nach den Bergen zurückziehen werde. In dem Herrenhause von Roßbach, wo der König wohnte, hatte man durch Wegräumen der Ziegel im Dach eine Aussicht auf das feindliche Heer und dessen Bewegungen eröffnet. Der König selbst stieg mit seinem Fernrohr hinauf und ließ sich von dem Hausbeamten, der ihn begleitete — denn der Besitzer war nicht zugegen —, die Oertlichkeiten erklären. Es war bald nach zwei Uhr am 5. November, als man

mit Bestimmtheit inne wurde, daß der Feind den Weg nach Merseburg einschlug, der ihn in die Nähe des preußischen Heeres brachte, das er jedoch, da es durch eine kleine Hügelreihe gedeckt war, nicht zu übersehen vermochte. Alles war zum Aufbruch vorbereitet. In demselben Augenblicke, in welchem diese Richtung wahrgenommen wurde, so daß kein Zweifel daran übrig blieb, waren auch Schloß und Dorf und die Ortschaften umher geräumt und die Truppen in vollem Anmarsch gegen den Feind, der ohne Besorgnis, voran die Reiterei, dann das Fußvolk, daherzog. Es war der glänzendste Tag in dem Leben des unvergleichlichen Reitergenerals Seydlitz, als er mit seinen in Schlachtordnung aufgestellten Reitergeschwadern auf die Spitze der Franzosen stieß, die überrascht und übermannt in vollkommene Verwirrung gerieten. Kaum zwei Brigaden haben sich ordnen können. Indem dieser Angriff sich entwickelte, hörte man auch schon das Kleingewehrfeuer des preußischen Fußvolkes. Die französischen Fußvölker wurden unvorbereitet in ihrer Flanke von der preußischen Linie angegriffen und in Unordnung gebracht; ihre Batterien wurden genommen. Die preußische Artillerie, auf einer kleinen Anhöhe aufgestellt, trug nicht wenig dazu bei, die Verwirrung vollständig zu machen. Alles war hierbei auf das beste berechnet, die angeordneten Bewegungen wurden pünktlich ausgeführt.

Das vereinigte Heer erlitt eine vollkommene Niederlage. Es ist der ewig denkwürdige Tag von Roßbach, nicht weniger für den König, der sich selbst und die große Stellung, die er genommen, dadurch rettete, als für die deutschen und allgemeinen Angelegenheiten überhaupt. Jene widerwärtige, dem ganzen Laufe der Geschichte widersprechende Vereinigung zwischen den Franzosen und den Reichstruppen wurde dadurch unwirksam und gewissermaßen bestraft. Denn aus dem Streite zwischen den Generälen war der Angriff entsprungen, der sie ins Verderben gestürzt hatte. Man wird an die Schlacht von Hochstädt erinnert; der Unterschied ist, daß es im Jahre 1704 ein kaiserlicher Feldherr war, der die Franzosen schlug, jetzt aber die Oesterreicher auf der Seite der Franzosen standen. Damals gab es nur Kaiserliche und Brandenburger, diese leisteten an jenem Schlachttage dem Kaiser die besten Dienste. Die Verbindung der einen und der anderen mit den Engländern vernichtete die Weltherrschaft Lud-

wigs XIV. Jetzt aber verschwand der Name der Kaiserlichen, obwohl die Reichskreise auf der Seite des Kaisers standen. König Friedrich, in die äußerste Gefahr gebracht, schlug sie in ihrer Verbindung mit den Franzosen aus dem Felde. „Wir haben soeben", schrieb er noch am Abend der Schlacht an seinen Minister Podewils, „die Franzosen und die Reichskreise geschlagen. Der Feind zählte 50 000 Mann, wir 20 000. Der Himmel hat die gerechte Sache gesegnet. Man soll ein Tedeum feiern mit Lösung der Kanonen und Kleingewehrfeuer in Berlin, Stettin und Magdeburg. Ich stand bei Roßbach, sie wollten mich von Weißenfels her umgehen." Zu Mitchell hat er gesagt, er würde das ganze französische Heer vernichtet haben, wenn es zwei bis drei Stunden länger Tag geblieben wäre. Die Toten waren indessen gezählt worden; der König sagt, er habe in allem 373 Mann verloren.

Roßbach war für das Verhältnis der Völker entscheidend. In Paris erweckte die Nachricht davon eine allgemeine Bestürzung, nicht als ob man an Soubise viel Anteil genommen hätte; aber der Glanz und Ruhm des Volkes schien dadurch beeinträchtigt.

Wenn Mitchell den König aufforderte, sich nun sogleich mit seinem siegreichen Heere gegen Richelieu zu wenden, so lag das an sich nicht außerhalb seines Gesichtskreises. Er hatte dem Gesandten schon früher gesagt, wäre nur nicht das unglückliche Abkommen von Zeven geschlossen worden, so würde er sich mit den Hannoveranern verbunden und mit ihnen die Franzosen aus ihren Winterquartieren verjagt haben. Auf jenen Antrag Mitchells antwortete der König, jetzt sei es für ihn selbst unmöglich; er müsse nach Schlesien eilen, um Schweidnitz zu entsetzen; später sollte Hand angelegt werden, Hannover wieder zu erobern. Wir werden noch darauf zurückkommen, daß er gleich nach der Schlacht dem Prinzen Ferdinand Auftrag dazu gab. Er war in tiefster Seele empört gegen die Franzosen; aber er beherrschte seine Gefühle und wendete sich nur zu dem Unternehmen, das zunächst das notwendigste war.

In Schlesien, dessen Verteidigung Friedrich dem Herzog von Bevern anvertraut hatte, waren die Oesterreicher mächtig vorgedrungen. Die Kaiserin hatte die Abtretung des Landes in aller Form widerrufen; sie bezeichnete die Einwohner von Ober- und

Niederschlesien als ihre Untertanen. Der König antwortete darauf mit der Behauptung seines Rechtes und mit der Erinnerung an den Schutz, den er den Protestanten gewährt habe. Aber in Schlesien hegten viele die Meinung, daß es denn doch mit der preußischen Herrschaft aus sei; selbst unter den Truppen zeigten sich im Augenblicke der Gefahr Unzuverlässigkeiten. Der Fürstbischof hütete sich wohl, bei öffentlichen Handlungen den Schwarzen Adlerorden zu tragen, den ihm der König verliehen hatte. Genug, die kirchlichen Einwirkungen waren zugunsten Oesterreichs, welches eben in diesem Augenblicke im Felde das Uebergewicht hatte. Schweidnitz wurde von den Oesterreichern erobert; selbst Breslau fiel in ihre Hände. Der Herzog von Bevern wurde ihr Gefangener. Aber in diesem Augenblicke langte Friedrich mit seinen siegreichen Scharen aus Sachsen an. Er hatte seinem Heere längere Märsche zugemutet, als sonst auch unter ihm gebräulich war. Er war überzeugt und sprach es selbst aus, daß er Schlesien wiedererobern müsse, oder es sei auf immer verloren. Die Oesterreicher verhinderten ihn nicht, die Truppen, die bei Breslau geschlagen waren, an sich zu ziehen, so daß er ein Heer um sich versammelte, von dem er allenfalls hoffen durfte, daß es die Oesterreicher, die ihre Vorteile doch nur mit ansehnlichen Verlusten erkauft hatten, werde bestehen können.

Die Vorbereitungen zu diesem Unternehmen unterscheiden sich insofern von seinen Vorfahren, als er sich Mühe gab, die Gemüter seiner Soldaten für seine Sache zu erwärmen und zu jeder Anstrengung anzufeuern. In diesem Sinne sprach er in Parchwitz mit seinen Generälen, den Führern der Bataillone, Schwadronen und Kompagnien. Er stellte ihnen vor, die Oesterreicher seien bis an die Zähne verschanzt; aber man müsse sie aus diesen Verschanzungen verjagen oder zugrunde gehen. Der Kampf gelte der Religion, dem Vaterlande und der Familie eines jeden. Wer nicht entschlossen sei, alles zu wagen, der möge seinen Abschied fordern, der ihm sogleich zuteil werden solle. So war es wohl, daß die Sieger von Roßbach den Besiegten von Breslau ihre zuversichtliche Stimmung mitteilten; die Offiziere sprachen im Sinne des Königs mit ihren Soldaten, auch der König selbst erschien unter ihnen. Er trat zuerst unter die Leibgarden. „Was bringst du noch so spät?“ fragte man ihn in

soldatischer kameradschaftlicher Vertraulichkeit des Feldlagers. „Kinder, gute Nachricht, ihr sollt morgen die Oesterreicher brav zusammenhauen und aus ihren Verschanzungen jagen.“ „Wir wollen sie herauswerfen, selbst wenn der Satan aus der Hölle sie anführt.“ Der König kam sodann zu dem Regiment Manteuffel. „Nun, Kinder, wie wird es morgen aussehen? Der Feind ist beinahe noch einmal so stark als wir.“ „Das laß nur gut sein,“ antwortete man ihm. „Freilich weiß ich das; sonst könnte ich auch morgen die Bataille nicht liefern wollen. Morgen haben wir also den Feind geschlagen oder sind alle tot!“

Das feste Lager an der Lohe, welches der Prinz von Bevern eingerichtet und die Oesterreicher nunmehr eingenommen hatten, war es jedoch nicht, was die Truppen anzugreifen bestimmt waren. Der Prinz von Lothringen und alle seine Generäle hielten für gut, dem König entgegenzugehen, um ihn zu verhindern, sich in Schlesien festzusetzen. Ihrerseits wollten sie Liegnitz behaupten, so gut wie Schweidnitz. Der König würde ihnen durch die Stellung, die er nahm, die Verbindung mit Böhmen abgeschnitten haben. Auch sie fühlten, daß der Besitz von Schlesien von dem Kampfe, der jetzt bevorstand, abhing. Sie gingen dem König entschlossen entgegen. Der Unterschied zwischen den beiden Heeren lag vornehmlich darin, daß das preußische, enger als jemals vereinigt, von einem starken Willen unbedingt geleitet wurde. Dem österreichischen Heere fehlte die Zucht der unbedingten Unterordnung; überdies hatte es Bestandteile in sich, die dem König zuneigten. Schon vor Roßbach hatten das die Franzosen bemerkt; in dem Reichsheer offenbarte sich eine auf dem Bekenntnis beruhende Vorliebe für die Preußen. Der ungläubige König war von fromm angeregten Generälen und einer von Herzen gläubigen Heerschar umgeben. Die alte Sitte, das Tagewerk des Krieges mit frommer Erbauung zu beginnen, dauerte im Lager fort. Stellen des Alten Testaments, welche Zuversicht auf den göttlichen Schutz atmeten, wurden in den Regimentern verlesen, das Heer stimmte bei dem Marsche geistliche Lieder an. Das geistliche Lied, in welchem der Inbegriff der Ueberzeugung des evangelischen Deutschlands sich aussprach, trat gleichsam an die Stelle des alten Bardit, es wurde zum Schlachtgesang. Als die Preußen

gegen den Feind anrückten, wurde in einem Regiment „O Gott, du frommer Gott" angestimmt und von den Abteilungen wiederholt. Wenn nun die Preußen unter den Tönen und dem kräftigen Gesang evangelischer Kirchenlieder heranrückten, so mußten die Württemberger, die sich im österreichischen Lager befanden, ebenso gute Protestanten wie die Pommern, inne werden, daß sie für eine Sache fochten, die nicht allein nicht die ihre war, sondern dem entgegenlief, was sie dachten und empfanden. Denn wie gesagt, es war ein Kampf des Bekenntnisses, nicht ein ausgesprochener, aber ein solcher, der in der Sache lag und den jedermann durchfühlte.

Es erinnert an die Anmahnung von Parchwitz, wenn der König seinen Truppen sagte, der Feind sei nun in die Ebene herabgekommen. Die größte Schwierigkeit war gehoben. Alles wünschte mit ihm handgemein zu werden. Mit dem Feuer des Schlachtmutes paarte sich die Ordnung der Feldübung. Der König, der auf diesem Gelände, der Hügelgegend bei Leuthen, zuweilen den Krieg hatte üben lassen, kannte es vollkommen. Er benutzte die erste Hitze der Truppen, um die wichtigsten und stärksten Stellungen des Feindes auf dessen linkem Flügel unverzüglich anzugreifen. Es war damals, daß er, als die Abteilungen sich ineinander zu verwickeln drohten, ihre Spitzen rechts abschwenken ließ, wodurch der Flügelabmarsch in einen Treffenabmarsch verwandelt wurde.

Die Mannschaften zogen heran wie zur Besichtigung; sie führten die schwierigsten Bewegungen mit Genauigkeit und Raschheit aus. Der Ruhm, die Schlacht eingeleitet und zuletzt auch entschieden zu haben, gebührt der preußischen Reiterei. Doch eiferten alle Waffen mit ihr an Verdienst. In wenigen Stunden war das große Werk vollendet. Als man sah, daß der Sieg errungen war, stimmten die Sieger aus vollem Herzensdrange das deutsche Tedeum „Nun danket alle Gott" an. Der König selbst war erstaunt; „mein Gott," soll er ausgerufen haben, „welche Kraft hat die Religion!" Er selbst teilte diese Ueberzeugungen nicht, aber er glaubte an eine Vorsehung und die Gerechtigkeit seiner Sache. Auch hier war der Tag zu kurz, um, was sonst leicht hätte geschehen können, den Feind zu vernichten. Aber ungeheuer waren die Vorteile, die man davongetragen hatte.

Der König gab seinem Geheimschreiber Eichel, der sich in Glogau befand, auf der Stelle von dem Siege Nachricht. Er meldete ihm, er habe mehrere Regimenter gefangen, viele Kanonen und Fahnen erbeutet, der preußische Verlust betrage etwa 2000 Mann. Die Dunkelheit verhindere ihn, genauere Nachrichten zu geben. „Alles", fügt er hinzu, „geht wundervoll gut, ich gehe morgen nach Breslau, welches ich in wenigen Tagen wieder zu erobern hoffe." Das österreichische Heer zog in sehr aufgelöstem Zustande nach Böhmen zurück; am 21. Dezember ergab sich Breslau mit einer Besatzung von 15 000 Mann dem König. Auch Liegnitz ergab sich (28. Dez.). Ganz Schlesien kam wieder an den König zurück außer Schweidnitz, das er sofort belagerte. „Endlich ist die größte Schwierigkeit überwunden," schreibt Friedrich am 18. Dezember an Prinz Heinrich; „Gott sei gelobt, daß ich mir diesen schrecklichen Dorn aus dem Fuße gezogen habe. In meinem Leben habe ich niemals so viele Hindernisse auf meinem Wege zu überwinden gehabt. Gegenwärtig haben wir unsere Vergeltung: das Ansehen der Truppen ist vollkommen hergestellt." Der König befand sich damals nicht wohl. „Aber wenn nur unsere Sachen gut gehen," so schreibt er, „so werde ich dem Himmel danken, wenn ich auch allein leide."

Es war vor allem die fachmäßige Ausbildung der Truppen, ihre Bewegungsfähigkeit und die Ueberlegenheit des König-Heerführers hinsichtlich der Kriegsführung, was die großen Schlachten entschied. Friedrich behauptete mitten in den größten Gefahren seine alte Eroberung, seine militärische Stellung überhaupt. So endigte der Feldzug von 1757; in ihm vereinigte sich das Wesen dieses Krieges überhaupt: kühner Anlauf, überwältigendes Unglück, Gefahr des Bestandes, aber Rettung durch Entschluß, Manneszucht und Waffen.

Nr. 6. Meinungen und Herrscherweise Friedrichs des Großen [77]).

I.

Ich möchte nicht wagen, aus den schriftstellerischen Arbeiten Friedrichs, wie sie in jenen Zeiten, in jener Umgebung entstanden, ein Gefüge von allgemeinen Gedanken zu entnehmen. Manches der bedeutendsten Werke des alten und neuen Schrifttums eignete er sich erst noch an; unter den Anregungen des Lesens, des Umganges und des Lebens machte er bald den einen, bald den anderen dichterischen Versuch, bei dem er oft nur die Geschäfte zu vergessen, eines Eindruckes, der ihm unangenehm war, Herr zu werden suchte. Wollte man ihn als einen Schriftsteller betrachten, der die Oeffentlichkeit belehren oder vergnügen will, so würde man ihn verkennen; seine Werke tragen den Wesenszug des Gelegentlichen und persönlich Augenblicklichen. Darin wich er ganz von Voltaire [78]) ab, daß dieser nur für die Wirkung auf die Leser arbeitete, er dagegen eine unbedingte Freude an dem Hervorbringen an und für sich hatte.

Unter den größeren Arbeiten begegnet uns zuerst das Palladium, ein scherzhaftes Heldengedicht, worin die falsche Frömmigkeit und Zuchtlosigkeit der Feinde aus dem letzten Kriege in großen übertriebenen Zügen verspottet wird; ein Stück der Einbildungskraft in Callots [79]) Art, voll von Begabung, aber ungezügelt und wild. Damit im Gegensatz tritt in dem Gedichte über die Kriegskunst der dort verspottete Karl von Lothringen [80]) sehr glänzend auf. Sein Rheinübergang wird einer Tat des alten Hannibal gleichgeachtet; er soll die reine Huldigung, das verdiente Lob eines Feindes empfangen, der für das Geschrei des Hasses taub ist. Selten ist wohl ein Lehrgedicht geschrieben worden, dem eine so gute Kunde des Gegenstandes zugrunde lag wie diesem. Leben empfängt es von den Erinnerungen des letzten Krieges, die ein vaterlandsfreudiges Feuer atmen. So recht grunddeutsch ist die Darstellung des in seine

Heimat zurückkehrenden Offiziers; aber noch höher mag man die Schilderung des Feldherrn schätzen, der Friedrich selbst zu entsprechen suchte. Voltaire fragte ihn einst, ob ihn die Schlacht nicht mit Mut erfülle; „im Gegenteil," antwortete er, „nie bedarf der Geist größerer Fassung." So schildert er hier den General, wie er die Bewegungen des Kampfes beherrscht, jeder Unordnung steuert, bei jeder Erschöpfung zu Hülfe kommt, nichts vom Glück, alles Heil nur von sich selber erwartet, bedächtig im Rat, verwegen in der Ausführung. Im Vorhofe des Mars lehrt man die Gesetze der Ehre, des strengsten Verdienstes; Habgier und Grausamkeit werden verdammt, nur Menschlichkeit und Hingebung gepriesen; die Bildsäule des Kriegsgottes ist umgeben von der wachen Arbeitsamkeit, kaltblütigen Tapferkeit, der proteusartigen Kriegslist, der schöpferischen Erfindungskraft, die, von göttlichem Feuer glühend, ihre Pläne entwirft.

Wenn man die kleineren Gedichte liest, so sollte es dem Verfasser zuweilen bloß auf den Genuß des Lebens anzukommen scheinen. Die Anstrengung wird als ein Verlust der Freiheit betrachtet; man stößt auf Nachahmung des Lukrez [81]), deren Inhalt die Lehren Epikurs [82]) wiederholt. Wenn Friedrich in einem seiner „Briefe" die Lehre entwickelt, daß sich die Vorsehung um das Kleine nicht bekümmere, so darf man schwerlich behaupten, daß er sie in dem unverfänglichen Sinne von Malebranche [83]) verstanden habe. Daneben aber nimmt man allenthalben eine ernste, auf das wesentliche und echte in den Dingen des menschlichen Lebens vordringende Richtung wahr. Den Lockeschen Lehren gemäß erscheint der menschliche Geist nicht fähig, das Unendliche zu ergreifen, aber Friedrich schließt daraus nur, daß man sich auf dieses Gebiet nicht wagen, vielmehr hier auf Erden sich der Tugend widmen, das Gute von dem Bösen unterscheiden lernen müsse. Einen seiner Brüder macht er aufmerksam, daß Tugend und Befähigung keine Ahnen haben; wer einen Namen besitzen will, muß ihn verdienen. Wie beklagt er die deutschen Fürsten, die, wenn sie von einer Reise nach Frankreich zurückkommen, ihren Ehrgeiz darin suchen, Meudon und Versailles in kleinen Abmessungen zu Hause nachzuahmen. Von der Nichtigkeit des Hoflebens oder des Treibens in großen Städten war wohl niemals ein Mensch mehr durchdrungen als Friedrich. Er ist vollkommen zu-

frieden in seiner Einsamkeit, denn das einzige Glück sieht er in geistiger Beschäftigung; was die Natur gegeben, muß der Fleiß vollenden. Ruhmesliebe hatte ihn zum Kriege gespornt, aber er weiß, daß die Meinung der Menschen von den Umständen abhängt, hin und wieder schwankt, das Glänzende oft dem Gediegenen vorzieht. Aus allen den Zufälligkeiten, welche auf Lob und Tadel einwirken, zieht er die Lehre, daß man den Weihrauch verachten, die Tugend um ihrer selbst willen lieben müsse.

Er bekennt seiner Schwester[84]) einmal, er habe eine zwiefache Lebensweisheit: im Frieden und Glück schließe er sich den Schülern Epikurs an, im Unglück halte er sich an die Lehren der Stoa. Das heißt nur eben, daß er den Genuß durch Ueberlegung mäßigt oder entschuldigt und sich im Unglück durch sittlichen Schwung erhebt; es ist nichts Anderes, als was ein Weiser dieses Jahrhunderts sagt[85]), daß Neigung zum Wohlleben und zur Tugend im Kampfe miteinander, wo die erste durch die letzte eingeschränkt wird, das höchste sittlich-natürliche Gut hervorbringen. Nur tritt in den Gedichten, der vorwaltenden Stimmung gemäß, bald die eine, bald die andere Richtung alleinbeherrschend auf.

Nicht alles, was von dichterischer Empfindung in ihm war, legte Friedrich in seine Gedichte. Wir kennen seine Meisterschaft auf der Flöte; auch hier war jede seiner Tonschöpfungen ein Versuch, eine besondere Schwierigkeit zu überwinden; hauptsächlich aber seine Empfindungen, seine Freude und besonders seinen Schmerz, ein trauriges Gefühl, das ihn sein ganzes Leben begleitete, drückte er in diesen Tönen aus. Seine Verse sind oft mehr lebendig angeregte Betrachtung als Dichtkunst; wie Voltaire sagt, nicht von echt französischer Färbung, aber um so eigentümlicher im Ausdruck und voll Gedanken eines weiten Gesichtskreises.

Wie in den Gedichten so beschäftigte sich Friedrich in seinen Briefen, seinen Gesprächen unaufhörlich mit den schwierigsten Fragen, die der Mensch sich vorlegen kann, über Freiheit und Notwendigkeit (die er für die schönste Aufgabe der „göttlichen" Wesenslehre erklärt), über Schicksal oder Vorsehung, Körperlichkeit oder Unsterblichkeit der Seele; auf die letzte kam er immer von neuem zurück. Zuweilen scheint ihm der Zusammenhang zwischen Körper und Geist unauf-

löslich bis zu ihrer Uebereinstimmung. Was bliebe von dem Ich übrig, wenn man ihm zwei Dinge nehme, die Sinne und das Gedächtnis? Der Mensch befinde sich in der Mitte der Unendlichkeit der Zeiten, die vor ihm gewesen und nach ihm sein werden; wenn er vor seiner Geburt nicht dagewesen sei, so müsse er davon auf das schließen, was ihm nach dem Tode bevorstehe. Die Nacht des Grabes umfange das Wesen, das da denkt. Allein nicht immer blieb er bei diesen Meinungen; namentlich hielten sie nicht aus, wenn ein Freund, den er liebte, oder wenn jemand aus dem Familienkreise abschied. Dann meinte er, obgleich der Geist unabhängig vom Körper sei, sehe man doch oft, und zwar gerade, wenn die Maschine sich auflöse, daß er einen neuen Schwung nehme und eine bewunderungswürdige Stärke entfalte. „Vielleicht werde ich die Verlorenen eines Tages wiedersehen. Wie glücklich würde ich mich fühlen, wenn ich dann die großen Männer des Altertums erblicken könnte!“ Zuweilen war er mehr von den Ansichten des Lukrez, zuweilen von den Beweisgründen der Verteidigung des Sokrates [86]) durchdrungen. Nicht glauben ist noch lange nicht leugnen, aber nur nicht verwerfen auch keine Ueberzeugung. Ich weiß nicht, ob man über diese Zweifelsucht hinauskommt, wenn man die Offenbarung nicht annimmt, wozu Friedrich sich nie bewogen fühlte. Wir kennen sein Schwanken zwischen der Annahme eines blinden Geschickes und einer allwaltenden Vorsehung, und wie er in den großen Entscheidungen auf die letzte zurückkam [87]). Meistenteils schien es ihm doch, daß alles ein nicht aufzulösendes Rätsel bleibe, wenn man nicht eine Vorsehung voraussetze, die das Weltgeschick zu einem großen Ziele leite. Nur in einem Punkte war er unerschütterlich: er fuhr auf, wenn jemand im Gespräche seinen Glauben an einen lebendigen Gott bezweifelte. Die landläufigen Beweise für das Dasein Gottes, besonders den von der weisen Ordnung in der Natur hergenommenen, wiederholte er mit dem vollsten Ausdruck der Ueberzeugung: „Ich kenne Gott nicht, aber ich bete ihn an.“

Sein zweifelsüchtiges Verhalten zu den meisten festgesetzten Lehren gehörte ohne Zweifel dazu, um ihm die Staatskunst möglich zu machen, die er in Beziehung auf die verschiedenen Bekenntnisse ergriffen hatte; er würde sonst mit sich selbst in Widerspruch geraten sein. Aber wie er schon im Gespräch abbricht, wenn er bemerkt, daß

sein Mangel an Rechtgläubigkeit den anderen verletzt, so hätte er im Leben noch viel weniger daran gedacht, seine Meinungsabweichungen auszubreiten, von denen er wohl fühlte, daß sie das Gemüt nicht befriedigen, einem Volke nicht genügen können. Er hielt es schon für ein Glück, daß man sie an ihm duldete. Für ihn reichte die Ueberzeugung hin, daß der Zweck der Welt in dem persönlichen Glück liege; die wahre Lebensweisheit bestehe nicht in den verwegenen Betrachtungen, durch welche die Wissenschaft zu einer Kunst der Vermutungen gemacht, von den Sitten losgerissen werde, sondern in der Sittlichkeit, welche die Heftigkeit der ersten Eindrücke zu mäßigen und zu zügeln fähig mache. Um glücklich zu sein, dazu gehöre sittlich leben, seinen Stand erkennen, sich der Mäßigung befleißigen, das Leben nicht zu hoch anzuschlagen. Friedrichs religiöses Gefühl erhob sich nicht über die ersten und einfachsten Grundzüge, dagegen sein sittliches Bewußtsein war von der lebendigsten Willenskraft.

Eine der ersten Pflichten des Menschen, doppelt notwendig in seiner Stellung, sah er in der Selbstbeherrschung und arbeitete dafür unaufhörlich an sich. Er bekannte seinen Vertrauten, wenn er etwas Unangenehmes, Aufregendes erfahre, suche er nur durch Nachdenken über die erste Bewegung Herr zu werden, die bei ihm unendlich lebhaft sei; zuweilen gelinge es, zuweilen auch nicht; dann aber begehe er Unvorsichtigkeiten und komme in den Fall, sich über sich selbst zu ärgern. Er bildet sich eine Staatskunst des persönlichen Glückes aus, die darin bestehe, daß man die menschlichen Dinge nicht zu ernstlich nehme, sich mit dem Gegenwärtigen begnüge, ohne zuviel an die Zukunft zu denken. Wir müssen uns freuen über das Unglück, das uns nicht trifft; das Gute, was wir erleben, müssen wir genießen, der Griesgrämigkeit und Trauer nicht erlauben, das Gefühl der Bitterkeit über unser Vergnügen zu gießen. „Ich habe den Rausch des Ehrgeizes überwunden; Irrtum, Arglist, Eitelkeit mag andere berücken; ich denke nur noch daran, mich der Tage, die der Himmel mir gegeben, zu erfreuen, Vergnügen zu genießen ohne Uebermaß und soviel Gutes zu tun, als ich kann“ [88]). Besonders dieser letzte Wunsch erfüllt seine Seele.

Unter allen Dichtern liebte er Racine [89]) am meisten, den er weit über Voltaire stellte, nicht allein des Wohllautes und Wohl=

klanges seiner Sprache, sondern auch des Inhalts wegen. Auf seinen Reisen im Wagen las er ihn immer aufs neue und lernte ganze Stellen auswendig. Von allem aber, was dieser Dichter geschrieben hat, machte nichts größeren Eindruck auf ihn als der Auftritt im vierten Aufzug des „Britannicus", wo Burrus dem jungen Nero vorstellt, daß die Welt „das öffentliche Glück den Wohltaten des Fürsten" verdanken könne, daß ein solcher sich sagen dürfe, überall in diesem Augenblicke werde er gesegnet und geliebt! „Ah!" rief Friedrich aus, „gibt es etwas Würdevolleres und Erhabeneres als diese Rede! Ich lese sie nie ohne die größte Rührung." Er muß das Buch weglegen, Tränen ersticken seine Stimme; „dieser Racine", ruft er aus, „zerreißt mein Herz." Eine Weichheit, die niemand in ihm suchen sollte, der nur seine Kriege und seine strenge Staatsführung kennt, und die doch mit dieser wieder in genauem Zusammenhange steht.

Es scheint ihm ein lächerlicher Stumpfsinn der Welt, daß man das Glück der Fürsten beneidet; sie seien schlecht bedient, ihre Befehle führe man mangelhaft aus und schreibe ihnen doch alles zu, was geschehe; man messe ihnen Absichten bei, an die ihre Seele nicht denke, und hasse sie, wenn sie schwere Dinge fordern; leicht werde die Welt ihrer müde. Wer sollte glauben, daß ihm noch in jungen Jahren, im Genusse des Ruhmes und der Welt, aus dem Innern seiner Seele der Gedanke einer Verzichtleistung aufstieg! Er dachte die Krone seinem Bruder zu überlassen, den er in dieser früheren Zeit ungemein hochhielt [90]). Eins wäre ihm freilich unbequem gewesen, einen fremden Willen über sich zu fühlen und er dachte sich Einrichtungen aus, wie dem vorzubeugen sei. Aber das Glück zu gebieten reizte ihn nicht, noch der Besitz großer Geldmittel; er würde, sagte er, mit 12000, ja mit 1200 Talern leben können, er würde Freunde haben und ihr wahrer Freund sein, nur den Wissenschaften würde er sich widmen. Indem er dem nachsinnt und in dem Gedanken schwelgt, nichts zu sein als ein einfacher, aber ganz unabhängiger Gelehrter, sieht er doch, wenn er die Umstände und Persönlichkeiten überlegt, besonders in gefährlichen Augenblicken, wie deren so viele kamen, daß alles dies unmöglich ist. „Ich habe ein Volk", ruft er aus, „das ich liebe; ich muß die Last tragen, welche auf mir liegt, ich muß an meiner Stelle bleiben."

Was macht den Menschen als der innere Antrieb und Schwung seines sittlichen Selbst? Wir wollen nicht sagen, daß jene Stimmung die vorherrschende, daß Friedrich nicht von dem Gefühl des geborenen Königs fortwährend durchdrungen gewesen sei, aber er ging nicht darin auf. Die Erwägung, daß er es auch nicht sein könne, die Neigung selbst, einem anderen Beruf zu leben, schärfte sein Pflichtgefühl für diesen, der ihm durch Geburtsrecht zuteil geworden. Wir mögen es nicht unerwähnt lassen, was er selber sagt, daß er oft lieber der Morgenruhe noch genossen hätte; aber sein Diener hatte den bestimmtesten Befehl, sie ihm nicht länger zu gönnen; der Grund, welchen Friedrich angibt, ist, daß die Geschäfte sonst leiden würden. Er bekennt einmal, es mache ihm größeres Vergnügen, sich mit schöngeistigen Arbeiten zu beschäftigen als mit der Verwaltung der laufenden Geschäfte; aber er fügt hinzu, daß er darum dieser doch keinen Augenblick der Tätigkeit und Aufmerksamkeit entziehen würde; denn dazu sei er geboren, sie zu verwalten.

Ein Fürst, sagt er in dem staatsmännischen Vermächtnis [91]), der aus Schwäche oder um seines Vergnügens willen das edle Amt versäumt, das Wohl seines Volkes zu befördern, sei nicht allein auf dem Throne unnütz, er mache sich sogar eines Verbrechens schuldig. Denn nicht dazu sei der Fürst zu seinem hohen Rang erhoben und mit der höchsten Gewalt betraut, um sich von den Gütern des Volkes zu nähren und im Glück zu schwelgen, während die ganze Welt darbe. „Der Fürst ist der erste Diener des Staates und gut bezahlt, um die Würde seiner Stellung aufrechtzuerhalten; aber man verlangt von ihm, daß er nachdrücklich zum Wohl des Staates arbeite und daß er wenigstens die wichtigsten Dinge mit Ernst betreibe.“ Die Frau, welche einem König von Epirus, der nicht auf ihre Klagen hören will, die Frage vorlegt, warum er denn König sei, wenn er ihr nicht Hülfe schaffen wolle, scheint ihm ganz recht zu haben. Die Auffassung der königlichen Pflichten, wie sie Friedrich hegt, erinnert an die Vorstellungen, die in dem ältesten nicht priesterlichen Staat der Welt, in China, nach den Aussprüchen der Weisen und Gesetzgeber des Landes, über die höchste Gewalt herrschten. Der Fürst ist nach diesen die lebendige Vernunft der Dinge; seine Gewalt ist unumschränkt, aber nur um die Herrschaft der Ordnung zu verwirklichen. „Der

höhere Mensch," heißt es in den Unterhaltungen des großen Meisters [92]), „muß Wohltaten erweisen, ohne verschwenderisch zu sein, Dienste und Abgaben fordern ohne Gunst, Würde und Erhabenheit haben ohne Beflissenheit; wenn er verlangt, was vernünftig und notwendig ist, wer könnte ihm darüber zürnen! Seelengröße gewinnt die Menge, Offenheit erweckt Vertrauen; wenn ihr tätig und wachsam seid, so gehen die Geschäfte gut; wenn ihr für alle Mitgefühl zeigt, dann fühlt das Volk sich glücklich." Es ist, als wenn man Friedrich reden höre.

Das Zurücktreten des religiösen Begriffes mußte in einer tatkräftigen Natur das Bewußtsein des weltlichen Berufes um so lebendiger hervorrufen. Die Seele ist dann nicht durch das Gefühl des allumfassenden Zusammenhanges des Geistes gehoben, der auch dann noch genug tut, wenn die Erfolge den Absichten nicht entsprechen; es liegt etwas Trockenes, Beschränktes darin, aber um so geschärfter wird der tätige Sinn, da man des Erfolges bedarf. Der Geist der Zeit kam dem König Friedrich mit der gleichen Anschauung entgegen und förderte sein Tun. Auch in der Erfüllung der Pflicht an sich liegt eine unendliche Befriedigung.

Um sich dazu fähig zu machen, hielt es Friedrich für nötig, die Menschen, wie er es einmal selbst nennt, zu erforschen, besonders diejenigen, die ihm entweder als Werkzeuge dienten oder der Gegenstand seiner Sorgfalt waren. Unter seinen Untertanen unterschied er die feinen und gelenken Preußen, deren Gewandtheit jedoch besonders innerhalb ihrer Grenzen leicht in Fadheit überschlage, von den kindlichen und geraden Pommern; die Kurmärker stellte er weder den einen noch den anderen gleich, das Wohlleben gelte ihnen zuviel, in Geschäften seien sie selten mehr als mittelmäßig. Lebhafteren Geist besitze die magdeburgische Ritterschaft, mancher große Mann sei aus ihr hervorgegangen; den Niederschlesiern fehle es an einem Prometheus, der sie (durch Erziehung) mit dem himmlischen Feuer erfülle; Anstrengung und Arbeit sei bisher noch nicht ihre Sache, sondern eher Genußliebe, gutmütige Titelsucht. Auch in Minden und der Grafschaft Mark fehle es nur an Erziehung und Uebung, nicht an Begabung; am wenigsten entsprach Kleve seinen Wünschen. Er suchte sie alle zu heben und dadurch zu vereinigen, daß er die landschaft-

lichen Bezeichnungen vor der allgemeinen als Preußen verschwinden ließ; besonders machte er diese im Felde gelten.

Wir sahen, wie er sich für jeden Zweig nach den ihm innewohnenden Erfordernissen Gehilfen zu bilden suchte, in Gericht-, Verwaltung-, Heerwesen. So hatte er auch eine Pflanzschule für den Dienst in den auswärtigen Geschäften im Sinne; um das Jahr 1752 ward dazu unter der Leitung von Podewils ein Anfang gemacht. Die natürliche Gabe, die allem zugrunde liegt, sollte durch allgemeine Kenntnis sowohl wie durch das Aufnehmen des Staatsgedankens entwickelt werden.

Die Minister, die an der Spitze der verschiedenen Abteilungen des Dienstes standen, schickten dem König über die wichtigsten und zweifelhaften Punkte täglich ihre Berichte ein. Friedrich hielt nicht für gut, den Geheimen Rat zu versammeln; denn aus großen Ratsversammlungen gehe selten eine weise Beschlußnahme hervor; durch persönlichen Haß und Rechthaberei werde da eine Sache eher verdunkelt. Das Verfahren der schriftlichen Anfrage mit Gründen und Gegengründen hielt er für das bessere; der Fürst müsse sich nur die Mühe geben zu lesen und einzusehen, ein gesunder Sinn fasse leicht die Hauptpunkte, auf die es ankomme. Eine Hofstaatsleitung, zu deren Ausführung aber ebensoviel Anstrengung des Geistes wie Begabung gehört. Friedrich besaß die letztere in einer seltenen Vielseitigkeit. Wie er nach schriftstellerischer Vollendung strebte, so sahen wir ihn die obersten Gesichtspunkte für die Einrichtung des Gerichtswesens fassen[93]), die Verwaltung bis in die geringste Einzelheit des Rechnungswesens beaufsichtigen, neue Aufgaben für seine Feldübungen ersinnen. Nicht ohne Nutzen besucht er Krankenhäuser; denn schon sein Vater hat ihn viel dahingeschickt, so daß er sich eine Kenntnis von Wundheilkunst verschafft hat; er gibt Verbesserungen der Wirkwaren im einzelnen an und macht selber die Pläne zu seinen Bauwerken.

Zu dieser Mannigfaltigkeit der Befähigung kam nun aber eingehende Rücksicht auf die vorgelegten Gründe, der ernste Wille, die Sache recht zu machen. Nicht alles ward auf der Stelle beim ersten Vortrag entschieden. Wenn die Hofräte nach ihm sich entfernt hatten, griff Friedrich zu seiner Flöte; doch war seine Seele weniger

beim Spiele, in das sie nur ihre Stimmung hauchte, als bei den Angelegenheiten. Ganz mit sich selber allein überlegte er die schwierigsten Fragen und gab seine Entscheidung, wenn sie zurückkamen. Nicht selten klagen die auswärtigen Gesandten in ihren Berichten, daß er sich in den Empfängen unbestimmt und sogar furchtsam ausgedrückt habe. Seine Entschließungen wurden in der Tiefe seines Gemütes gefaßt und standen ihm dann auf immer fest. Auch darüber beschweren sich die Gesandten häufig, daß er alles allein tun wolle und sie von niemand sonst beschieden werden können. Die auswärtigen Angelegenheiten seien unter zwei Minister verteilt[94]), und keiner von beiden kenne sie alle; ein geheimer Rat, der vielleicht eine allgemeine Uebersicht habe, wage doch nie zu dem Vertreter einer fremden Macht zu kommen; im ganzen Lande gebe es außer dem König nur einen einzigen Mann, der die inneren und äußeren Angelegenheiten zugleich kenne. Von diesem Manne, der alle Morgen mit dem König arbeite, ihn auf seinen Reisen begleite, machen sie eine beinahe sagenhafte Beschreibung: er wisse alles, erfahre alles, aber kein Sterblicher könne sich rühmen, ihn je mit Augen gesehen zu haben. Auf eine wunderliche Weise verunstalten sie seinen Namen, es ist Eichel, dessen Briefwechsel mit Podewils wir zuweilen erwähnt haben, der im Arbeitszimmer die Feder führte, die mündlichen Entschließungen Friedrichs niederschrieb, die wichtigsten Anordnungen nach seiner Weisung ausfertigte. Ein Mann von unermüdlicher Arbeitsamkeit, die aus Liebe zur Sache und persönlicher Hingebung entsprang, scharfsinnig und einsichtsvoll, nur ein wenig kleinlich und nicht ohne eine zaghafte Scheu bei den unberechenbaren Bewegungen des großen Geistes, den er vor sich sah. Wenn die Fremden dem König schuldgeben, er habe nie auf Gegenvorstellungen der Minister geachtet; so erweisen die Schriftstücke das Gegenteil; zuweilen zeigt er sich sogar ungeduldig, daß er seinen Willen nicht durchsetzen könne. Nur mündliche Beratungen vermied er je länger je mehr. Wenn er noch einen zweiten seiner Minister befragte, hielt er doch nicht für gut, dessen Gutachten er zuerst gefordert, davon wissen zu lassen; er besorgte, daß der Vorzug, den er dem einen vor dem andern gebe, Eifersucht und Entzweiung verursachen möchte. Ueberdies wäre dann

leicht das Geheimnis, worin er die Seele der Geschäfte sieht, verletzt worden.

„Ich verberge“, äußerte er einmal gegen einen seiner Vorleser, „meine Absichten denen, die mich umgeben, ich täusche sie sogar darüber; denn wenn sie vermuten, was ich im Sinne habe, so könnten sie davon sprechen, ohne die Folgen zu ahnen; nur durch das Geheimnis kann ich mich vor Schaden bewahren.“ „Ich verschließe mein Geheimnis in mich selbst; ich bediene mich nur eines Geheimschreibers, von dessen Zuverlässigkeit ich versichert bin; wenn ich mich nicht selbst bestechen lasse, so ist es unmöglich, meine Absicht zu erraten.“ Von den auswärtigen Angelegenheiten überließ er die, welche mehr rechtlicher Natur waren, den Ministern; die Leitung der anderen behielt er in eigener Hand. Soviel Argwohn legte er gegen fremde Verschwiegenheit an den Tag, daß es für den Umgang mit ihm als eine Regel galt, sich zwar übrigens[95]) ohne Zwang zu bewegen, vertraulichen Mitteilungen aber lieber auszuweichen. Auch er selbst war gegen alles auf der Hut, was seine Umgebung ihm sagen mochte. „Wenn wir uns jedem Gespräch hingeben, das irgend jemand mit uns anfängt, darauf hören, wovon man will, daß wir es hören, uns in zweifelhafte Verbindungen einlassen, so kann dies leutselige Wesen schlimmere Folgen haben als die Hartherzigkeit. Von Anfang an habe ich meiner Umgebung zu zeigen gesucht, daß sie bei mir durch Ränke und falsche Berichte nichts gewinnen wird, daß ich ein Mann bin, um die Dinge selber zu sehen, und unerschütterlich in den einmal gefaßten Plänen. Gutmütigkeit muß mit Festigkeit vereinigt sein; der Fürst muß sich mit guten und ehrlichen Leuten umgeben; für sich selber gewinnt er damit wenig, aber alles für das Wohl des Staates.“ Es mag sein, daß ihm auch darum für seinen persönlichen Umgang Fremde am liebsten waren, weil sie keinen Zusammenhang mit kleinen einheimischen Belangen hatten.

Soll die Einherrschaft eine Wahrheit sein, so müssen die Stellen, wo die Entschlüsse gefaßt werden, von allem fremdartigen Einfluß frei bleiben; der höchste Wille muß sich nur auf das Wesen der Dinge richten. An den französischen Zuständen fand Friedrich nichts widerwärtiger und schädlicher als das Auseinanderstreben der verschiedenen Minister, deren jeder seine besonderen Rücksichten habe,

seinen besonderen Vorteil suche. „So wenig", sagt er, „wie Newton[96]) sein Lehrgebäude mit Leibniz[97]) und Cartesius[98]) hätte zustandebringen können, so wenig kann ein staatsmännisches Verfahren gemacht und behauptet werden, wenn es nicht aus einem Kopfe entspringt; und das muß der des Fürsten sein; Minerva muß aus dem Haupte Jupiters hervorgehen. Von dem, was er selber gedacht hat, mehr durchdrungen als von dem Gedanken anderer, wird er all sein Feuer an die Erreichung eines Zweckes setzen, der zugleich die Eigenliebe in Anspruch nimmt. Geldwesen, Staatskunst und Heerwesen sind unzertrennlich; nicht der eine oder andere dieser Zweige muß gut verwaltet werden, sondern alle zusammen. Sie müssen zusammenwirken wie in den olympischen Spielen die Rosse vor den Wagen, die mit gleicher Anstrengung die Rennbahn durchlaufen und dem Lenker den Preis verschaffen."

In Hinsicht der Einkünfte und der ganzen inneren Staatsleitung folgte er dem Vorgange seines Vaters, dessen Bild und Andenken ihn unaufhörlich begleitete. Im Gespräch erzählte er zuweilen Züge der Gutmütigkeit von ihm, die anderweit nicht vorkommen; öfter gedachte er seiner Härte und dessen, was er von ihm gelitten habe: „Ein schrecklicher Mann, vor dem man habe zittern müssen, aber durch und durch gut, ja im wahren Sinne des Wortes ein weiser König; er habe nur eine zu hohe Vorstellung von der Fähigkeit der Menschen gehabt und von seiner Umgebung und von seinen Untertanen die nämliche Strenge gefordert, deren er gegen sich bewußt gewesen sei. Wer es nicht wisse, könne sich keine Vorstellung davon machen, welchen Geist der Ordnung er in die verschiedenen Teile der Staatsverwaltung gebracht, wie er bis ins einzelnste nach möglichster Vollkommenheit gestrebt habe. Der unermüdlichen Arbeitsamkeit, bewunderungswürdigen Haushaltung und strengen Soldatenzucht des Vaters verdanke er alles, was er sei. Auch ihn habe jener zu einem Soldaten machen wollen, aber kaum glauben dürfen, daß es damit gelingen werde. Wie würde er erstaunen, wenn er wieder auflebte und ihn mitten in den ehemals kaiserlichen Gebieten an der Spitze eines siegreichen Heeres sähe, namentlich mit einer Reiterei, von der man in jenen Zeiten keine Ahnung gehabt habe, er würde seinen Augen nicht trauen."

Dürfen wir das Verhältnis Friedrichs zu seinem Vater noch einmal berühren, so war es bei weitem nicht von so umfassender Welteinwirkung wie das Verhältnis Karls d. Gr. zu Pippin, Alexanders zu Philipp, womit man es verglichen hat, aber in sich selbst um vieles merkwürdiger. Bei dem Vater erscheint die Selbstherrschaft noch als Eigenwille, mit der Rauheit und Gewaltsamkeit des 17. Jahrh., verbunden mit einer Frömmigkeit, die eine frömmelnde Ader hatte; dem Gedanken einer allgemeinen Ordnung im Deutschen Reiche sich auch dann fügend, wenn diese unbequem ward. In dem Sohne lebt dagegen seit der ersten Jugend ein lebendiger Trieb persönlicher Ausbildung. Er begreift die Wissenschaften mit dem doppelten Eifer eines Selbstlehrers; von der Religion hält er nur die allgemeinsten Grundsätze fest; das Reich erkennt er an, inwiefern es Rechte gewährt, nicht inwiefern es Pflichten auferlegt. In allen wesentlichen Dingen zeigte sich eben dieser Sohn als der wahre Fortsetzer des Vaters. An ihrem Beispiel sieht man, wie ein Zeitalter sich aus dem andern entwickelt, zu gleicher Zeit Aehnlichkeit und Verschiedenheit möglich sind. Nur Weiterbildung ist die rechte Fortsetzung. Zur Gründung gehörte ein noch von der Unwillkürlichkeit des ersten Antriebes umfangener, starker und rücksichtsloser Wille; die Durchführung erfordert eine selbstbewußtere und umsichtigere Tatkraft.

Friedrich vereinigte die strenge Staatsordnung des Vaters mit den ihm eingeborenen Bildungsbestrebungen, wodurch der Widerspruch des soldatischen Wesens mit den Anschauungen des Jahrhunderts vermittelt ward. Seine glücklichen Kriegsunternehmungen gehörten dazu, um dem Staate die Kräfte zu gewinnen, deren er noch bedurfte, ihm Haltbarkeit, Ansehen und Rang in der Welt zu geben.

In der Heerführung blieb Friedrich fortwährend einiger Lehren eingedenk, welche ihm einst bei jener Anwesenheit im kaiserlichen Lager [99]) Prinz Eugen von Savoyen [100]) gegeben hatte. Eine namentlich, die Geschichte der früheren Feldzüge zu durchdenken, sich die Lage der Generäle zu vergegenwärtigen, um in dem Geiste die Fähigkeit auszubilden, in dringenden Augenblicken das rechte Mittel zu ergreifen, hat er nie vergessen. Er bekannte sich zuweilen als ein Schüler Eugens, doch war es die Schule aller großen Feldherren,

in die ihn dieser geführt, der er sich in den eifrigsten Arbeiten hingegeben hatte.

In der Staatskunst dürfte man sich nicht einmal an Vorbilder halten, da die Zeiten sich unaufhörlich verändern und Einsicht in die sich bildende Gegenwart den Inbegriff davon ausmacht. Was man sonst wohl dafür fordert, Kenntnis der Formen, Schonung und rücksichtsvolle Rede, war nicht Friedrichs Sache; er sprach mit Lebhaftigkeit und sparte die beißenden Spottreden nicht; seine Aeußerungen, von Mund zu Mund getragen, haben ihm an den meisten Höfen Feindseligkeiten erweckt, ja selbst Völker wie die Ungarn gegen ihn aufgereizt; ein guter Staatsmann wäre er nicht geworden. Die Eigenschaften aber, welche zur obersten Leitung der Geschäfte gehören: Bewußtsein der eigenen Stellung und ihrer Grundlagen, natürlichen Scharfblick des Geistes, vor dem jede Täuschung zerrinnt, Gefühl von dem, was sich ausrichten läßt, kluge Mäßigung, verschlagene Entschlossenheit, besaß er von Natur und bildete sie täglich mehr aus. Nur dadurch konnte ihm die nach dem Begriffe der Zeit verwegenste Unternehmung gelingen; die staatskluge Begabung hatte daran nicht geringeren Anteil als die Heerführung.

Noch entsprach die Stellung, die er nun einnahm, mitnichten dem, was man sich im allgemeinen von einer neu zu begründenden Macht hätte denken können. Wäre es auf Friedrich angekommen, so würde er sich in ein ganz anderes Verhältnis zu Deutschland gesetzt, Westpreußen an sich gebracht[101]), die Grenzen nach der sächsischen Seite erweitert haben; denn höchst ungern sah er seine Hauptstadt den Anfällen eines gefährlichen Nachbarn ausgesetzt und die östlichen preußischen Lande von den übrigen Landschaften getrennt; er hätte sich wahrscheinlich auch zur See bewaffnet[102]). Allein die gemachten Erfahrungen verboten ihm jeden Gedanken dieser Art.

Aber auch in den beschränkten Grenzen, in denen er sich halten mußte, hatte er eine Macht gegründet, unantastbar und unüberwindlich, dem Wesen nach von niemand abhängig. Ihre letzte geschichtliche Grundlage war das reichsgesetzmäßige Fürstentum mit seinen Erbrechten und Anwartschaften; allein der Staat Friedrichs erschien hiervon losgerissen, seine Notwendigkeit in seinem Dasein tragend.

Der protestantisch-festländische norddeutsche Staat, zu dem jahrhundertlang Volk und Fürst, Anstrengung und Begabung sowie das gute Glück gewirkt, war zustande gekommen.

Nr. 7. Friedrichs des Großen Ausgang. Beurteilung seiner Staatsverwaltung [103]).

Von dem kleinen Landhaus, in welchem der alte König einsam klösterlich lebte, wo ihn aber Nachrichten aus aller Welt aufsuchten, die, wenn sie auch nicht das Geheime enthüllten, doch immer die Kunde des zum Vorschein kommenden brachten, überschaute er die europäische Welt und ihre Bewegungen. Nicht alles und jedes beschäftigte ihn; nur darauf wandte er sein Augenmerk, was seinen Standpunkt irren konnte und seine Einwirkung unabweislich herausforderte. Sein Blick ward durch keine fremdartige Rücksicht getrübt, noch durch das Alter geschwächt; sein Gedanke war unabhängig und richtig. Der staatsmännische Geist Friedrichs hat in der jetzigen Staatengewalt kaum seinesgleichen gehabt. Durch die Mäßigung und Umsicht, mit welcher der König auftrat, gelang es ihm wirklich, die feindseligen Kräfte, die allenthalben zum Kampf gegeneinander gerüstet waren, noch von ihm zurückzuhalten. Damals lauteten — wie Hertzberg [104]), der zugegen war, versichert — alle eingehenden Briefe friedlich und befriedigend.

Die Aufmerksamkeit Europas war immer auf Sanssouci gerichtet, damals jedoch nicht allein darauf, was dort getan und beabsichtigt werde, sondern fast noch mehr darauf, wie lange der Geist noch walten werde, den jedermann verehrte oder fürchtete. Was man hörte, ließ schon seit ein paar Jahren den baldigen Tod Friedrichs erwarten. In einem Augenblick der Anerkennung hat Kaiser Josef II. [105]) einmal gesagt, der Tod scheine vor den grauen Haaren des Helden Ehrfurcht zu haben. Friedrich war auf seine Weise auf sein Ende gefaßt. Seinem Bruder Heinrich schreibt er einmal, er beklage sich nicht über sein Leiden; denn die alte siebenzigjährige Maschine sei nun verbraucht. Wenn man die Welt kennen gelernt habe, könne man sich ruhig anschicken, sie zu verlassen; man verliere wenig dabei: Jugend

und Unerfahrenheit möge sich an das Leben halten; aber Wahrheit und Erfahrung enttäusche gar bald. An Stelle des vermeinten Glückes sieht man das Nichts der menschlichen Eitelkeit. Unser Dasein ist weniger als ein Zwickern unserer Augen, zu gering, um bemerkt zu werden. Wer sollte glauben, daß ein erbärmliches Wesen, in dem elendesten Zustande dahinlebend, in seinem Stolz sich den Göttern gleichstellt?"

Geradezu als „Materialismus" darf man es nicht bezeichnen, wenn Friedrich in seinem Vermächtnis sagt: „Ohne Bedauern gebe ich den Lebenshauch, der mich beseelt, der wohltätigen Natur zurück, die mir ihn verliehen, und meinen Körper den Dingen, aus denen er zusammengesetzt ist." Denn was ist die Natur, die ihm den vom Körper geschiedenen Geist verliehen hat?...

Im Sommer 1786 hatte Friedrich wie gewöhnlich einige Freunde bei sich, die er nicht mehr bei Tafel um sich sah, wie er sonst sehr liebte. Er versammelte sie aber zu anderen Stunden des Tages, wo dann alle Dinge der Welt besprochen wurden, die öffentlichen Ereignisse, die Erscheinungen des Schrifttums, der Landwirtschaft und Gartenkunst; seiner Krankheit, obgleich ihn sein Arzt täglich besuchte, geschah jedoch nie Erwähnung. Denn nur an andere Dinge wollte er denken, nicht an sein hinfälliges Selbst. Eine weitere Beschäftigung gewährte ihm das fortgesetzte Lesen ausgezeichneter Werke, vornehmlich aus dem alten Schrifttum und der Geschichte nach seiner Wahl — denn er kannte sie alle — in französischen Uebersetzungen, die ihm vorgelesen wurden.

Aber das Wichtigste blieb die Vollziehung seines königlichen Amtes, dem er, durch Krankheit und Schmerzen nicht unterbrochen, mit voller geistiger Kraft oblag. Er las nach wie vor die eingehenden Berichte seiner Gesandten, die soldatischen Berichte, die Eingabe der bürgerlichen Behörden, Einzelschreiben und Bittschriften. Alle Morgen bereits halb fünf Uhr erschienen die drei Kabinettsekretäre, um die Antworten des Königs auf die eingegangenen Eingaben, ein jeder in seinem Fache, aus seinem Munde niederzuschreiben. Gegen Abend mußten sie bereits ausgefertigt sein und zur Unterschrift vorgelegt werden.

Noch am 15. August waren die Kabinettsekretäre zur gewohnten Stunde erschienen. Friedrich hatte jene an seinen Gesandtschaftsrat in Petersburg gerichtete Eilbotschaft [106]) in die Feder gegeben mit der vollen Kraft seines Geistes. Am Abend zur gewohnten Zeit unterzeichnete er die Ausfertigungen, die ihm vorgelegt wurden; das wurde ihm bereits nicht mehr leicht. Und gleich darauf verfiel er in einen Zustand, der zwischen Wachen und Schlafen schwankte und der ihn den Tag darauf nicht wieder verließ. Sein Leiden war in diesem Augenblick, was man „Koma“ nennt, betäubte Schlafsucht, die in ihren höheren Graden zum Tode führt. Am 16. gegen Mittag will man bemerkt haben, daß Friedrich, halb erwacht, seine Kräfte noch einmal zu der gewohnten Arbeit aufzuraffen versuchte. Aber schon war seine Krankheit stärker als sein Wille und seine Gewohnheit. Am 17. August, bald nach zwei Uhr des Morgens, auf seinem Lehnstuhl sitzend, in den Armen eines Kammerdieners, der ihn emporhielt, um ihm das Atmen zu erleichtern, hat Friedrich seinen letzten Atemzug getan; sein Schlummer verwandelte sich in den Schlaf des Todes.

Der Minister Hertzberg, der eben in Sanssouci wohnte und noch in dem letzten Augenblicke herbeigerufen wurde, verließ die Zimmer nicht, ehe der Nachfolger eingetreten war, der an dem Fuß des Ruhebettes, auf das man den entseelten Körper gelegt hatte, ihn einige Minuten mit wehmütigster Teilnahme betrachtete und sich dann mit dem Minister entfernte, nachdem sie die Zimmer hatten versiegeln lassen. Ein großes Leben, einzig in der Geschichte, war geendet. Am 18. August waren die sterblichen Reste Friedrichs in dem Stadtschloß zu Potsdam mit Gepränge aufgestellt. Sein Degen und sein Krückstock lagen neben ihm. Unter denen, die dem Verstorbenen die letzte Huldigung darbringen wollten, erschien auch das erste Gardebataillon, Offiziere und Gemeine. Sie brachten Lorbeerzweige mit, mit denen sie seinen Körper und das Bett schmückten; dann traten sie zurück und sanken in die Knie. Ein Gebet haben sie nicht gesprochen, aber auch sonst kein Wort hervorgebracht; die hellen Tränen rollten über die Wangen der tapferen Kriegsleute.

Das Herrscherleben Friedrichs II. wird durch drei Handlungen erfüllt: die Eroberung von Schlesien, die Erwerbung von Westpreußen, die Aufrechterhaltung der deutschen Reichsordnung. Dadurch hat er

seinen Staat zu einer selbständigen Macht unter den Mächten Europas erhoben und die selbstherrliche Stellung errungen, welche den Inbegriff des preußischen Ehrgeizes ausmacht. Alle Welt bewunderte das Ergebnis; das Staatswesen jedoch, wie es nun während seines Lebens zustande gekommen und wie man es vor sich sah, besaß bereits nicht mehr die Zuneigung der Zeitgenossen.

Friedrich hielt sich für den ersten Beamten des Volkes, an dessen Spitze er durch den Zufall der Geburt gestellt sei, verpflichtet, alle seine Tätigkeit dem allgemeinen Wohl zu widmen; und deshalb allerdings für verantwortlich, jedoch nicht gerade gegen lebende Persönlichkeiten. Das Gefühl der Pflicht verschmolz in ihm mit der Bewegungsfreiheit der unumschränkten Einherrschaft. Da er das allgemeine Wohl in der Unabhängigkeit des Staates erblickte, welcher weniger auf alte Berechtigung und Würde als auf wirkliche Macht begründet war, so hielt er sich für schuldig und befugt, alle Kräfte zu diesem Zweck anzustrengen. Von den Einkünften des Staates, die zuletzt etwa zwanzig Millionen Taler betrugen, verwandte er dreimal mehr auf das Heer als auf den bürgerlichen Dienst und den Hof. Und weil es notwendig war, die Mittel nicht allein zu einer raschen Kriegsbereitschaft, sondern auch für ein paar Feldzüge bereit zu halten, so mußte ein beträchtlicher Teil der geldlichen Erträge in einen Schatz, der dazu hinreichen konnte, vereinigt werden. Dabei ward noch der Gedanke des bürgerlichen Lebens, der späterhin auf dem Festlande fast abhanden gekommen ist, möglichst gewahrt. Die Bevölkerung sollte nicht durch das Bedürfnis des Heeres erschöpft werden, was ja die Selbständigkeit des Landes in anderer Hinsicht gefährdet hätte. Seine Kriege wollte Friedrich mit dem Ueberfluß der Kräfte des Landes führen, ohne damit den friedlichen Einwohnern in ihrer Behausung oder ihrem Gewerbe zur Last zu fallen. Er behielt die Staatsverwaltung, wie sie sein Vater mit Umsicht und Sinn eingerichtet hatte, im ganzen bei; er scheute sich, an die bürgerlichen Verhältnisse zu rühren. Auch die religiöse Ordnung ließ er seiner Zweifelsucht zum Trotz bestehen, wie er sie vorfand. Gedanken einer allgemeinen Verbesserung lagen ihm fern; aber innerhalb des Kreises der herkömmlichen Herrschergewalt folgte er nur seinen eigenen Eingebungen, die er mit rücksichtsloser Beharrlichkeit festhielt; unter allen Um-

ständen sollte die Verwaltung die für das Heer und seine Kriegsbereitschaft erforderlichen Mittel liefern. Er verband gerechte Landesväterlichkeit und wohlwollende Fürsorge mit einseitig durchgreifender Anordnung, die nicht immer ihr Ziel erreichte, und eisernem Gebot.

Der preußische Staat bildete das eigentümlichste Ganze, in welchem ein Zug den anderen bedingte, einer in den anderen eingriff, alle zu dem Zwecke der Macht zusammenwirkten, ein Gemeinwesen, das aber keineswegs durch freien Entschluß aus dem Volkstum hervorgegangen, sondern aus dem Gefühl der Gesamtstellung, die sich in der Persönlichkeit des Fürsten vereinigte, erwachsen war: zwangvoll und drückend für die einzelnen, die aber wieder durch öffentliche Bedeutung, an der sie Anteil hatten, befriedigt wurden. Eine Art von Verehrung, die man dem König widmete, von dem man wußte, daß er nur in dem öffentlichen Dienst lebte und webte, bedeckte alle Mängel. Für den preußischen Staat war die Frage nicht so sehr, ob er das einmal Errungene zu behaupten imstande sei, was gleichwohl einige bezweifelten, sondern inwiefern sich mit ihr eine volkstümlichere und minder drückende Verwaltung würde vereinigen lassen. Sie wurde gleichsam am Fuße des Leichengerüstes den Tag nach dem Tode Friedrichs von einem der namhaftesten Männer des Jahrhunderts dem Thron gegenüber in aller ihrer Stärke zur Sprache gebracht.

In dem französischen Schrifttum, von welchem Friedrich ursprünglich seine Anregungen empfangen, herrschte der Geist Voltaires nicht mehr vor; die alten Grundsätze der Staatsverwaltung, denen teilweise auch Friedrich angehangen, wichen vor der „physiokratischen" Wirtschaftsordnung[107]) zurück. Einer der vornehmsten Träger dieser Gedanken, obgleich auch er noch nicht zu den äußersten Folgerungen fortging, Mirabeau[108]), befand sich zurzeit in Berlin und hielt sich für berufen, sie öffentlich kund zu geben. Mit einer Aufgabe, die nicht eigentlich amtlich war, betraut, hatte er um so mehr Gelegenheit, mit Menschen aus den verschiedensten Ständen in Verbindung zu treten. Noch sprach man so viel und so gut Französisch in Berlin, daß es ihm leicht wurde, sich durch Unterhaltung zu unterrichten, die er denn seinem Auftrag gemäß dazu benutzte, die Zustände des Landes bei dem Thronwechsel, den jedermann voraussah, kennen zu lernen. Er verstand es zu fragen und hörte mit Aufmerk-

samkeit; einige ausgezeichnete Beamte zweiten Ranges gaben ihm gleichsam Unterricht; auch lernte er so viel Deutsch, um einschlagende Druckschriften lesen zu können. Die Gedanken der Zeit und seine persönlichen Ueberzeugungen, angewandt auf das was er sah und hörte, und belebt dadurch, legte er nun dem neuen Herrscher vor in dem Augenblick der Thronbesteigung in einer ausführlichen Denkschrift. Er forderte ihn auf, nicht nach Kriegsruhm zu trachten, eine Bahn, auf der man jetzt nur noch die zweite Stelle erreichen könne, sondern nach dem Lob einer erleichterten und wohltätigen aufbauenden Tätigkeit; er habe die Macht, alles zu tun, eine Macht, furchtbar selbst für den, der sie besitze; er möge sie dazu anwenden, um die Liebe des Volkes zu erwerben; auch wichtige Verbesserungen, die Erneuerung großer Reiche könne nur von unumschränkten Fürsten ausgeführt werden.

Man hat damals die Schrift eine Spottschrift auf Friedrich II. genannt; sie verdient diese Bezeichnung nicht, aber wahr ist es: sie ist in allen ihren Teilen gegen die Art und Weise der Staatsleitung des eben verstorbenen Königs gerichtet. Auf das dringendste und in seinem beredten Ausdruck warnte Mirabeau den neuen Fürsten, nicht zu viel zu herrschen. Denn wozu solle er in die bürgerlichen Angelegenheiten eingreifen, wenn sie in einen Stand gebracht seien, daß sie von selbst gehen könnten. Eben das machte man dem Verstorbenen zum Vorwurf, daß er von seinem Geheimen Rat zuviel habe anordnen, herrschen wollen, sich in alles gemischt habe. Vor allem anderen greift er die Heeresverfassung, die Grundlage der ganzen Einrichtung, an. Die Anordnung der Bezirksaushebung, worauf sie seit Friedrich Wilhelm I. beruhte, bezeichnet er als eine soldatische Sklaverei, die so viele Jahre dauernde Dienstpflicht als eine Schmach für das Volk. Die Neigung namentlich der jungen Leute, sich der Verteidigung des Vaterlandes zu widmen, sei so natürlich; wie habe die Gewaltherrschaft so eigensinnig sein können, eine Last daraus zu machen? Er rät dem König, Volkswehren in den Pfarren einzurichten; aus deren Reihen nach ihrer Wahl möge er dann den Ersatz für seine Regimenter nehmen; jeder Abgang werde von den Eingesessenen, und zwar nicht durch Offiziere und Beamte, sondern durch Stimmenmehrheit ersetzt werden.

Den Vorzug des Soldaten vor dem Bürger will er abgeschafft wissen; es sei eine Sucht Friedrichs II. gewesen, fortwährend den Waffenrock zu tragen. Hauptsächlich aus soldatischen Rücksichten hatte Friedrich II. den Unterschied des Adels und der Bürgerlichen bei dem Ankauf der Güter festgehalten; denn in den Edelleuten sah er die Pflanzschule für seine Offiziere, wogegen er auch wieder den Landbesitz der Bauern gewahrt wissen wollte und auf eine Erleichterung der Frondienste drang, weil er sonst keine Soldaten finden würde; übrigens aber behauptete er die Vorrechte des Adels altväterlich unbeugsam. Von dem Beweggrund des Verfahrens hatte Mirabeau keine Vorstellung; er kehrte nur dessen unleugbare Mängel hervor, vor allem seine nachteiligen Folgen für die Volkswirtschaft, sowie seinen schädlichen Einfluß auf die Entwickelung der beiden Stände; denn der Adel werde dadurch stumpf und bleibe arm, Bürgerliche von einigem Wohlstand, die das Land blühend machen könnten, veranlasse man, auszuwandern und sich in benachbarten Gebieten niederzulassen.

Friedrich hatte gemeint, durch Verbote fremder Waren und durch Handelsvorrechte für die einheimische Erzeugung die inneren Kräfte zu wecken, die bereits vorgeschritten sein müßten, um auf dem Weltmarkt in Wettbewerb zu treten; die Verbrauchsauflagen hatte er den geldlichen, die er überhaupt nicht vermehren mochte, auch deshalb vorgezogen, weil der gemeine Mann sie weniger empfinde. Daher denn seine quälende Beaufsichtigung des kaufmännischen Verkehrs, seine Anordnung von Verbrauchsabgaben und Zöllen, zu deren rücksichtsloser Durchführung er sogar Fremde berufen hatte, die sich den allgemeinen Haß zuzogen. Mirabeau war im Sinne der „Physiokraten“ für eine Auflage auf Grund und Boden. Er hing der Ansicht an, daß zuletzt jede Auflage auf das Land zurückfalle; er führt aus, welche Vorteile eine ihr entsprechende Einrichtung für Preußen herbeiführen und welche unendliche Erleichterung sie gewähren würde; jetzt sei die Steuer weniger durch ihren Betrag lästig als durch die Art ihrer Eintreibung. Das Gedeihen des Handels, das man durch die Bevorrechtungen zu befördern denke, werde dadurch eher gehindert. Wie ganz anders werde man ihn emporkommen sehen, wenn man sie aufheben wollte. Die Kaufleute würden gern durch freiwillige Bei-

träge den Ausfall decken, den die Abschaffung der Handelsvorrechte zunächst allerdings in den Kassen hervorbringen dürfte.

Davon durchdrungen, daß der Volksreichtum in dem Erzeugnis des Bodens liege, nicht in dem Metallgeld, das nur zur Vermittlung diene, erhebt sich Mirabeau mit feueriger Heftigkeit gegen die Schatzansammlung des Königs, seinen Staatsschatz, der nur dazu diene, das Gold, dessen Umlauf für den inneren und äußeren Verkehr unentbehrlich sei, gleichsam gefangen zu halten. Und habe nun etwa Friedrich mit allen Anstrengungen seine Staaten reich, blühend und glücklich hinterlassen? Leicht sei ein Schatz zerstreut; nehme man dann das soldatische Ansehen hinweg, so sei Preußen sehr schwach. Ein Heer könne nicht lange die Grundlage der Macht bilden. Die verderblichen — er sagt mörderischen — Hülfsmittel der nur für die Staatskasse besorgten Herrschaft seien erschöpft; die Ordnung müsse geändert werden. Der Nachfolger müsse seiner Macht die festere und dauerhaftere Grundlage geben, welche eine gute Verwaltung darbiete; der große Schatz, den er besitze, mache es ihm möglich, auch mit einigen Opfern seinen Staat, der nur ein großes Feldlager bilde, zu einer haltbareren Einherrschaft, die sich auf Eigentum und Freiheit gründe, umzubilden.

In alledem ist gar manches, was allgemein gefühlt und gesagt wurde, doch hatte es Mirabeau nicht bloß auf gute Ratschläge abgesehen; sein Schreiben ist zugleich die Kundgebung der neuen Ordnung von staatsmännischen Gedanken, die den Anlauf nahm, sich Bahn zu machen. Der Grundgedanke ist, daß der Staat sich auf eine freie Teilnahme des Volkes und eine lebendige Bewegung aller Kräfte gründen müsse. Von verfassungsmäßigen Formen oder gar freistaatlichen Zielen war dabei nicht die Rede. Mirabeau zählte auf die höchste Gewalt des Königs, und, wie gesagt, selbst auf den Schatz, den er zertrümmern wollte. Er fordert Friedrich Wilhelm II. auf, seinen Untertanen alle die Freiheit zu geben, die sie ertragen können. Ein mit vielem Bedacht gewählter Ausdruck, welcher die fürstentreue Gesinnung verrät, die Mirabeau sein ganzes Leben hindurch mit einem gleichwohl sehr weitgreifenden Freisinn verband. Wie die in Frankreich herrschende Meinung gegen die vermittelnden Gewalten, den hohen Adel und die hohe Geistlichkeit, anstrebte, so ruft Mirabeau

den König auf, sich von der Rücksicht auf seinen Adel loszumachen. Der Adel erdrücke von einem Ende der Erde zum andern das menschliche Geschlecht; der Vorteil der Könige liege in volkstümlichen Grundsätzen; denn woher stamme sonst die Macht und der Glanz des Fürstentums als von dem Volk? Den Adeligen liege nur daran, daß der König der erste unter ihnen, aber doch ihnen gleich sei; dagegen finde auch die unumschränkteste Einherrschaft einen Rückhalt im Volke.

Diese Gedanken trägt nun Mirabeau ziemlich in dem Umfang, in dem sie damals zur Geltung kamen, vor. Er forderte die Unabsetzbarkeit der Richter, eine unbeschränkte Duldung, welche auch den Juden bürgerliche Freiheit gewähren müsse, die vollständige Freiheit der Presse, die den Fürsten selber erleuchte und belehre, die Abschaffung der Todesstrafe. Genug, der Inbegriff der neuen Anschauungen, welche die Welt in Gärung setzten, stellte Mirabeau dem preußischen Staate, wie er damals war, zugleich als den Ausgangspunkt und das Ziel der vorzunehmenden Verbesserungen entgegen. Es ist, als sähe man den Geist der Zeit neben dem eintretenden König erscheinen, um ihn in seine Bahnen zu reißen.

Abgesehen aber von dem Ton, den die Schrift gegen den großen König einschlug, dem darin Beschränktheit, geistige Verirrung, Tollheit und Willkür vorgeworfen werden, konnte auch ihr Inhalt überhaupt keinen günstigen Eindruck machen. Auf die Beweggründe der bestehenden Einrichtungen wurde darin keine Rücksicht genommen; sie waren dem Verfasser größtenteils unbekannt; er schien fast mehr gekommen sein zu lehren als zu lernen. Die Umgestaltung der Heeresverfassung, die er forderte, würde, wenn man sie unternahm, die Macht des Staates in Frage gestellt, die der Einnahmen wahrscheinlich zunächst vernichtend gewirkt haben. Josef II.[109]) konnte ähnlichen Bestrebungen Raum geben, weil sie seiner Absicht, den Sondergeist der Provinzen zu zerstören, entsprachen. In Preußen hätten sie den Nerv, auf welchem die Eigenart des Staates und seine Weltstellung beruhte, unmittelbar gebrochen.

Darum dürfte man doch nicht die Bedeutung dieser Schrift leugnen. Sie stellt die Aufgabe des preußischen Staates dar, die Entwickelung der Macht und die öffentliche Wohlfahrt zu vereinigen, die friderizianischen Formen nicht als die unbedingt bindenden

anzusehen, den begründeten Forderungen der fortschreitenden Zeit gerecht zu werden. Eine Aufgabe, welche die folgenden Zeiträume beherrscht hat und deren Lösung das innere Leben des Staates ausmacht. Schon damals hatte man sie ins Auge gefaßt. In jener Denkschrift, welche Hertzberg[110]) einst dem Prinzen einreichte, der jetzt den Thron bestieg, bekämpfte er den Gedanken, als schreibe sich die Macht nur von der großen Begabung Friedrichs her, und führte aus, daß Preußen noch stärker werden könne, wenn es nur seine Hülfsquellen benutze. So hoch er das Heer stellte, so dachte er doch, daß ihm mehr ein völkisch-preußischer Wesenszug gegeben werden müsse. Denn schon empfand man das Unangenehme und Zweifelhafte der Anwerbungen; jeden Augenblick brachten die Fahnenflüchte, die nur allzuoft vorkamen, deren Mängel zur Anschauung. Hertzberg meinte wohl, man solle den Soldaten gestatten, sich zu verheiraten, und dann ihre Kinder mit Hülfe des Staates erziehen. Man könne sie bei den Bauern in Pflege geben; dann werde man eingeborene Ersatzmannschaften finden, so viele man wolle. Indem er ferner eine bessere Besoldung der Unteroffiziere in Antrag brachte, verlangte er doch auch für die höheren eine gewisse Ausdehnung ihrer Selbständigkeit. Der Hauptmann müsse mit seiner Kompagnie in unzertrennlicher Verbindung stehen; man werde das Land erleichtern, wenn man die Beschaffung von Pferden und Futter mehr in die Hände der höheren Offiziere bringe. Wir brauchen uns nicht mit diesen Einzelheiten zu befassen; das Wichtigste ist der Grundgedanke, dem Heere einen völkischen Wesenszug zu geben und zugleich der Bevölkerung eine Erleichterung von den mit ihrer Erhaltung verknüpften Lasten zu verschaffen. Hertzberg erwarb sich ein Verdienst, indem er diesen Gedanken dem zukünftigen Herrscher im voraus nahelegte. Auch noch andere auf die Landesverwaltung bezügliche Vorschläge hat er damals in Antrag gebracht. Er verwarf die großen und allzu umfassenden Pachtungen der Krongüter; sein Rat war, sie zu zerstückeln und einer großen Anzahl von Bauern in Erbpacht zu geben, was dann auch auf den Gütern der Edelleute nachgeahmt werden sollte. So wollte er die immer drückender werdenden Handelsvorrechte und die Handelseinrichtungen des Staates eingeschränkt oder aufgelöst sehen;

denn die Erfahrung zeige, daß der Handel von einzelnen besser besorgt werde als von Behörden.

Von vernunftwissenschaftlich-erneuernden Gedanken ging Hertzberg dabei nicht aus; aber er kam ihnen entgegen, wenn auch nur wenige und sorgfältig abgemessene Schritte; die Macht ließ er nicht allein unerschüttert, er zeigte einen Weg, sie auf der bestehenden Grundlage zu beleben und zu verstärken. Von großem Wert war es nun, daß dieser Minister das Vertrauen des neuen Fürsten in hohem Grade genoß und einige Jahre hindurch behauptete.

Persönlich konnte eine größere Veränderung kaum gedacht werden als die, welche mit dem Herrscherwechsel von 1786 eintrat. An die Stelle Friedrichs, der nichts kannte als die Geschäfte seiner Staatsleitung, die er zurückgezogen, fern von jeder Beziehung, die einen Einfluß hätte ausüben können, verwaltete, fast ohne Bedürfnisse für sich selbst, denn er machte keinen Aufwand — sein Körper, schon lange durch die Mühseligkeiten der Kriegsjahre angegriffen und erschöpft, war endlich in sich selbst zusammengebrochen, als er dem Geist, der ihn belebte, nicht mehr dienen konnte —, trat ein junger Fürst in der Blüte der Jahre, von einnehmender Gestalt, der zwar herrschen und seine Pflicht erfüllen, aber auch das Leben genießen wollte; er hatte sich in Liebeshändel und sehr anstößige Verhältnisse verstricken lassen. An Stelle der kalten Zweifelsucht hegte der Nachfolger religiöse Vorstellungen mit einer starken Neigung zur überspannten Schwärmerei. Von des Oheims glänzenden Gaben zurückgedrängt, galt er doch für einen jungen Mann von gesundem Urteil, klaren Begriffen und ehrenhaften Gesinnungen. Mirabeau sagt: Wie die Natur entsprechende Eigenschaften der Seele mit körperlicher Schönheit zu vereinigen pflege, so nehme man in Friedrich Wilhelm die Züge von Ruhe, Sanftmut und angeborener Güte wahr, einen richtig denkenden Geist und eine treffende Weise, sich auszudrücken. Freilich sagt er dies ihm selbst; indem er den Oheim mit Tadel überhäuft, hebt er fürs erste die guten Seiten des Neffen hervor. Er sieht in der Zurückhaltung, die dieser lange Jahre vorher zu beobachten genötigt gewesen sei, einen Vorteil; da habe man gesehen, daß er sich selbst zu beherrschen wisse: „Sie sind nicht erzogen, aber auch nicht verdorben worden." Nicht jedermann, fügt er hinzu, bedürfe der Unterweisung; eine tat-

kräftige Natur empfange solche von den Dingen, und das sei die rechte, man verliere sie nicht wieder....

Friedrich Wilhelm II. hatte das Glück, seine Staatsleitung mit Abstellung von Einrichtungen beginnen zu können, deren Druck in dem Lande schwer empfunden wurde und dem großen Vorgänger, den man mehr bewunderte als liebte, seine Volkstümlichkeit kostete[111])....

An Geist und Tatkraft fehlte es dem neuen Fürsten nicht; aber die Verbindungen schwärmerischer Anwandlungen mit sinnlichen Gelüsten kündigte nicht viel Gutes an.... Unwürdige Menschen untergeordneter Natur, welche die Hinneigungen des Königs teilten oder nur benutzten, erwarben sein Vertrauen.... Jedoch darf man nicht jedem Gerüchte, das von Mund zu Mund ging, Glauben schenken.... Denn nach ihren verschiedenen Standpunkten pflegen die Zeitgenossen zu urteilen. Die geschichtliche Betrachtung, die sich über die Einseitigkeiten zu erheben hat, ohne doch gerade sie im einzelnen zu würdigen, nimmt in diesem Falle vor allem den Entschluß wahr, die Einherrschaft in dem Besitz ihrer Machtstellung zu erhalten, zugleich aber die Absicht, die Handhabung der Herrschergewalt zu erleichtern, sie volkstümlicher und völkischer zu machen. In dem, was Mirabeau sagt, liegt etwas Wahres: die deutsche Kraft erhob sich der eingedrungenen oder vielmehr aufgenommenen französischen gegenüber zu voller Selbständigkeit in Schrifttum und Verwaltung; der Bürgerstand gelangte mehr zu der Anerkennung, die ihm gebührt; auch in kirchlicher Hinsicht mußte der Staat selbst als solcher wieder auf die religiöse Grundlage zurückkommen, welche die früheren Jahrhunderte gelegt hatten, um mit dem Volke vollkommen eins zu werden. Bei allen Mängeln darf man sich die Augen dagegen nicht verschließen, daß dieser Thronwechsel einer der wichtigsten Augenblicke in der preußischen Geschichte bildet.



D. Das Zeitalter der französischen Staatsumwälzung und Napoleons I. (1789—1815).

Nr. 1. Der Rückzug aus Frankreich 1792 [1]).

Der Gedanke des vielgewandten Dumouriez [2]) war dahin gegangen, indem die Verbündeten französische Gebiete besetzten, sich auf die österreichischen Niederlande zu werfen. Er zweifelte nicht, daß diese infolge der mannigfachen Verbindungen, die er daselbst unterhielt, in seine Hände fallen würden. Durch seinen Einfall dachte er die Streitkräfte der Verbündeten zu trennen und lahm zu legen; durch eine auswärtige Eroberung glaubte er Frankreich am besten zu verteidigen; denn hiezu seien die eben zusammengerafften Truppen, nicht aber zu einem Verteidigungskriege fähig. Er hatte soviel Ansehen bei seinen Generälen, daß sie diesem Entwurf in einem großen Kriegsrat beistimmten, aber der Kriegsminister, dem er erst vorgelegt werden mußte, setzte seine Machtvollkommenheit dagegen ein. Servan meinte, in den Argonnen besitze Frankreich ein unüberwindliches Bollwerk; da würden die französischen Kriegsscharen den deutschen Streitkräften Widerstand leisten, wie einst die amerikanischen den englischen bei Saratoga [3]); die Kraft eines freien Volkes werde erwachen. Auf Servans Anweisung, wohl auch durch eigene Ueberlegung bewogen, stellte sich Dumouriez in dem Passe von Grandpré, den er einmal für die Thermopylen Frankreichs erklärt hat, den verbündeten Heeren entgegen.

Aber noch war die preußische Kriegskunst der französischen überlegen. Der Herzog von Braunschweig gab den Befehlshabern der

Truppen seinem wohldurchdachten Plane entsprechende Weisungen; alle seine Anweisungen wurden ausgeführt. Das Glück wollte den Verbündeten so wohl, daß sie die Stellung bei St. Croix aux Bois, welche die Franzosen nicht gehörig gewürdigt hatten, ohne Mühe nahmen und dann gegen ihren Anlauf glücklich verteidigten. Hauptsächlich dadurch sah sich Dumouriez veranlaßt, seine Stellung bei Grandpré eiligst zu verlassen. Man hat vielleicht nicht ohne Grund gesagt, daß es dem Herzog möglich gewesen wäre, die davonziehenden Franzosen einzuholen und zu zerstreuen. Aber auch die deutschen Truppen waren durch den langen angestrengten Marsch auf grundlosen Wegen erschöpft, und schon machte sich ein Mangel an Lebensmitteln bemerklich. Nur die leichte Reiterei erreichte, durch eine Furt setzend, die Feinde; 12000 Franzosen flohen vor 1200 preußischen Husaren, ein Sieg ward nicht erfochten. Dumouriez nahm eine feste Stellung zu St. Ménehould, in der er die Preußen erwarten zu können glaubte, und soeben kam von Metz her eine ansehnliche Truppenschar unter Kellermann[4]), um ihn zu unterstützen. Gerade diese sollte den ersten Stoß erfahren. Denn noch lebte in dem preußischen Heere der wiederholt angefachte Wunsch, es zu einer Schlacht zu bringen. Man meinte wohl, die ungeschulten Feinde würden bei einem ernstlichen Angriff nach Paris oder Chalons zu entrinnen suchen, worauf dann ein Unternehmen gegen die Hauptstadt ausgeführt werden könne.

Sobald als möglich, abermals in einem angestrengten Marsche, rückte nun das preußische Heer auf die Gegend an, in der sich die feindlichen Streitkräfte vereinigen sollten. Die vornehmste Stellung bildeten die Höhen von Valmy, wo Kellermann sein Geschütz aufgefahren hatte. Er begrüßte die Ankunft der Preußen mit Kanonenschüssen; aber sie rückten in der besten Ordnung vor, wie die Anwesenden sagten: als vollzögen sie nur eine Uebung bei Tempelhof oder Potsdam. Niemand zweifelte, daß man den Feind aus dem Felde schlagen werde, wenn man nur mutig auf ihn losgehe. Der Herzog von Braunschweig war jedoch nicht dieser Ansicht, da die Franzosen eine unerwartet gute Haltung zeigten, wie denn eine preußische Brigade, die dem Feinde zu nahe gekommen, sich bereits zurückgezogen hatte. Er meinte die Stellung des Feindes erst erschüttern zu müssen,

ehe er zu wirklichem Angriff schreite; er hat dem Prinzen von Nassau-Siegen die Stelle bezeichnet, an der er das ins Werk zu setzen gedachte. Auch er gebot über treffliches Geschütz, das an einer von den Franzosen früher besetzten Stelle, La Lune, aufgefahren war; es brachte jedoch nicht die erwartete Wirkung hervor. Der Herzog scheint mehr von der Aufstellung einer anderen Batterie erwartet zu haben, die nicht zustande kam; er hat immer angegeben, es habe ihm an Schießbedarf gefehlt. Unter solchen Umständen glaubte er — vielleicht mit Recht —, die Franzosen in der vorteilhaften Stellung, die sie eingenommen hatten und behaupteten, nicht angreifen zu können. Er rechnete darauf, daß sie des folgenden Tages sich doch zurückziehen würden. Dem Könige, der einen unmittelbaren Angriff am liebsten gesehen hätte, gab er die Antwort, man müsse einen solchen verschieben.

So verlief die berühmte Kanonade von Valmy, die, bald nach Mittag begonnen, bis gegen fünf Uhr dauerte, am 20. September 1792. Die beiden feindlichen Heere, welche die Gegensätze der Weltanschauungen darstellten, waren daselbst zusammengetroffen, jedoch ohne eigentlich zu schlagen. Noch glaubte niemand, daß darin eine Entscheidung liege. Den folgenden Tag verließen die Franzosen ihre Stellung auch deshalb, um sich die Verbindung mit Chalons zu erhalten, indem ihnen der Gebrauch der Kunststraße von St. Ménehould nach Chalons durch eine preußische Bewegung verwehrt wurde; sie zogen sich in ein anderes Lager zusammen. Vor ihren Augen, und ohne von ihnen gestört zu werden, nahm hierauf der Herzog die von ihnen vorher besetzte Stellung ein. Die Stellung des preußischen Heeres erschien den Anwesenden, unter anderem auch dem österreichischen Gesandten Fürsten Reuß, in dem Lichte eines errungenen Vorteils. Als bei Valmy geschlagen, können die Preußen nicht betrachtet werden; sie standen mit einer ansehnlichen und selbst furchtbaren Macht im Feindeslande; aber sie waren weit davon entfernt geblieben, den Sieg zu erfechten. In der Erwartung gekommen, daß die feindlichen Truppen sich bei ihrem Anblick zerstreuen würden, stießen sie auf ein schlagfertiges, von geschickten Generälen geleitetes Heer.

In dieser Lage und der gegenseitigen Schonung bedürftig, begann man eine Unterhandlung bei Gelegenheit oder unter dem Vorwande

der Auslieferung der Gefangenen. Dumouriez war unendlich entgegenkommend, gleichsam anbietend, wie der Fürst Reuß sagt, der erst gefragt worden war, ehe man sich in Verhandlungen einließ. Im preußischen Lager faßte man die Hoffnung, mit Hülfe des befehligenden Generals der Feinde noch zu einem erträglichen Abkommen zu gelangen. Noch hielt die preußische Staatskunst daran fest, Ludwig XVI. zu befreien und ihm eine nicht unwürdige Stellung zu verschaffen; dagegen war sie geneigt, die Sache der Geistlichkeit und des Adels fallen zu lassen; die Geflüchteten sollten entschädigt werden, aber außerhalb Frankreichs leben. Daß Dumouriez, wie er nachher selbst einmal ausgesprochen hat, es wirklich nur darauf abgesehen hatte, Zeit zu gewinnen, läßt sich doch nicht ohne weiteres annehmen. Eine unter seiner Vermittelung durchgeführte Abkunft würde ihm eine der größten Stellungen in der Welt verschafft haben. Und die Vorschläge, die er machte, wären an sich dem Gedanken der Girondisten[5]) nicht ungemäß gewesen. Aber schon war diese Partei durch ein neues Ereignis in Paris alles Ansehens entkleidet. Hätte sie bei den Wahlen die Oberhand behalten, so würde man bei der bisherigen Verfassung möglichst stehen geblieben sein; man würde das Königtum beibehalten haben, nur in vollkommener Abhängigkeit von der Nationalversammlung. Der Konvent aber warf den Gedanken, daß der König selbst der Vertreter des Volkes sein könne, weit von sich; er faßte das allgewaltige Volk nur im Gegensatz gegen das Königtum und verfügte dessen Abschaffung in Frankreich; denn an das Bestehen der königlichen Würde knüpften sich alle rückschrittlichen Bewegungen, alle Kräfte, die gegen die Volksgewalt anstrebten, und die Absichten der verbündeten Höfe. Mit dem freistaatlichen Gedanken verschmolz sich der völkische; das umstürzlerische Gemeinwesen trat in Gegensatz zu dem übrigen Europa. Wie ganz anders wurde dadurch die Lage der Verbündeten und ihrer Heere. Auch alle jene Möglichkeiten, die bei den ersten Verhandlungen mit Dumouriez ins Auge gefaßt waren, erschienen jetzt als Unmöglichkeiten.

Man erwartete noch seine endgültige Antwort, als man erfuhr, daß das Königtum in Frankreich abgeschafft sei. Am 26. September setzte der General in seiner amtlichen Eigenschaft die Verbündeten von dem großen Ereignis in Kenntnis. Diese Meldung trug jedoch keinen

feindseligen Zug; sie war mit einer Wendung der Staatskunst verbunden, welche eine unerwartete neue Aussicht darbot. Gerade in diesem Augenblick faßte Dumouriez den Gedanken einer besonderen Abkunft mit Preußen, eigentlich eines Bündnisses. Man begreift das, wenn man sich erinnert, daß der Widerwille gegen das Bündnis von 1756 allezeit in Frankreich eine gewisse Hinneigung zu dem preußischen Staate im Gefolge gehabt hatte. Friedrich Wilhelm II.[6]) sollte auf den Vertrag von Pillnitz[7]) verzichten, den man als eine Verbindung Oesterreichs mit Preußen gegen Frankreich betrachtete; er sollte überhaupt an dem Kriege gegen Frankreich keinen Teil mehr nehmen, Verdun und Longwy zurückgeben und das französische Gebiet räumen, endlich sich auf eine einfache Verwendung für Ludwig XVI. beschränken, ohne bestimmte Forderungen zu stellen, und vor allem den französischen Freistaat anerkennen. Es war in dieser Gesinnung, daß der französische General dem Könige Weißbrot, Zucker und Kaffee, woran es im Lager fehlte, zugesandt hat.

Er ließ Friedrich Wilhelm II. aufs neue versichern, daß er in Frankreich hochgeachtet und geliebt sei, und daß man nichts mehr bedauere, als durch eine fremde Einwirkung mit ihm in Krieg geraten zu sein. In demselben Sinne sprach sich der Adjutant, den er nach dem preußischen Hauptquartier schickte, Thouvenot, gegen den Herzog von Braunschweig aus. Die nächste Frage, in der sich die Veränderung des Verfahrens kundgab, betraf die Einschließung der Geflüchteten in den über die Auswechselung der Gefangenen gemachten Vertrag. Thouvenot erklärte sie deshalb für unzulässig, weil die Geflüchteten Aufrührer seien, denen gegenüber kein eigentliches Kriegsrecht bestehe. Dann kam man auf weiterreichende Fragen. Thouvenot bemerkte, daß die Abschaffung des Königtums von dem Heere mit einem Lebehoch auf das Volk aufgenommen sei. Der Herzog von Braunschweig hat dem Berichte Thouvenots zufolge gesagt, man wisse in Preußen sehr gut, daß man einem freien Volke keine Gesetze für seine innere Verfassung vorschreiben könne; das einzige, worauf man Gewicht lege, sei das Schicksal des Königs von Frankreich. Wenn man ihm unter irgendeinem Namen ein ehrenvolles und erträgliches Los bereite, so werde der König von Preußen seine Truppen zurückführen und mit Frankreich Freundschaft schließen; zwischen dem einen

und dem anderen Volke sei an sich kein Widerstreit. Er traf den Mittelpunkt der Frage, wenn Thouvenot nun die Forderung wiederholte, daß vor allem der Nationalkonvent von Preußen anerkannt werden müsse; er vertrete das Volk. Auf die Frage Lucchesinis[8]), der indessen eingetreten war, ob man nicht mit dem Heere verhandeln könne, antwortete Thouvenot verneinend. Er machte zugleich auf die Gefahr eines Kampfes zwischen den beiden Heeren aufmerksam: würden die Preußen siegen, so würde darüber die ganze Schwungkraft des französischen Volkes erwachen; sollten sie selbst nach Paris dringen, so würde die Hauptstadt außerhalb Paris zu suchen sein; welch ein Schicksal aber erwarte die Preußen, wenn sie geschlagen würden! Sollten die Heere sich das Gleichgewicht halten, so würden die Preußen durch die vervielfältigten kleinen Gefechte, Fahnenflüchte und Krankheiten unendlich geschwächt und in die unangenehmsten geldlichen Schwierigkeiten verwickelt werden.

Dumouriez hatte nicht versäumt, seine staatsmännischen Gedanken in einer Denkschrift zusammenzustellen, die er im preußischen Hauptquartier überreichen ließ. Er geht davon aus, daß es nicht mehr die gesetzgebende Volksversammlung sei von bestrittenen, vielleicht gesetzwidrig angemaßten Rechten, die in Frankreich herrsche; sie habe jetzt einer Versammlung Platz gemacht, durch welche das selbstherrliche Volk verkörpert werde. Durch diese sei die königliche Würde abgeschafft; Frankreich sei fortan ein Freistaat, man müsse ihn anerkennen oder bekämpfen. Der König von Preußen, dem man es als leicht vorgestellt habe, die Franzosen zu besiegen, werde jetzt seines Irrtums inne; die Vorteile, die er davongetragen, seien nur von geringer Bedeutung; er finde ein großes und mächtiges Volk sich gegenüber. Er müsse überzeugt sein, daß die Eroberung von Frankreich unmöglich, daß das Volk und das Heer, das ihm widerstehe, nicht als ein Haufe von Aufrührern zu betrachten sei. Aufrührer seien vielmehr jene Edelleute, die, nachdem sie das Königtum selbst erschüttert, jetzt die Waffen gegen ihr Vaterland ergriffen hätten, und diese sehe man doch an der Seite des preußischen Heeres einherziehen, verbunden mit den rohen Kriegsvölkern von Oesterreich. Dieser Macht sei seit dem unglücklichen Vertrag von 1756 die üble Lage Frankreichs, das Unglück Ludwigs XVI., selbst zuzuschreiben; ihre ränkevolle Staats-

kunst habe den Franzosen den Krieg mit einer Macht, welche sie liebten und von der sie geliebt würden, zugezogen: ein so unerträgliches Verhältnis könne nicht bestehen. Wenn der König dagegen gewillt sei, mit den Franzosen zu unterhandeln, bei denen nicht mehr der Zufall und persönliche Rücksicht vorherrsche, so werde er an ihnen sichere und zuverlässige Verbündete finden. Eine Fortsetzung des Krieges könne das Schicksal Ludwigs XVI. nur verschlimmern, nicht verbessern.

Friedrich Wilhelm II. befand sich in der Gesellschaft des Herzogs von Braunschweig, des österreichischen Gesandten und des Marquis Lucchesini, als dieses Schreiben anlangte, erbrochen und gelesen wurde. Fürst Reuß fand es empörend und abscheulich; er versichert, daß auch der Unwille des Königs, des Herzogs und des Marquis bei jedem Worte gestiegen sei. Im Hauptquartier war bereits eine Kundgebung vereinbart worden, die man nicht zögerte, dem französischen General zuzusenden. Darin wird die Abschaffung des Königtums, also auch die von der Volksversammlung eingerichtete Staatsleitung, mit der zu unterhandeln man dem Könige von Preußen zumutete, in den stärksten Ausdrücken gemißbilligt; man wiederholt für den Fall, daß Ludwig XVI. weitere Beleidigungen zugefügt werden, die Androhung der Rache. Bei alledem ist jedoch eine wesentliche Einschränkung wahrzunehmen. Wenn in dem ersten Aufruf des Herzogs von Braunschweig im Juli nicht allein die Freiheit und Sicherheit des Königs gefordert war, sondern auch eine solche Stellung, daß er seine gesetzliche Macht über seine Untertanen zu ihrem Glücke ausüben könne, so blieb man jetzt nur bei seiner Freiheit und Sicherheit stehen, ohne daß man seiner Macht hätte gedenken mögen. Man forderte die Wiederherstellung seiner Würde, aber nicht seiner Gewalt. So bedeutend diese Einschränkung an und für sich ist, so war sie doch nicht dazu angetan, auf die Franzosen Eindruck zu machen.

Dumouriez sah in der Kundgebung eine neue Verwerfung seiner Vorschläge, die er nach alledem, was mit seinem Adjutanten Thouvenot besprochen worden war, nicht eigentlich erwartet hatte. Er hielt sich für verpflichtet, alle Unterhandlungen abzubrechen; denn ein freies Volk könne Drohungen wie diese nicht ruhig hinnehmen, nicht sich Gesetze vorschreiben lassen; er könne nur darauf denken, diejenigen, welche ihm seine Freiheit entreißen wollten, zum Rückzug zu nötigen.

Man hätte erwarten sollen, daß nun sofort der Kampf wieder ausbrechen würde; in der Tat war noch immer von einem Angriff der Preußen auf die französischen Stellungen die Rede. Noch am 29. September schreibt der Fürst von Reuß, daß die Sache nicht entschieden sei; aber in diesem Augenblicke wurde sie entschieden. Im preußischen Hauptquartier zog man in Betracht, daß es viele Leute kosten werde, wenn man, was doch noch notwendig, die französische Stellung erzwingen wolle, und selbst wenn dies gelänge, so wäre es damit nicht entschieden; denn von allen Seiten sehe man neue Scharen zur Verteidigung von Paris heranziehen; wenn es aber mißlinge, so werde man verloren sein, zumal da sich ringsum kein Futter finde und die Brotbeförderung die größte Schwierigkeit habe. Reuß hatte seiner Meldung eine Nachschrift hinzuzufügen, daß der Rückzug den anderen Tag angetreten werden solle.

Es ist immer aufgefallen, daß den Verbündeten der Rückzug nicht mehr erschwert wurde, als wirklich geschah. Aber man muß sich erinnern, daß die Franzosen erst in der Bildung ihres Heeres begriffen waren. Die neueingetretenen Freiwilligen zeigten sich meistens unbotmäßig und in jedem Falle hauptsächlich auf ihre Rettung bedacht. Weg und Wetter waren für alle schlecht; ein Waffengang konnte auch für die Franzosen die empfindlichsten Nachteile herbeiführen. Und über allem schwebte noch die öffentliche Lage. Die Franzosen hatten die Absicht, Preußen von Oesterreich zu trennen, keineswegs aufgegeben; sie trugen sich sogar mit dem Gedanken, dem König von Preußen zu gestatten, die polnischen Gebiete, die er in Anspruch nahm, sich anzueignen, um ihn von Rußland zu trennen. Dagegen erfahren wir, daß noch bei dem Rückzuge die Geflüchteten, als sie in Vouziers waren (1. Okt.), Kunde von Weisungen des Wiener Hofes bekamen, die auf eine Schmälerung des alten französischen Gebietes hinausliefen. Sie wurden auch im preußischen Hauptquartier mitgeteilt. Lucchesini ließ keinen Zweifel darüber, daß der preußische Hof weit entfernt war, auf Entwürfe dieser Art einzugehen.

Eine sehr außerordentliche Gestaltung erhielten in diesem Augenblick die öffentlichen Angelegenheiten überhaupt. Als die umstürzlerische Bewegung, mit dem Gedanken des Völkischen durchdrungen, in Europa erschien, und zwar bereits kriegsgewaltig, begann die

Bundesgenossenschaft, welche zur Wiederherstellung des königlichen Thrones die Waffen ergriffen hatte, ihrerseits sich aufzulösen. Der Rückzug wurde, so gut es unter diesen Umständen ging, vollzogen.

Als das preußische Heer nach Virten gelangte, wurde der alte Gedanke wieder aufgenommen, einen regelrechten Krieg zu beginnen. Der König dachte den ihm nachrückenden Franzosen eine Schlacht zu liefern und alsdann die Winterlager längs der Maas zu nehmen. Aber man stellte ihm vor, das werde sich selbst in dem Falle, daß man den Sieg erfechte, nicht ausführen lassen, da man dazu Sedans bedürfe, dessen Einnahme jetzt bei dem Mangel an Vorbereitungen unmöglich sei. Dazu kamen allerlei militärische Mißhelligkeiten mit Oesterreich. Der Fürst von Hohenlohe-Kirchberg verließ eigenmächtig einen Posten, durch welchen die rechte Flanke des preußischen Heeres gedeckt werden sollte; denn er sei gekommen zu schlagen, nicht aber seine Truppen vor Hunger sterben zu lassen. Der König geriet darüber in sehr begründete Besorgnis. Eine Stellung an der Maas zu nehmen oder auch Verdun und Longwy zu behaupten, erschien in der Tat untunlich; der Rückzug mußte vielmehr so rasch fortgesetzt werden wie möglich. Es ist dabei mehr als einmal zu Verhandlungen mit den französischen Generälen gekommen. Deren Forderung war allezeit, daß Preußen den Nationalkonvent anerkennen und sich fortan um das Schicksal Ludwigs XVI. und der Geflüchteten nicht bekümmern solle. Darauf mochte jedoch Friedrich Wilhelm II. nicht eingehen. Man erzählt, er habe, an dem Verhalten Oesterreichs irre geworden, eines Tages dem alten Vertrauten Bischoffwerder [9]) Vorwürfe gemacht, daß er das Bündnis mit Oesterreich eingeleitet und zustande gebracht habe; aber sich von dieser Macht zu trennen, war der König doch nicht gemeint. Der kaiserliche Gesandte versichert, Friedrich Wilhelm halte an dem Bündnis unerschütterlich fest.

In diesen Tagen war Graf Haugwitz [10]) von Wien angelangt; er fand den König niedergeschlagen und mißvergnügt. Man sah, daß es ihn schmerzte, die großen Absichten, mit denen er ausgezogen war, so vollkommen verfehlt zu haben. Dem Grafen Haugwitz diente es zur Empfehlung, daß er vor dem Beginn des Kampfes den schlechten Ausgang vorausgesagt hatte. Er war immer ein entschiedener Gegner Schulenburgs [11]) gewesen, welcher schon, als er abreiste, das Ver-

trauen des Königs nicht mehr besaß. So erklärt sich, daß Haugwitz unmittelbar als Kabinettsminister eintreten konnte; er fing sogleich an, mit dem König zu arbeiten. Auch seine Meinung ging nun dahin, daß Preußen sich so wenig von Oesterreich als von Rußland trennen dürfe.

Friedrich Wilhelm sprach bereits von einem zweiten Feldzuge, bei dem er dann den Herzog von Braunschweig beiseite lassen und das Heer selbst anführen wolle. Der Fürst von Nassau versetzte, wäre das schon jetzt geschehen, so würde alles besser gegangen sein. Indem sich der König über die Oesterreicher beklagte, sagte er doch, er werde sie nicht verlassen, aber den Krieg wolle er nicht allein führen. Nassau machte ihn aufmerksam, daß die erlittenen Unfälle sich wieder würden gut machen lassen, unter der Bedingung jedoch, daß die Verbindung der großen Mächte noch enger geschlossen werde. Der König stimmte dem bei; es war der Umstand, von dem alle ferneren Entscheidungen abhingen. Der Kampf gegen Frankreich konnte ohne Einverständnis der drei Mächte nicht zu Ende gebracht werden; einem solchen aber stand die noch unentschiedene Lage des östlichen Europa im Wege[12]).

Im westlichen Europa hatte der Krieg nun schon die größten Ausdehnungen angenommen: Dumouriez war in die Niederlande eingefallen, Custine in den mittelrheinischen Gebieten vorgedrungen; bereits am 21. Oktober hatte er sich einer der Hauptstädte Deutschlands, das als unüberwindliches Bollwerk betrachtete Mainz, mit leichter Mühe bemächtigt. In den Franzosen erwachte die Hoffnung, durch ihre Grundanschauungen und den Anlauf ihrer Truppen in Europa Meister zu werden. Alles beruhte fortan darauf, inwiefern die alten Staaten fähig sein würden, sich gegen sie zu verteidigen oder nicht. Der große Kampf der Mächte begann, welcher Europa seitdem erfüllte.

Nr. 2. Der Friede zu Basel (1795) [13]).

I.

Wenn man die Bestrebungen, durch die Preußen zu einem besonderen Frieden geführt wurde, als einen Abfall von dem Bündnis betrachtet, so ist dabei die Voraussetzung, daß dieses noch bestanden habe. Auch verhält sich dies so, inwiefern die drei übrigen großen Mächte [14]) dabei beharrten, den Krieg gegen Frankreich fortzusetzen. Aber die Umsturzbewegung niederzuwerfen war nicht ihr ausschließlicher, ja nicht einmal ihr vornehmster Zweck. Jede der drei Mächte hatte die Absicht gefaßt, ihre eigenen Belangen zur Geltung zu bringen, und zwar nicht allein im Gegensatz zu Frankreich, sondern auch im Widerspruch gegen Preußen, welches durch ihre Ueberlegenheit in die schwierigste Lage gedrängt worden sein würde. Der Anfall der aufrührerischen Macht würde vor allem Preußen niedergeworfen haben; aber auch die Niederlage Frankreichs hätte es fürchten müssen, weil dann Pläne zur Ausführung gekommen wären, welche seine Selbständigkeit erdrückt hätten. So durfte man nicht leugnen, daß das Bestehen Preußens in eine innere Verwandtschaft zu der Behauptung der französischen Macht, selbst wenn sie eine aufrührerische war, geriet; ein unbedingter Gegensatz bestand nicht zwischen ihnen. Sich in der Mitte der beiden großen Gegensätze der Welt zu behaupten, das einmal gebildete Selbst des preußischen Staates zu erhalten, namentlich seine Verbindung mit den Belangen Deutschlands, war jetzt die Aufgabe der preußischen Staatskunst, welche sie, obwohl zögernd, ergriff.

Es ist sehr leicht zu erklären, daß dem Könige, der den Feldzug gegen die Umsturzbewegung mit einer Art von Begeisterung begonnen hatte, unendlich schwer wurde, sich zu einem Schritte der Annäherung an die bekämpfte Sache zu verstehen. Nur mit vielem Bedacht ließ er sich zu einer solchen herbei. Wären ihm nicht jene Hilfsgelder [15]) versagt worden, in einer Weise, die er als eine Beleidigung

seiner Kriegsehre betrachtete, so würde er schwerlich dazu geschritten sein. Aber dadurch wurde er in die Unmöglichkeit gesetzt, den Krieg mit Nachdruck fortzuführen, und zugleich in eine Aufwallung gebracht, welche ihn dem Bündnis entfremdete. Ein Friedensschluß mit Frankreich erschien um der polnischen [16]) wie um der deutschen Verhältnisse willen unerläßlich, wohl verstanden mit einem Frankreich, das noch nicht als erobernde Macht betrachtet werden konnte. Und waren nicht die größten Gefahren des preußischen Staates von der alten unumschränkten Einherrschaft in Frankreich selbst ausgegangen? Wie die inneren Verhältnisse nach dem Sturze Robespierres (Juli 1794) sich gestalteten, war die beschränkte Einherrschaft in Frankreich noch immer möglich. Unter den einander bekämpfenden Parteien gab es auch solche, die das Heil Frankreichs in dem Frieden mit Preußen sahen.

Um die Entschlüsse zu beurteilen, welche in Berlin gefaßt wurden, muß man sich erinnern, daß die Nachrichten aus Paris den friedlichen Aeußerungen Barthélemys [17]) entsprachen. Die große Gegenwirkung gegen die Schreckensherrschaft war noch in vollem Gange. Der Jakobinerklub war geschlossen, die 73 Girondisten waren wieder in den Konvent eingetreten (9. Dez. 1794). Man erfuhr von einer durchaus geänderten Stimmung des Volkes und der höheren Gesellschaft. In der Hauptstadt kehre man — so versicherten ein paar Reisende, die aus Paris soeben in Basel angekommen waren — zu den alten Sitten zurück; die Bezeichnungen Bürger und Bürgerin verwandelten sich wieder in das altgewohnte Monsieur und Madame; man duze sich nicht mehr; man vermeide das kurz abgeschnittene Haar, an welchem man die Jakobiner erkannt hatte. Alles rufe nach Frieden; das Volk begehre wieder eine öffentliche Gottesverehrung; bei der wachsenden Erregung von Rußland, Oesterreich und England beginne man einen Umschlag des bisherigen Glückes zu fürchten und würde geneigt sein, die Eroberungen, die in den Niederlanden und längs des Rheines gemacht worden, wieder aufzugeben, um Frieden zu erhalten. Man sieht, wie diese Mitteilungen den Wünschen des Berliner Hofes entgegenkamen.

Hardenberg [18]), der dazu ausersehen war, die Unterhandlung in Basel zu übernehmen, war ohne Zweifel der geeignetste Mann dazu.

Den Gedanken des Friedens hat er vielleicht von allen zuerst gehabt in der Ueberzeugung, daß zu dem staatlichen Gleichgewicht Europas ein mächtiges Frankreich nicht entbehrt werden könne. Ein besseres Verhältnis mit Frankreich sollte daher dahin führen, das Ansehen des Königs von Preußen in Deutschland durch Vermittlung eines Reichsfriedens zu verstärken. In der Verbindung dieser beiden Gedanken bestand das Wesen seiner Staatskunst. Ohne Zögern nahm er den Auftrag an, der ihm einen größeren Kreis selbständiger Tätigkeit eröffnete, als ihm bisher zuteil geworden war. Es war nicht ein einfaches staatsmännisches Geschäft, zu dessen Ausführung Hardenberg sich anschickte. Er hatte die bestimmte Absicht gefaßt, den französischen Angriffen eine Sicherung des inneren Deutschlands entgegenzusetzen, gleichsam eine Ordnung, durch welche Deutschland mit Preußen näher vereinigt werden und von den Einwirkungen der Franzosen fortan nichts zu fürchten haben sollte.

Hardenberg kam am 18. März in Basel an und eröffnete am folgenden Tage seine Unterhandlung. Er überzeugte sich bald, daß die Erwähnung der Abtretung nicht zu vermeiden sein werde, wenn man nicht die Möglichkeit, den Krieg im Bunde mit der Koalition fortzusetzen, in Aussicht stellen könne. Daß das aber die Meinung des Königs nicht sei, da dieser den Frieden wünsche, so bleibe nichts übrig, als in einem besonderen Punkte jede endgültige Bestimmung in allgemeinen Ausdrücken auf die Befriedung mit dem Reiche zu verweisen. Er kam damit auf den Standpunkt zurück, den Haugwitz [19]) angedeutet und den auf der anderen Seite auch Barthélemy an die Hand gegeben hatte; die fernere Besetzung der preußischen Landschaften [20]) bis zum allgemeinen Frieden entschloß er sich nachzugeben, nur nicht ganz in den Ausdrücken des französischen Entwurfes.

Die Absicht des preußischen Hofes war, Frieden mit Frankreich zu schließen ohne Nachteil für Deutschland. Es war vielleicht ein Irrtum Hardenbergs, das für möglich zu halten; er schmeichelte sich, daß es zu einer Abtretung nicht kommen würde. Namentlich meinte er die unmittelbare Feindseligkeit der Franzosen zu vermeiden und zugleich Gelegenheit zu erlangen, ihrem anderweiten Umsichgreifen entgegenzutreten. Darauf war seine Aufmerksamkeit und Tätigkeit gerichtet. Er trat mit einem Vorschlage hervor, durch welchen eine

Grenzlinie zwischen den beiderseitigen Heeren und die Neutralität des nördlichen Deutschlands festgesetzt werden sollten. Die Franzosen wandten ein, daß dieser Vorschlag ein neuer sei und die Sache besser einem besonderen Abkommen zugewiesen werden dürfte. Hardenberg bestand um so mehr darauf, da sein Sinn dahin ging, die übrigen norddeutschen Staaten um den König zu scharen. Er erwiderte: die Neutralität des Reiches sei von Anfang an in Antrag gebracht worden, und der jetzige Vorschlag enthalte mehr eine Ermäßigung des alten als etwas Neues. Wohl beschied er sich, daß der Punkt nicht in den öffentlichen Vertrag[21]) aufgenommen werden könne; aber er fand Gelegenheit, eine Andeutung davon, die kräftig seiner Absicht entsprach, in ihn zu bringen. In dem Entwurfe des [Pariser] Wohlfahrtsausschusses fand sich ein Punkt, in welchem von der Herstellung des Handels mit Preußen die Rede war; Hardenberg fügte hinzu, daß zu diesem Zwecke der Krieg von Norddeutschland überhaupt ferngehalten werden müsse. In dem dritten geheimen Punkte wurde dann die Linie bestimmt, welche die französischen Kriegshandlungen nicht überschreiten sollten.... Hierbei kam dann die Frage über die Vermittelung[22]) nochmals zur Sprache... . Die Franzosen hatten sich bereit erklärt, die guten Dienste des Königs für diejenigen Stände stattfinden zu lassen, welche sich unmittelbar an Frankreich wenden würden. Schon darin lag eine Mäßigung ihrer Absicht, mit den kleinen Fürsten selbständig zu verhandeln. Von Hardenberg wurde jetzt hinzugefügt, daß diese Vermittelung nur für diejenigen stattfinden solle, die sich deshalb an den König wenden würden, wie dies von vielen bereits geschehen war. Schon hatten einige der mächtigsten Stände sich erboten, ihre Gesandten nach Basel zu schicken, Hardenberg hatte leicht begreiflich diese Erbietungen fürs erste abgelehnt. Gleichwohl versprachen die Franzosen schon in diesem Augenblicke, in den nächsten drei Monaten diejenigen nicht feindlich zu behandeln, für welche sich Preußen erwärmen würde. Hardenberg legte Wert darauf, daß alle Fürsten diesseit und jenseit des Rheines der guten Dienste Preußens teilhaftig werden sollten, was deren unabhängige Unterhandlung mit Frankreich, etwa über die Abtretung ihrer Gebiete, ausschloß; er legte Wert darauf, daß die Fürsten, gegen einen französischen Einfall sichergestellt, Zeit haben sollten, in Verhand-

lungen mit Frankreich zu treten, aber unter der Leitung des Königs, so daß die Unterhandlung in dessen Hand fallen werde. Der vierte Punkt des französischen Entwurfs, durch welchen der König verpflichtet werden sollte, in seinen rechtsrheinischen Landen nicht mehr Truppen zu halten als vorher, wurde jetzt von den Franzosen selbst als unannehmbar bezeichnet.

Ueberhaupt boten die Unterhandlungen in Basel keine Schwierigkeiten dar. Zwischen den französischen Bevollmächtigten, von denen ein Teil der vorgelegten Punkte selbst herrührte, und Hardenberg, der diese änderte und ergänzte, bildete sich eine gewisse Vertraulichkeit aus. Die Franzosen trugen kein Bedenken, die ihnen zugehenden Weisungen des Wohlfahrtsausschusses den Preußen mitzuteilen, und dieser bat seine Regierung um offene Eilberichte, die er den Franzosen mitteilen könne. Bacher, der engere Beziehungen zu Paris hatte als Barthélemy, zweifelte nicht, daß die in Basel vorgenommenen Abänderungen des Entwurfes in Paris gutgeheißen werden würden. Er rechnete dabei auf die Wirkung des Verfahrens gegen Barrère[23]), das eben im Zuge war, und den Einfluß der wiedereingetretenen 73 alten Mitglieder der Gironde. Die Meinung war, daß die gemäßigte Partei im Konvent die Oberhand behalten und auf die in Basel gefaßten Gesichtspunkte eingehen werde. Diese waren noch umfassender, als sich aus der Verhandlung über die Punkte allein hätte schließen lassen. Sie gingen auf ein volles Einverständnis zwischen dem Deutschen Reiche, Preußen und Frankreich. Hardenberg versicherte, wenn Frankreich von der Erwerbung der Rheingrenze abstände, so würde das Deutsche Reich keinen Augenblick zögern, mit ihnen Frieden und Freundschaft zu schließen. Die Franzosen sagten hierauf wohl, in Deutschland sei man ohnehin des Krieges müde; Hardenberg warnte sie, von dieser Stimmung zuviel zu erwarten: sie möchten sich hüten, den Keim zu neuen Kriegen zu legen. Man muß sich diese Lage, diese Absichten und Wünsche vergegenwärtigen, um den Frieden zu begreifen, der allerdings einen Abfall Preußens von der Koalition enthält, aber kein Bündnis mit den Franzosen, selbst nicht eine Beistimmung zu den Angliederungsgelüsten ihrer damaligen Staatsleitung. Man erwartete noch, diese werde von ihnen abstehen und alsdann in einen festen Frieden mit Preußen und dem

Reiche eintreten. Bereits am 31. März wurde der von Hardenberg ausgefertigte Entwurf von den beiden französischen Bevollmächtigten genehmigt und dann am 5. April in aller Form unterzeichnet. Die Genehmigung des Wohlfahrtsausschusses war damals noch nicht eingetroffen; aber Schwierigkeit hatte es damit nicht, wie Bacher vorausgesetzt, einige Tage später lief sie ein. Dazu hatte hauptsächlich auch die Unterdrückung der jakobinischen Erhebung vom 12. Germinal (1. April) beigetragen.

II.

Es ist kein Zweifel, daß die Mißverständnisse mit den beiden Kaiserhöfen [24]) vorzüglich dazu beitrugen, den König von Preußen zu seiner Annäherung an Frankreich zu vermögen; denn er konnte unmöglich ein Zerwürfnis im Osten und einen Krieg im Westen aushalten; er zog sich von dem Bündnis zurück, um Frieden mit Frankreich zu haben. Sollte er nun aber, den französischen Zumutungen folgend, mit den nordischen Verbündeten brechen? Aus den Bemerkungen Hardenbergs ergibt sich, daß die Unterstützung, die Preußen in einem solchen Falle von Frankreich erwarten dürfte, doch bei weitem nicht hingereicht hätte, um es zu einem Kampfe fähig zu machen, in welchem die Kaiserhöfe den Beistand von England gehabt haben würden. Ueberdies aber widersprach es den Absichten Friedrich Wilhelms, wie aus dessen ersten Eröffnungen hervorgeht, vollkommen. Hatte er Frieden im westlichen Europa, so wollte er darum nicht in neue Kriege im Osten geraten. Durch das Verhältnis zu Frankreich wurde es vielmehr notwendig, auch in dem Osten zu einem Verständnisse zu gelangen.

Schon war zwischen den beiden Kaiserhöfen eine Abkunft getroffen, welche zugleich eine endgültige Teilung von Polen in sich schloß; sie waren entschlossen, unnachgiebig dabei zu beharren; denn ohne diese Abkunft sei Rußland nicht imstande, etwas gegen Frankreich zu tun. Dann aber, so vernahm man aus Wien, werde der Kaiser darauf denken, unter möglichst guten Bedingungen seinen Frieden mit Frankreich zu machen, um seine Waffen gegen Preußen zu wenden, einen Nebenbuhler, der ihm sonst zu stark werden dürfte.

Kaiserin Katharina [1762—1796] erklärte sich bereit, in einem solchen Falle mit Oesterreich gemeinschaftliche Sache zu machen; sie ging davon aus, daß sie es eigentlich sei, welche Polen erobert und dadurch auch das Recht erlangt habe, über dessen Gebiete zu verfügen. Es dauerte noch einige Zeit, ehe der preußische Hof über die zwischen Oesterreich und Rußland vereinbarten Punkte verständigt wurde und die Aufforderung erhielt, sie anzunehmen (9. August 1795). An dem Hofe Friedrich Wilhelms II. brach sich die Meinung Bahn, daß für ihn nicht ratsam sei, sich mit den beiden Kaiserhöfen zu entzweien. Indem er auf ihre Anträge einging, behielt er sich nur sichernde Grenzbestimmungen vor, und zwar solche, die mit den zwischen Oesterreich und Rußland geschlossenen Verträgen vereinbar seien. In einem Schreiben an Hardenberg (vom 25. August) sagt der König: „Ich bin es nicht, der diese letzte Teilung gesucht oder gewünscht hat. Ich bin weit entfernt, mich über die Unzuträglichkeiten zu täuschen, welche sie nach sich ziehen kann. Aber es stand schlechterdings nicht in meiner Macht, sie zu verhindern, es wäre denn, ich hätte mich unter den ungünstigsten Umständen in einen Krieg mit den Kaiserhöfen einlassen wollen, den ich vielmehr um des inneren Zustandes meiner Staaten willen vermeiden muß." Hardenberg erhielt den Auftrag, die Franzosen darauf aufmerksam zu machen, wieviel Vorteil es für sie selbst habe, daß Polen nicht in die Hände der beiden Kaiserhöfe komme, sondern daß Preußen einen Teil für sich selbst erhalte. Nur dadurch könne es in den Stand kommen, das Gleichgewicht im Norden aufrechtzuerhalten, welches einen nahen Zusammenhang mit dem des Südens habe. Hardenberg sollte alles anwenden, um jeden Einfluß der Polen auf die französische Staatskunst zu verhindern; denn eine polnische Staatsleitung gebe es nicht mehr. Wenn von polnischer Seite eine Einwirkung auf den französischen Freistaat versucht würde, so seien das nur einzelne und persönliche Bestrebungen.

Auf der anderen Seite hielt Friedrich Wilhelm an dem mit Frankreich geschlossenen Frieden fest; er ließ erklären, daß er an dem wieder ausbrechenden Kriege gegen Frankreich keinen Anteil nehmen werde. Die gegenseitigen Bürgschaften nahm er nur insofern an, als sie seinen mit Frankreich getroffenen Verabredungen nicht entgegen seien. Preußen mußte des Friedens im Osten sicher sein, um den

weiteren Uebergriffen und Plänen der Franzosen im Westen Widerstand leisten zu können. Wie die Sachen nun einmal standen, war die Anordnung der Neutralität nach beiden Seiten hin geboten. Und das hatte nun wieder eine Rückwirkung auf die Lage in Deutschland. Die nordischen Verhältnisse verboten es, mit Oesterreich über die höchste Gewalt in Deutschland in offenen Streit zu geraten. Aber die einmal eingegangenen Verhältnisse zu Frankreich und der eigene Vorteil litten doch auch nicht, daß man den Kaiser im Deutschen Reiche freie Hand hätte erlangen sollen lassen. Daher war es im Oktober Hardenbergs Rat, der Neutralität eine allgemeine Bedeutung zu verschaffen und ihr Bestehen dadurch zu sichern, daß darüber mit Hannover und Sachsen, Braunschweig und Hessen besondere Verträge abgeschlossen wurden, woran man denn auch bald Hand anlegte.

Das Verfahren Preußens zeugt von einer gewissen Folgerichtigkeit und dem vorherrschenden Willen, die durch den Frieden gegründete Ordnung auszubilden oder wenigstens zu behaupten. Die ursprünglichen Pläne, mit denen man sich trug, den allgemeinen Frieden zu vermitteln oder wenigstens die Vermittelung für das Deutsche Reich zu übernehmen, endlich den Frieden des Reiches auf Grund von Reichstagsbeschlüssen herzustellen, waren gescheitert. Aber eine, wenn nicht glänzende, doch große Stellung war allerdings erreicht. Preußen hatte Frieden nach beiden Seiten. Mit vollem Bewußtsein hielt es das eingegangene Verhältnis mit Frankreich aufrecht, auch aus dem Grunde, weil es dann von den einseitigen ehrgeizigen Absichten der verbündeten Mächte nichts zu fürchten haben werde. Es war gleichsam eine Abgrenzung im Osten wie im Westen, zwischen welche eingeschlossen Preußen sich der Neutralität und des Friedens zu erfreuen erhoffte.

Friedrich Wilhelm II. nahm eine so umfassende Stellung ein, wie sie noch nie ein brandenburgisch-preußischer Fürst innegehabt hatte. Es ließe sich nicht behaupten, daß seine Pläne von vornherein darauf gerichtet gewesen wären; der Gedanke hatte sich in dem Widerstreite der allgemeinen Angelegenheiten durch die Stimme der höchsten Beamten, des Heeres, des Volkes durchgesetzt. Der König nahm sie an, weil sie der allgemeinen Lage entsprach. Wenn es unmöglich gewesen war, dem Reiche den Frieden zu verschaffen, so war es doch

schon ein unschätzbarer Gewinn, einen großen Teil des Reichsgebietes den Bewegungen des Krieges zu entreißen. Hätten die Befürchtungen sich erfüllt, die man Anfang 1795 hegte, würden die Franzosen die schwachen Linien, mit denen man sie abzuhalten suchte, durchbrochen und Deutschland schon damals überflutet haben, so wäre an eine ruhige Fortentwicklung des deutschen Geistes, wie sie seit dem Hubertusburger Frieden [1763] eingetreten war, nicht zu denken gewesen. Durch den Frieden zu Basel und die Abgrenzung wurde nun aber inmitten der kämpfenden Weltmächte ein unbeteiligtes Gebiet geschaffen, in welchem man unter dem Schutze des preußischen Adlers die Segnungen des Friedens genoß.

Bezeichnend ist es, daß unter den weltlichen Fürsten Karl August von Weimar eigentlich der erste war, welcher die Aufnahme in die Neutralität begehrte und erhielt. Seine kleine Hauptstadt und die benachbarte Hochschule Jena bildeten einen der vornehmsten Mittelpunkte des Schrifttums. Ich wage zu behaupten, daß die Zeit der Neutralität dazu gehörte, um den begonnenen Trieben zu ihrem Fortwachsen und ihrer Reife Raum zu verschaffen. Unleugbar ist es doch, daß die Unruhen und Gefahren des Krieges alles gestört und vielleicht allem eine andere Richtung gegeben haben würden. Der Fortgang der sich selbst überlassenen Gesittung beruhte auf der Fortdauer des inneren Friedens und den unerschütterten gesellschaftlichen Zuständen, zugleich aber auf den Anregungen, die aus der allgemeinen Weltbewegung hervorgingen. Ich will keine Lehrmeinung aufbauen, sondern nur in Erinnerung bringen, daß die Jahre der Neutralität fast die fruchtbarsten in dem deutschen Schrifttum gewesen sind, fruchtbar besonders an einzigartigen und für das Volkstum unschätzbaren Hervorbringungen. Noch lebte Kant. Seiner Schule gehörte damals der denkende Teil des Volkstums überhaupt an. Aus ihr erhoben sich bereits denkende Geister von echter Begabung, welche für das sittliche Leben und die Herrschaft des Gedankens noch weitere Bahnen eröffneten: Fichte und Schelling. Die vernunftwissenschaftlichen Forschungen führten zu den gelungensten Wiedergaben der vornehmsten Werke des klassischen Altertums, welche irgend ein Volk aufzuweisen hat, und zugleich zu einer Anschauung der Anfänge ihres Entstehens[25]). Voß und Wolf wirkten zusammen.

Niemals hatte die Dichtkunst ein ähnliches Zeitalter. Die römischen Elegien und Hermann und Dorothea, gleichsam die Pole der klassischen Forschungen, von denen der eine südliche Nacktheit, der andere deutsche Tiefe und häusliches Leben darstellt, erschienen bald nacheinander [26]). Und was ist sonst nicht alles in dieser Zeit entstanden! Der Roman, welcher ein Abbild der Zustände des damaligen gesellschaftlichen Lebens (1795—1805) für alle Zeiten enthält [27]), einige der schönsten Balladen der beiden Meister der Dichtung und Sprache, das Lied von der Glocke, welches nachgehends die Kinder auswendig lernten, und die großen Trauerspiele, an denen sich die Seelen kräftiger Männer nährten und erfrischten: Wallenstein, Jungfrau von Orleans, Wilhelm Tell [28]), entstammen diesem Zeitraum. Die besten Teile der Schweizer Geschichte von Johannes von Müller [29]) (der 4. und der 5.), denen es noch gelang, die geschichtlichen Ereignisse entlegener Zeiten zu vergegenwärtigen, sind damals geschrieben worden. Ihnen zur Seite legte die Göttinger geschichtsforschende Schule die Grundlage für die Auffassung der Staatengeschichte und der Geschichte der Wissenschaften im allgemeinen [30]). Nur die Namen der Bücher zu übersehen erfüllt mit warmer Zustimmung. Auch die Kunst wandte sich dem Höchsten zu. Das Schrifttum, in dem sich auf allen Gebieten mannigfaltige geistesstarke Kräfte regten, erlangte eine unvergängliche Wirksamkeit für das Gesamtleben des Volkes. Noch bewahrte es seinen schwärmerischen Wesenszug; die Zeit sollte schon kommen, wo dies nicht mehr möglich war und andere allgemeine und vaterländische Antriebe sich aller Geister bemächtigten.

Nr. 3. Napoleonisches Kaisertum [31]).

So weit war es nach den Friedensschlüssen von 1801 und 1802 [32]) gekommen, daß der auf der Staatsumwälzung beruhende Staat von Frankreich auf dem Festlande als ein gleichberechtigter angesehen wurde; man stand mit ihm in lebendigem staatsmännischen Verkehr. Die in Frankreich emporgekommene Macht hatte sich das Verdienst um Europa erworben, das stete Aufwogen der umstürzleri-

schen Bestrebungen zu bändigen und eine einherrschaftliche Gewalt in Frankreich aufzurichten. Denn durch und durch einherrschaftlich war die Staatsleitung des ersten Konsuls[33]); er hatte wie die Heeres-, so die geistlichen, die Verwaltungs- wie die richterlichen Angelegenheiten nach seinem Dafürhalten neu geordnet. Europa hatte nichts dagegen einzuwenden. Eben deshalb war Kaiser Paul[34]) mit Bonaparte in Verbindung getreten, weil er es verstehe, die umstürzlerischen Stürme im Innern niederzuhalten. Gewiß, er bändigte den Umsturz, aber er verkörperte ihn auch; die unentwegten Gegner des Umsturzes verfolgten ihn um so heftiger mit ihrem Hasse, weil er dem auf der Staatsumwälzung beruhenden Staate ein größeres Gewicht gab, als je die königliche Staatsleitung gehabt hatte. Mordversuche wurden gegen ihn unternommen, deren Gelingen doch wieder für die Herstellung der bourbonischen Einherrschaft eine Möglichkeit eröffnet haben würde. Gerade dadurch aber wurde seine Macht im Innern verdoppelt; denn am Tage lag, daß alle umstürzlerischen Belangen, die soeben gefestigt worden waren, durch die Ermordung des ersten Konsuls gefährdet worden wären. Seine Macht war nicht aus dem umstürzlerischen Gedanken oder aus der Entwicklung der umstürzlerischen Gewalten hervorgegangen. Er hatte die oberste Stelle eigenmächtig in Besitz genommen, aber alsdann die umstürzlerischen Belangen, inwiefern sie der höchsten Gewalt dienen konnten, zu den seinen gemacht, und diese hatten sich ihm unbedingt angeschlossen, da sie durch ihn aufrechterhalten wurden. Das war die Stellung dieses Mannes, daß ein großer Leitgedanke, der ihn nicht entbehren konnte, mit seinem Dasein verknüpft wurde. Die Feindseligkeiten, die man gegen ihn versuchte, wurden zugleich als Feindseligkeiten gegen das Volk betrachtet. Daher kam es, daß die verwegensten Anschläge, die er sich gegen das europäische Völkerrecht erlaubte, von dem Volke, wenn nicht mit Beifall, doch ohne Mißfallen aufgenommen wurden. Er selbst war entschlossen, den Augenblick zur Begründung einer Gewalt auf immer, eines Herrscherhauses, zu benutzen. Sein Ehrgeiz, an dem Beispiel des Altertums genährt, ergriff dies Ziel mit Bewußtsein in dem günstigen und dazu auffordernden Augenblicke.

Keine Rücksicht des Völkerrechtes hielt ihn ab, den einzigen lebensfähigen Sproß aus dem Hause Condé, der eine Zukunft zu haben schien, und an den die Königstreuen große Erwartungen knüpften, Louis Antoine Henri, Herzog von Enghien, auf deutschem Gebiet in Ettenheim, wo er als friedlicher Privatmann lebte, aufgreifen, nach seiner Hauptstadt fortführen und erschießen zu lassen; keine Entschuldigung kann das jemals rechtfertigen. Es war gleichsam die Tat seiner Naturgewalt. Warum hat man ihn, sagte Bonaparte, am Rande des Abgrundes schlafen lassen? Dieser Abgrund war seine eigene Gewalt. Europa erfuhr, daß die in Frankreich gebildete Einherrschaft doch ihrerseits wieder den Schrecken des Umsturzes in sich selber trug. Indem alles zusammenfuhr — denn an vielen Stellen hatte man wirklich geglaubt, daß das alte Europa mit einer Gewalt, wie die des Konsulates war, in befreundetem Verhältnis stehen könne —, zwei Monate nach Enghiens Ermordung ward Napoleon Bonaparte zum französischen Kaiser ausgerufen. Es war eine selbständige Handlung wie alle die anderen, durch welche er schrittweise emporgekommen ist; die von ihm selbst herrührende umstürzlerische Einrichtung stimmte ihm bei. Welch eine ganz andere Einherrschaft in Frankreich als die, durch welche einst Kaunitz den Frieden in Europa zu sichern geglaubt hatte!

Napoleon Bonaparte gehörte einer korsischen Familie an, die sich an das umstürzlerische Frankreich hielt; sie hatte darüber Korsika verlassen müssen, ihre Besitzungen wurden verwüstet. Wie Josef, der ältere Bruder Napoleons, berichtet, hatte dieser gleich beim Beginn der umstürzlerischen Kämpfe die Ueberzeugung, daß Frankreich darüber mit den europäischen Mächten zerfallen und für die Anhänger des Umsturzes ein großer Schauplatz der Tätigkeit und des Ruhmes eröffnet werden würde. Sein Herz schlug ihm, wenn er daran dachte, daß die Nachwelt einmal von ihm reden würde; nach Josefs Versicherung war er weniger ein Bewunderer Ossians[35]) als Rousseaus[36]). Er teilte ursprünglich den Schwung der umstürzlerischen Gedanken in der Gestalt des Freistaates. Aber seit dem 9. Thermidor[37]), sagte er, sei die freistaatliche Bewegung im Sinken; erst seit dem 13. Vendémiaire[38]), an dem er selbst eine so große Rolle spielte, habe sie wieder Kräfte bekommen. Die freistaatlichen

Einrichtungen, die man traf, zeigten sich jedoch ungenügend; die Gedanken von 1789 konnten nur in soldatisch-selbstherrlicher Gestalt gerettet werden. Das war die Stellung, welche Napoleon ergriff. Ohne ihn, so meinte er, würden die königstreuen Bestrebungen des Bürgertums die Oberhand erhalten haben. Er bezwang sie mit Hilfe der Jakobiner, die er dann wieder niederhielt. Er glaubte, den Beruf zu haben, die staatsbürgerlichen Gedanken der Staatsumwälzung in Europa zu behaupten und so weit als möglich auszubreiten. Ganz einseitig und bloß persönlich war also die Stellung nicht, die er einnahm. Er wollte den Krieg gegen England durchführen und das Uebergewicht der französischen Staatskunst auf dem Festlande feststellen. Allmählich aber bekam alles eine dynastische und persönliche Färbung, da er eben in sich und seinem Kaisertum die Verkörperung des gleichwohl gebändigten Umsturzes erblickte. Die Gewalt des Volkes erschien in der Volksabstimmung, welches Napoleon als Kaiser anerkannte [1804]. Das Kaisertum wurde dadurch nicht etwa geschaffen; die Volksabstimmung hatte nur den Zweck, es in den Vorstellungen und Gedanken des Jahrhunderts gutzuheißen. Es war der Ausdruck der Beistimmung, mit der das Volk seine Laufbahn und seine Handlungen begleitete.

Von verfassungsmäßigen Sicherheiten war bei der Errichtung des Kaisertums wenig die Rede. Die Oberherrlichkeit des Volkes, in deren Namen Ludwig XVI. den Tod gefunden hatte, wurde von Napoleon in dem Sinne anerkannt, daß alles, was der Fürst tue, ohne Ausnahme für das Wohl, das Gute und den Ruhm des Volkes geschehen müsse. Soweit hätte auch wohl Friedrich II. den Grundsatz anerkennen können. Der Inbegriff der Veränderung lag darin, daß die umstürzlerische Gewalt einen von zufälligen Ereignissen, von Leben und Tod unabhängigen Bestand erhielt. Das neue Kaisertum wurde für erblich erklärt nach den Grundsätzen des salischen Rechtes, das schon bisher in Frankreich vorgewaltet hatte. Der Augenblick schien gekommen, wo nach dem merovingischen, karolingischen und kapetingischen Herrscherhause ein viertes den Thron von Frankreich in Besitz nehmen sollte.

Notwendig wirkte das auf die großen europäischen Verhältnisse zurück. Als Einherrschaften betrachtet, konnten sich die großen Mächte

mit der französischen verständigen. Allein ihr Grundgesichtspunkt, kraft dessen der französische Thron an das Haus Bourbon hätte zurückgegeben werden müssen, erfuhr durch die Kaiserkrönung einen Gegensatz, der einen neuen Gärstoff in die europäischen Verwicklungen warf. In Preußen, wo der soldatische Gesichtspunkt immer vorgeherrscht hatte und der Gedanke, die Bourbonen herzustellen, zwar einmal gefaßt, aber seitdem mit aller Entschiedenheit beseitigt worden war, hatte man nicht viel dagegen einzuwenden. Man hatte seit vielen Jahren eine beständige Gewalt in Frankreich gewünscht. Friedrich Wilhelm III. war der erste große Fürst, der das Kaisertum anerkannte. Stärker als irgendwo sonst mußte man die Erhebung des neuen Kaisertums in Oesterreich empfinden. Denn das Kaisertum, welches seit Jahrhunderten an die Deutschen gekommen war, aber noch an das altrömische anknüpfte, wurde als der Mittelpunkt des Abendlandes, d. h. der romanischen und germanischen Völker, betrachtet; es wurde als die vornehmste Würde, die dem Besitzer den höchsten Rang gab, angesehen.

Wenn nun ein neues Kaisertum auftrat, so würde das Verhältnis der beiden Kaiser, von denen der eine den Umsturz und der andere die altherkömmliche geschichtliche Ordnung verkörperte, einen der wichtigsten Punkte des Zwiespaltes. Bonaparte erklärte, daß er keinen höheren Rang in Anspruch nehme als seine Vorfahren auf dem französischen Throne. Die allgemeine Meinung war, daß er dennoch darnach trachte, sich der alten Kaiserwürde, die man die römische nannte, zu bemächtigen. Oesterreich befand sich noch immer in dem rechtmäßig überkommenen Besitze des alten Kaisertums des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, dessen Gedanke mit den damaligen Zuständen der Welt in schneidendem Widerspruch stand. Vor Augen lag, daß die Macht des neuen Kaisers, wie sie auf der einen Seite mit der der alten römischen Kaiser eine größere innere Aehnlichkeit hatte, so auf der anderen Seite mit den Zuständen der Welt, wie sie damals waren und täglich mehr wurden, besser zusammenstimmte.

Nr. 4. Jena und Auerstädt (14. X. 1806) [39].

Napoleon war entschlossen, den preußischen Staat niederzuwerfen, um alsdann auf den Trümmern der beiden deutschen Mächte oder ihres Ansehens sein Uebergewicht auf immer zu begründen, selbst in den Formen, die er soeben in Holland und Neapel versucht hatte [40]; denn er sah den Krieg, den er unternahm, in dem Lichte des allgemeinen Kampfes an, der sich wieder erneuerte, da der Oubrilsche Vertrag [41]) nicht vollzogen worden war. An sich war Preußen ihm nicht feindselig; aber in allen seinen Kräften hatte es doch einen zu engen Zusammenhang mit dem Bestande des alten Europa und befand sich in zu offenbarem natürlichen Gegensatz gegen das staatsumstürzende Reich des Kaisers, als daß dieser es in der Stellung, die es noch besaß und die es anstrebte, hätte dulden können. Der Anlaß, den es ihm zum Kriege gab, war ihm willkommen [42]). Und mit voller Sicherheit zählte er auf seinen Sieg. „Ich habe solche Kräfte," schrieb er an Friedrich Wilhelm III., „gegen welche die Kräfte Ew. Majestät nicht lange standhalten werden. Ew. Majestät wird besiegt werden; Sie werden die Ruhe Ihrer Tage, das Dasein Ihrer Untertanen gefährdet haben. Europa weiß, daß Frankreich dreimal soviel Volkes zählt wie die Staaten Ew. Majestät und im Heerwesen ebenso ausgebildet ist wie dieses. Sie haben meine Antwort zum 8. Oktober gefordert: als guter Ritter stelle ich mich da, um sie selbst zu bringen."

Das preußische Heer war indessen aus den verschiedenen Provinzen, in denen es seine Standorte hatte, zusammengezogen worden. Die schlesischen Regimenter sammelten sich bei Glogau, die westpreußischen, die pommerschen und die märkischen in Magdeburg, wohin auch die Truppen aus Westfalen und Hannover beordert wurden. Man machte sich auf eine Gegenwehr gefaßt, die aber möglicherweise in einen Angriff überzugehen bestimmt war. Es ist immer gesagt worden, das Heer hätte sich, mit den Hessen vereinigt, nach dem südlichen Deutschland werfen und die französischen Truppenkörper, die daselbst standen, auseinanderjagen sollen. Allein daran wurde man

durch die einmal angenommene Haltung verhindert; allem Schlagen sollte die Unterhandlung vorausgehen. Einer der wichtigsten der vorliegenden Gegenstände der Staatskunst war, Sachsen und Hessen bei dem nordischen Bunde festzuhalten; man mußte eine Stellung nehmen, in der man zugleich sich selber und diese Verbündeten verteidigen, und von welcher aus man, wenn man vom Glück begünstigt wurde, auch in das südliche Deutschland vordringen könne.

Im allgemeinen betrachtet, kann es als ein unausführbares Unternehmen erscheinen, daß eine deutsche Landesmacht, die doch nur etwa die Hälfte der deutschen Streitkräfte in sich schloß, zu einem Kampfe mit der riesenhaften Macht schritt, welche Frankreich, Italien und einen großen Teil von Deutschland umfaßte. Es war in völkischer Beziehung der Sachse Wittekind gegen Karl d. Gr.; nur daß der neue Kaiser alles das gewaltsam zerstörte, was einst Karl d. Gr. umsichtig und sorgsam begründet hatte. Der preußische Staat hielt dagegen das fest, was der bisherigen Entwickelung des Abendlandes auf der karolingischen Grundlage ihren Wesenszug gegeben hatte. Die weltgeschichtliche Frage konnte nur sein, auf welcher Grundlage die Fortbildung der Welt mehr beruhen solle, ob auf der Erhaltung der bisherigen Grundbestandteile des europäischen Lebens oder auf ihrer Zersetzung und Umbildung.

Das preußische Heer genoß noch seines alten Rufes, den es vor zehn Jahren, wenngleich im Nachteil, doch im Ganzen noch einmal behauptet hatte. Es war nicht ohne innere, freilich noch nicht ganz durchgeführte Verbesserungen geblieben; es erfreute sich des Vertrauens seines Königs und hatte Vertrauen zu sich selbst. In bezug auf die Führung aber stellten sich von Anfang an große Schwierigkeiten heraus. Man hatte den Gedanken gehabt, dem König, welcher soldatische Fähigkeiten besaß, aber nicht als ein Feldherr betrachtet werden konnte, noch sich selbst dafür hielt, einen Rat aus den vornehmsten Generälen des Heeres beizuordnen, mit welchem er die entscheidenden Entschlüsse für die Kriegführung hätte fassen sollen. Allein das ließ sich doch nicht ausführen, solange ein General von altem Verdienst, noch immer berühmt, ein Neffe Friedrichs des Großen und dessen Waffengefährte, der Herzog von Braunschweig, seine Dienste nicht versagte. Aber dieser Fürst gehörte nicht zu den Na=

turen, deren Tatkraft in dem Alter sich behauptet oder vielleicht noch wächst. Ueberdies wurde er durch die Staatskunst, welche ihm ein gewisses Zaudern auferlegte, in allem, was er hätte unternehmen können, beschränkt und gelähmt. Persönliches Vertrauen genoß er überhaupt nicht. Er galt für eifersüchtig nach unten, für hofmännisch und allzu nachgiebig dem Könige gegenüber. In den ihm zunächst stehenden Unterfeldherren bildete sich eine Gegnerschaft gegen ihn aus, die umsomehr um sich griff, je weniger er es liebte, gebieterisch aufzutreten. Zu seiner Seite erschien der Fürst von Hohenlohe, der sich im Jahre 1794 Ehre erworben hatte[43]) und, vom Könige aufgefordert, aus seinem Sitz Oeringen aufgebrochen war, um ihm zu dienen. Er war niemals recht im Verständnis mit dem Herzog. Die Umgebungen des einen und die des anderen stießen einander ab. Kam es nun auf die allgemeine Kriegführung an, so legte das Verhältnis zu den beiden deutschen, noch allein verbündeten Staaten Rücksichten auf, welche für große Gesichtspunkte in der Kriegführung keinen Raum ließen.

In dieser Beziehung verdient der erste Kriegsplan gewürdigt zu werden, der bereits am 8. September abgefaßt worden ist; er zielte vor allem darauf, Sachsen und Hessen zu verteidigen. Dieser Plan war auf Grund einer Vorlage des Herzogs von Braunschweig nicht ohne Zuziehung des Fürsten von Hohenlohe in einem Kriegsrate festgesetzt und vom Könige genehmigt worden. Um Dresden zu schützen, sollte sich der Fürst von Hohenlohe, mit den Sachsen vereinigt, am Erzgebirge aufstellen. So sollte Rüchel[44]) sich mit den Hessen vereinigen, um Hessen zu sichern und Rücken und Flanke der Franzosen bedrohen. Man verbarg sich nicht, daß es die Absicht Napoleons sein könne, durch Thüringen und Sachsen nach Berlin vorzudringen. Aus diesem Grunde sollte sich das preußische Hauptheer bei Naumburg an der Saale zusammenziehen, in enger Einlagerung verharren und es auf eine Schlacht ankommen lassen, die man nicht allein nicht fürchtete, sondern wünschte, um den heimlichen Feinden Frankreichs Mut zu machen, sich zu erklären. Eine Beobachtungsabteilung unter Blücher[45]), an der Ems aufgestellt, sollte den Niederrhein und Holland beobachten und vielleicht Rüchel unterstützen. Durch eine Aufstellung des Heeres bei Naumburg, nahe dem Zusammenfluß von

Saale, Unstrut, Ilm, meinte man imstande zu sein, einem Feinde, der von Frankfurt über Erfurt oder von Baireuth über Koburg und Hof nach Berlin vordringen wollte, unmittelbar entgegenzutreten, für den Fall aber, daß man geschlagen wurde, den Rückzug frei zu behalten. Die leitenden Gesichtspunkte des Königs erhellen aus einem Schreiben an den Kurfürsten von Hessen. Er bezeichnet darin den Krieg als einen vielleicht nicht mehr ganz zu vermeidenden: er hält es für notwendig, Stellung zu nehmen, um die Verbündeten gegen die Verwüstung ihrer Länder zu schützen und mit ihnen gemeinschaftlich zur Abwendung sowohl ihrer eigenen als auch der dem nördlichen Deutschland allgemein drohenden Gefahr kräftig zu handeln.

Die Ausführung dieses Planes wurde jedoch dadurch unmöglich, daß der Kurfürst von Hessen, dem der Oberbefehl über den rechten Flügel des Heeres angetragen war, nicht allein dies ablehnte, sondern den preußischen Truppen den Eintritt in sein Land verweigerte. Der Kurfürst, noch in voller Rüstung begriffen, hatte die Absicht, neutral zu sein, und unterhandelte hierüber mit Napoleon, der ihm die Neutralität zugestand, unter der Bedingung jedoch, daß er entwaffne und keine Preußen in das Land kommen lasse. Wir erörtern hier nicht die Beweggründe und Gesinnungen des Kurfürsten. Augenscheinlich aber ist, wie sehr die Selbständigkeit eines kleinen Fürsten, der, so eng er auch sonst verbündet war, doch vor allem auf seine eigene Rettung dachte, der Gesamtheit der kriegerischen Unternehmungen lähmend in den Weg trat. Hätten sich Rüchel und Blücher mit den Hessen vereinigen können, so würde im westlichen Deutschland ein Heer von 50 000 Mann die Tätigkeit Napoleons auf sich gezogen und dem Feldzug eine andere Richtung gegeben haben. Der Kurfürst von Sachsen hatte kein Bedenken getragen, den Fürsten von Hohenlohe mit dem Oberbefehl über seine Truppen, die eben auch in volle Kriegsbereitschaft gebracht wurden, zu betrauen. Bei den Bewegungen Hohenlohes, die sich nach dem Voigtlande richteten, lag die Hoffnung zugrunde, daß sich Oesterreich schon in diesem Augenblicke für Preußen erklären würde. Der König urteilte jedoch, daß darauf so bald nicht zu rechnen sei; er sagte, er sei entschlossen, mit seinen Preußen und den Sachsen allein den Kampf gegen Napoleon

aufzunehmen; das werde dazu gehören, um alles Mißtrauen zu entfernen und die Untätigkeit der anderen in Tätigkeit zu verwandeln.

Das Hauptheer versammelte sich in der zweiten Hälfte des September in der Gegend von Naumburg, wo der Herzog von Braunschweig und bald darauf auch der König, ihm zur Seite die Königin, erschienen. Scharnhorst[46]), der als Generalquartiermeister in das Hauptquartier berufen war, mußte die äußerste Tätigkeit aufbieten, um die eben aus den verschiedenen Standorten herbeigezogenen Regimenter zu einem zusammenhaltenden Körper zu vereinigen. Die überwiegende Meinung, der sich auch Scharnhorst anschloß, war, dem Feinde entgegenzugehen und, sobald die Stunde der Entscheidung gekommen (8. Okt.), mit ihm zu schlagen, ehe der Eifer des Heeres durch kleine Ermüdungen und Mängel geschwächt sei, wie es denn auch den Preußen anstehe, anzugreifen, nicht aber, sich angreifen zu lassen. Man faßte die Hoffnung, die feindliche Linie in der Mitte durchbrechen zu können. Man wollte über den Thüringer Wald vorgehen, sich bei Hildburghausen und Meiningen sammeln und den Main zu erreichen suchen. Von Hof her sollten Scheinbewegungen gegen Nürnberg und Amberg gemacht werden.

Der Herzog von Braunschweig führte den Oberbefehl in alter Weise; er besprach seine Pläne mit den Generälen und hielt dann Kriegsrat. Den Plan, der in den Beratungen die Oberhand behielt und den er selbst zu dem seinen gemacht hatte, trug er dann dem Könige vor. Er fühlte wohl, daß der Feind ihm an Streitkräften überlegen sei; aber er hielt noch an dem Gedanken des französischen Gesandten fest, daß, wenn die beiden Hauptquartiere einander nahe gekommen, eine Unterhandlung eröffnet werden könne, die den Frieden erhalte. Der Gedanke einer Unterhandlung unter den Waffen beherrschte die Lage; die Festsetzung des Zeitpunktes, durch den man Napoleons Rüstungen in Deutschland zu beschränken gedacht hatte, diente nur dazu, die eigenen Bewegungen zu hemmen. Diese Verzögerungen schrieb man dem Wesen des Herzogs, seinem hohen Alter und häuslichen Verstimmungen zu, was dann wieder das Vertrauen der Offiziere in ihn schwächte und die Gegenströmung in dem Hauptquartier des Fürsten von Hohenlohe, der gegen Hof vorgerückt war, belebte. Die Hauptsache aber lag darin, daß man noch immer zwi-

schen Krieg und Frieden schwankte. Die Entscheidung darüber hatte man eigentlich in die Hände Napoleons gegeben, die dann nicht lange auf sich warten ließ; das preußische Heer drohte mit dem Kriege, Napoleon suchte ihn. Aber auch in dem preußischen Heere empfand man es als eine Befreiung aus einem unerträglichen Zustande der Unentschiedenheit, als Napoleon am 7. Oktober in das preußische Gebiet von Baireuth vordrang; nun wisse man doch, sagte der König, daß man im Kriege sei. Scharnhorst bezeichnete es fast als ein Glück, daß Napoleon den Bewegungen der Preußen entgegenkomme.

Mit einer Geschwindigkeit, die nur mit dem verglichen werden konnte, was er selbst darin geleistet, die man hätte erwarten müssen, aber nicht erwartete, führte Napoleon ein überlegenes Heer mitten in Deutschland ins Feld. Dadurch geschah es, daß für den Angriff der Preußen, welcher damals noch im Plane lag, kein Raum mehr gelassen wurde; überall aber, wo der Feind sie angriff, begegneten die preußischen Truppen ihm mit freudigem Kriegsmute, der jedoch nur unglückliche Erfolge herbeiführte. General Tauenzien, der zum Mißvergnügen Hohenlohes den Auftrag erhalten hatte, die Saaleübergänge bei Kösen, Naumburg und Weißenfels zu besetzen, hielt es doch für ratsam, als die Franzosen gegen ihn herandrangen, ihnen bei Schleiz Widerstand zu leisten, selbst nicht ohne die Hoffnung, wie einer seiner Befehle ausweist, die Oberhand zu behalten; aber er wurde geschlagen und auf das Hohenlohesche Heer, zu dem er gehörte, zurückgeworfen.

Unter ähnlichen Antrieben ging den Tag darauf (10. Okt.) Prinz Louis von Preußen den heranrückenden Franzosen bei Saalfeld schlachtbegierig entgegen. Er hatte die Meinung, daß er den Krieg mutig eröffnen müsse, um alle weitere Unterhandlung unmöglich zu machen und den Beistand der Mächte, die sich noch nicht erklärt hatten, zu gewinnen. Die Anordnungen, die er traf, zeugen von soldatischer Befähigung und sogar von einer gewissen Gelassenheit, die man nicht bei ihm zu suchen pflegt. Aber das Unternehmen selbst beruhte auf der Voraussetzung der natürlichen Ueberlegenheit der preußischen Truppen, die es ihm selbst möglich machen werde, mit seiner Division einem ganzen Armeekorps des Feindes zu widerstehen. Die Stelle, an der er schlug, war gerade geeignet, die Ueber-

legenheit der französischen Waffen, inwiefern eine solche vorhanden war, zutage zu bringen. Sie bestand hauptsächlich in der Ausbildung des kleinen Krieges durch die französischen Schützen, denen die preußischen Schützen nicht gewachsen waren. Es war ein Unglück, daß man den Franzosen nicht auf dem Blachfelde begegnete, sondern an den Abhängen der oberen Saale, eben einem geeigneten Boden für die französischen Plänkler. Die Franzosen waren geübter, rascher und hatten bessere Gewehre. Der Prinz, der wahre Vertreter des in Preußen glühenden Kriegseifers, wurde geworfen und auf dem Rückzuge getötet; vergebens hat man ihm noch zuletzt Schonung des Lebens angeboten, wenn er sich ergäbe. Die zurückgeworfenen Zersprengten waren unerschöpflich in der Schilderung der feindlichen Ueberlegenheit, schon um sich selbst zu rechtfertigen.

In dem großen Hauptquartier machte der Unfall von Saalfeld, den man der Unbotmäßigkeit in dem Hohenloheschen Heere zuschrieb, einen erschreckenden Eindruck. Noch bei weitem wichtiger war jedoch die Nachricht, die am 12. eintraf, daß die französischen Truppen bereits im Rücken der preußischen bei Naumburg erschienen seien. In diesem Gedränge faßte der Herzog die Absicht, mit dem ganzen Heere eine rückwärtige Bewegung einzuschlagen und es über Auerstädt nach der Unstrut zu führen, wo bei Freiburg und Laucha ein Lager bezogen werden sollte, um dann über die Saale zu gehen und zwischen Elbe und Saale eine entscheidende Schlacht anzunehmen. Der Fürst von Hohenlohe wurde beauftragt, die Uebergänge über die obere Saale zu besetzen; in keinem Falle sollte er sich von dem Hauptheere abschneiden lassen. Der kriegskundige Clausewitz [47]) meint: wenn man an Ort und Stelle geblieben wäre und sich zu einer großen Feldschlacht gerüstet hätte, so würde man eine solche unter günstigen Bedingungen haben liefern können. Es ist nicht dieser Orten, darüber ein Urteil abzugeben, das soldatische Wenn und Aber zu erwägen; wir suchen nur die Tatsachen in ihrem Gange und in ihren einfachsten Ursachen zu erkennen. Da war nun das Entscheidende, daß man die Richtung des feindlichen Angriffes nicht kannte.

Der Linksabmarsch, den der Herzog von Braunschweig anordnete, war darauf berechnet, den Kriegsschauplatz nach einer anderen Gegend hin zu verlegen. Um diese Bewegung auszuführen, setzte sich am

13. Oktober die Vorhut des Hauptheeres in Bewegung. Indem sie sich dem Paß von Kösen näherte, stieß sie bereits auf französische Streifscharen, die von Naumburg her ihn überschritten hatten und auf der Hochebene in der Flanke des Heeres erschienen. Man konnte erwarten, daß noch stärkere Truppenmassen, vielleicht die feindliche Hauptmacht selbst, dieser Richtung folgen und sich auf den Höhen zum Kampfe darstellen würden, vor dem das preußische Heer nicht zurückscheute. Allein das waren nicht die Gedanken des großen Generals, der gegen sie heranzog. In seinem Hauptquartier zu Gera hatte er, soviel man weiß, über den ferneren Zug keinen endgültigen Beschluß gefaßt, als ihm von Lannes, der sich in diesem Augenblick der Stadt Jena bemächtigt hatte, der Bericht zukam, daß auf den Höhen vor ihm ein ansehnliches Lager aufgeschlagen sei. Nach allem, was vorgegangen, konnte Napoleon nicht zweifeln, daß sich hier entscheidende Erfolge erwarten ließen, wenn er mit überlegenen Streitkräften angriff. Er zögerte keinen Augenblick, diesen Gedanken auszuführen; er selbst setzte sich nach Jena in Bewegung und ließ die größte Masse seiner Streitkräfte dahin vorrücken. So konnte es zu jener Doppelschlacht kommen, deren Erfolg so wichtig ist, daß wir ihrer mit wenigen Worten gedenken müssen.

Die Schlacht von Jena kann fast nicht als eine Gesamtschlacht betrachtet werden. Das Treffen begann damit, daß Tauenzien, der sich von Jena auf die nahen Höhen zurückgezogen hatte, daselbst aufgesucht und der tapferen Gegenwehr, die er leistete, ungeachtet geschlagen und gegen Vierzehnheiligen hin zurückgetrieben wurde. Eine Truppenabteilung, die unter Holzendorff heranrückte, um sich Tauenzien zu nähern, wurde von der französischen Reiterei angegriffen, da die sächsisch-preußische an dieser Stelle nicht gewachsen war, und zu einer rückgängigen Bewegung genötigt. Dann erschien General Grawert auf dem Kampfplatze, und zwar auf eigene Hand, so daß seine Aufstellung erst nachträglich vom Fürsten gebilligt wurde. Er trieb den Feind aus Vierzehnheiligen zurück, ohne es jedoch selbst zu besetzen. Ihm gegenüber nahmen nun die Franzosen eine starke Aufstellung; leicht hatten sie eine preußische Batterie erobert und ihrerseits einen sehr wirksamen Geschützpark zu beiden Seiten des Ortes aufgestellt. Auch hier entwickelte sich besonders von dem Isserstädter

Forst her die Ueberlegenheit ihrer Schützen; ein Reiterangriff, mit welchem Hohenlohe umging, wurde durch die Uebermacht des Feindes unmöglich. Grawert selbst wurde durch einen Prellschuß verwundet. Die Hauptsache war bereits zum Nachteil der Preußen entschieden, als Rüchel mit seinem Truppenkörper anlangte. Mutig anrückend, wurde er von einem heftigen Kartätschenfeuer empfangen, gegen das er nicht standzuhalten vermochte. Rüchel selbst wurde verwundet; er wich jedoch nicht vom Schlachtfelde, ehe er den Rückzug seiner Leute gesichert hatte. Nun kamen auch die Sachsen ins Gefecht, die, mißmutig über die Zurücksetzung, die sie zu erfahren meinten, abzuziehen gedroht hatten, jedoch auch in dieser mißlichen Lage sich tapfer schlugen, ober notwendig zurückweichen mußten.

Der Rückzug, den der Fürst hierauf anordnete, wurde durch unerwartete Angriffe der Franzosen in Verwirrung gebracht. Und wie sehr hatte sich Hohenlohe getäuscht, wenn er bei dem großen Heere einen Rückhalt zu finden meinte!

Kommen wir nun auf Auerstädt, wo auch keineswegs eine regelmäßige Schlacht stattgefunden hat. Noch am Morgen des 14. Oktober dachte der Herzog nur an den Abmarsch nach Thüringen; er sprach von nichts anderem. Dafür aber war es notwendig, zunächst gegen den Paß von Kösen gedeckt zu sein. Der Herzog setzte sich an die Spitze der dazu bestimmten dritten Division. Bei alledem, was man schon erfahren hatte, war man doch nicht auf die Nachricht gefaßt, die der zum Aufklären abgeschickte Scharnhorst zurückbrachte, daß eine Linie Infanterie mit klingendem Spiel heranrücke. Es waren die Truppen des Marschalls Davoût, der am frühesten Morgen den Talrand erstiegen; die Division Gudin und die ihr folgenden Morand und Friant rückten gegen Auerstädt heran. Die Franzosen waren auf der Hochebene in so ansehnlicher Stärke erschienen, daß man sich gegen sie aufstellen mußte. Als der Nebel sich hob, gegen zehn Uhr, war die ganze Front aufgestellt, die sich ausnahm wie bei einer Uebung bei Potsdam. Auf dem linken Flügel, wo eigentlich Scharnhorst den Oberbefehl führte, wies man einen Anfall der französischen Reiterei mit Kartätschen zurück. Denn von Reiterei war dieser Flügel entblößt; die Reiterei hatte sich auf dem rechten Flügel gesammelt, wo man den Angriff auf den Feind unternahm. Hier aber

ging die Sache nicht gut; ein verhängnisvolles Unglück trat ein. Der Herzog, der eben vor dem Bataillon Hanstein Befehle erteilte, wurde von einer feindlichen Kugel getroffen, die ihn des Augenlichtes beraubte. Er mußte vom Schlachtfelde weggebracht werden. Bei dem Zusammentreffen mit dem Feinde, das doch nicht vorbereitet war, fehlte es nun an aller wirksamen Leitung in dem Augenblicke, wo sie am nötigsten gewesen wäre. Es gab Truppenabteilungen, die gar keinen eigentlichen Befehl erhalten hatten; die Unsicherheit der Führung hatte ein Widerstreben der Mannschaften zur Folge. Der preußischen Reiterei gegenüber rechnete Napoleon auf die Vierecke seines Fußvolkes und ihr Feuer, vor welchem die Russen bei Austerlitz zurückgewichen waren. Einige Schwadronen der preußischen Reiterei haben sich geweigert, vorzugehen, als sie diesem mörderischen Feuer entgegengeführt wurden. Ueberhaupt tat nicht jedermann seine Pflicht. Der König zeigte sich persönlich mutvoll und tapfer; aber er hatte die Sache nicht mehr in seinen Händen.

Auch Scharnhorst entschloß sich mit dem linken Flügel zum Rückzuge; doch konnte die Schlacht nicht eigentlich als verloren gelten. Auerstädt, wo man sich viel geschlagen, wurde von den Franzosen in Brand gesteckt. Im Angesichte dieses Dorfes stellte sich das preußische Heer nochmals auf, bis es dann seinen Rückzug antrat. Der König dachte mit den noch nicht ins Gefecht geführten Bataillonen, die eine ansehnliche Streitmacht bildeten, am anderen Tage den Angriff zu erneuern. Hierbei aber stieß er auf die Flucht der Heeresabteilung von Hohenlohe; das bei Auerstädt noch nicht geschlagene Hauptheer wurde in dessen Niederlage gleichsam mit fortgerissen.

In der Kriegsgeschichte hat man es immer für unheilvoll für ein Heer betrachtet, in dem Augenblick einer Veränderung der Stellung angegriffen zu werden. Hier war das preußische Heer schon dadurch im allgemeinen in Nachteil geraten, daß es sich zum Angriff anschickte und in die Verteidigung zurückgeworfen wurde. Da war nun weiter das Entscheidende, daß der Herzog von Braunschweig den Entschluß faßte, eine andere, zu einem großen Treffen geeignete Stellung zu suchen, als die war, welche er inne hatte. In dem Augenblicke des Aufbruches wurde er angegriffen; das Hauptheer erlitt eine Niederlage, eigentlich ohne recht geschlagen zu haben. Napoleon

hatte, wenn wir recht unterrichtet sind, indem er nach dem Siege bei Vierzehnheiligen zur Ruhe ging, noch keine Ahnung von den Ereignissen bei Auerstädt. Er wurde aus dem ersten Schlummer geweckt, um davon benachrichtigt zu werden. Nicht durch den Kampf bei Vierzehnheiligen, sondern durch das Zusammentreffen eines Rückzuges, bei dem man noch auf erneuerten Widerstand rechnete, und einer Flucht, in welche eine erlittene Niederlage ausartete, war das preußische Heer niedergeworfen. Der Rückzug von Auerstädt gehörte dazu, um den Sieg bei Vierzehnheiligen zu vollenden.

Welches die Folgen dieser Niederlage sein würden, sah man sogleich am folgenden Tag in Erfurt. Man zählte daselbst 8000 Mann kampffähige Truppen; sie übergaben sich noch am selben Abend. Der Ruf der Unüberwindlichkeit Napoleons, der vor ihm hergegangen und nun vor aller Augen, ohne daß man wußte wie, bestätigt worden war, nahm den Befehlshabern ihre ruhige Gesinnung. Es war ihnen nie in den Sinn gekommen, daß das von altem Ruhme umstrahlte preußische Heer überwältigt werden könne. In dem plötzlich hereinbrechenden Unglück liegt eine unheimliche Gewalt. Man fühlte sich beschämt, bestürzt und niedergeschmettert. Der Rückzug, der unter den General Kalckreuth [48]) gestellt war, ging über den Harz nach Magdeburg. Kalckreuth wäre sehr geneigt gewesen, einen Uebergabevertrag mit dem Feinde zu treffen, wie der Erfurter war; denn die Truppen seien von den Feinden umringt und der König habe ausdrücklich befohlen, nicht zu schlagen. „Aber," entgegnete ihm der Prinz August [49]), „wenn der König verboten hat, zu schlagen, so hat er uns doch auch nicht befohlen, uns zu ergeben, ohne zu schlagen, was unerhört wäre in der preußischen Geschichte." Es zeigte sich bald, daß die Gefahr nicht so dringend war, wie Kalckreuth glaubte. Er unterhandelte dann nicht mehr über Waffenstreckung, sondern über einen beschränkten Stillstand. General Blücher stellte ihm vor, daß bei einem solchen die Truppen dem Angriff anderer, stärkerer feindlicher Heerhaufen immer ausgesetzt bleiben würden. Der Zug ward dann unter mannigfaltigen Beschwerden und Verlusten, die der tapfere und ausharrende Prinz dem General Kalckreuth zur Last legt, fortgesetzt. An den Ufern der Elbe, bei Magdeburg, fanden sich doch noch einmal wieder 37 000 Mann zusammen.

Die Bereitschaft, welche in Halle die Ankunft des Hauptheeres erwartete, um seinen Uebergang auf das rechte Saaleufer zu unterstützen, war eben im Begriff, nachdem das Unglück von Auerstädt bekannt geworden, sich nach Magdeburg in Marsch zu setzen, als sie von Bernadotte[50]), der von Querfurt kam, angegriffen und geworfen wurde. Der Heerkörper führte seinen Rückzug über Roslau nach Magdeburg aus, versäumte aber, die Roslauer Brücke zu zerstören; wenigstens konnte sie von den Franzosen baldigst wiederhergestellt werden, wie das auch mit der Brücke bei Wittenberg der Fall war. Der Herzog von Weimar, der mit seinem Heerhaufen, den er zusammenzuhalten wußte, bis nach Stendal gelangt war, übergab ihn auf die Aufforderung Napoleons, nach seinem Lande zurückzukehren, jedoch nicht ohne ausdrückliches Geheiß des Königs, dem General Winning.

Das große Heer, welches nicht allein Preußen zu behaupten, sondern den Widerstand und die Unabhängigkeit von Norddeutschland zu verfechten und eine allgemeine Bewegung gegen Napoleon herbeizuführen bestimmt gewesen war, sah man plötzlich nicht mehr im Felde. Durch e i n e n Schlag war die Gestalt der Welt verändert oder sollte es doch werden.

Nr. 5. Hardenberg, Stein und Scharnhorst[51]).

I.

Die Meinung, daß in der inneren Verwaltung der ersten Jahre Friedrich Wilhelms III. alles verdorben und zum Untergange reif gewesen, darf man nicht geradehin wiederholen. Auch die, welche sie verbessern wollten, erkannten doch an, daß darin mehr Ordnung und Ehrlichkeit geherrscht habe als in den meisten anderen Staaten der Zeit. Wenn dem preußischen Beamtenwesen der Vorwurf gemacht wird, daß die Anstellungen zugleich als persönliche Versorgungen betrachtet worden seien, so kann man fragen, wo und wann das in einem auf Einherrschaft beruhenden Staate anders gewesen ist. Aber

wie schon oben berührt, nach dem Tode Friedrichs II. [1786] fehlte es an der starken Hand, die die ganze Ordnung nach einem Ziele leitete. Die Ausdehnung, die sie bei den Erweiterungen des Staates erfuhr, wirkte dazu mit, die Beamtenwelt selbständiger zu machen. Eine allgemeine Förmlichkeit nahm überhand, gegen die wenig auszurichten war. Nicht als ob es an Bestrebungen zur Verbesserung gefehlt hätte; in allen Zweigen der Verwaltung gab es gute Köpfe, welche nach einer Verbesserung trachteten, allein sie konnten nicht durchdringen. Die Minister selbst konnten es nicht; häufig waren sie untereinander entzweit.

Bei diesem Verhältnis der Behörden war nun das Kabinett des Königs zu einer großen Wirksamkeit gelangt. Wie Beyme [52]) einmal sagt, die Kabinettsräte müßten den gegenseitigen Streit der Behörden verhüten; indem sie aber auch die Minister selbst unter ihrer Einwirkung zu halten suchten, gaben sie den untergeordneten Behörden ein Gefühl von Widerstandskraft gegen jene, welches eine gewisse Unbotmäßigkeit veranlaßte, so daß alle wichtigen Entscheidungen an die Kabinettsräte gelangten. Sie verkörperten die höchste Gewalt, sie handelten unter dem persönlichen Einflusse des Königs. Aber dieser selbst kam in den Fall, mit seinen Anschauungen, die in vielen Beziehungen auf Verbesserungen zielten, nicht durchdringen zu können. Das Kabinett griff in alles ein, ohne jedoch zu einer eigentlichen Leitung der Geschäfte zu gelangen. Alles war von Rücksichten bedingt, welche die Gedanken durchgreifender Verbesserungen zwar nicht erstickten, aber doch lähmten und nicht zur Ausführung kommen ließen. Auch die Gewalt, welche Graf Haugwitz in den auswärtigen Angelegenheiten ausübte — denn in die inneren griff er wenig ein — beruhte auf seiner Verbindung mit dem Kabinett, besonders mit dem Kabinettsrat Lombard. Der ganze Zustand entsprach der Ordnung des Friedens und der Vermittelung, in welcher man lebte und die man aufrechtzuerhalten bemüht war. Auch ließ sich wohl denken, daß es einer schwankenden und nicht eben starken französischen Staatsleitung gegenüber, wie die des Direktoriums [1795—1799] war, sich behauptet haben würde. Aber im Kampfe mit Napoleon, der die kriegerischen Absichten des französischen Freistaates durch das Glück

seiner Waffen verdoppelte und eine Weltherrschaft auf dem Festlande anstrebte, war ein solcher Gedanke unmöglich.

Indem in Frankreich alle Kräfte zu dem einen Zwecke des Krieges zusammengenommen wurden, kam in Preußen die Heereseinrichtung, welche das Wesen des Staates bestimmte, doch nicht zu voller Erscheinung. Bürgerliche Verfassung und Heereseinrichtungen griffen nicht gehörig ineinander. Ich will davon nur ein Beispiel anführen, welches schlagend ist. Dem kampfgerüsteten und unzuverlässigen Feinde gegenüber blieben die preußischen Festungen vernachlässigt, nicht weil die Heeresbehörden ihre Aufmerksamkeit nicht darauf gerichtet hätten, sondern weil es die Verwaltung der Staatseinkünfte nicht gestattete. Die Einrichtung war, daß die Erträge der Kassen und die für die Ueberschüsse angemessen scheinende Verwendung zusammen alljährlich dem Könige vorgelegt wurden nach den verschiedenen Zweigen der Verwaltung. Von den Gesamtbeträgen der Ueberschüsse aber hing es ab, was man etwa vornehmen könne. Da hatten sich nun seit einiger Zeit keine Ueberschüsse gefunden, die zur Verbesserung der Mängel in den Festungen, wiewohl man sie kannte, hätten verwendet werden können, was keine Gefahr zu haben schien, solange die Anstrebung des Friedens und der Neutralität anhielt. Auch in anderen Zweigen ließ sich ähnliches wahrnehmen. Es gab eben kein Mittel, um die oberste Verwaltung instandzusetzen, dem augenscheinlichen Bedürfnisse gerecht zu werden. Der Fehler des Grafen Haugwitz lag vor allem darin, daß er in einer plötzlichen Aufwallung den Krieg, den er eigentlich nicht wollte, doch herausforderte, ohne eine nachdrückliche Verteidigung irgendwie vorbereitet zu haben. Mit der Doppelschlacht von Jena und Auerstädt war die Sache, die man verfocht, überhaupt so gut wie verloren. In jeder anderen Beziehung wurde der kriegerische Staat ungerüstet gefunden. Der unerwartete und schimpfliche Fall der Festungen trug zu dem Verderben nicht weniger bei als die Niederlage selbst. Der allgemeine Zusammenbruch brachte es mit sich, daß die ganze Ordnung, wie sie vor dem Kampfe gewesen war, nicht behauptet werden konnte, sondern zugrundegehen mußte.

Schon vor dem Zusammenbruch ist, wie oben erwähnt worden, das Ungenügende dieses Zustandes sehr ernstlich zur Erwägung ge-

kommen. Der Finanzminister Freiherr vom Stein [53]), der in seinem eigenen Fache, besonders bei den Geldgeschäften und dem Bankwesen, die obwaltenden Schäden schonungslos angriff, brachte auch die Unzuträglichkeit der allgemeinen Verwaltungszustände mit der ihm eingeborenen Entschlossenheit zur Sprache. Was ihn dazu bewog, waren nicht allein die inneren Mängel, sondern auch die äußeren Gefahren, das allgemeine Mißtrauen, welches die Staatskunst des Grafen Haugwitz und sein Einverständnis mit dem Kabinettsrat Lombard [54]) erweckten. Den nächsten unmittelbaren Anlaß dazu gab der Rücktritt des Grafen Haugwitz nach den Beratungen von Osterode (Nov. 1806) und die dadurch eintretende Notwendigkeit, das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten anderweitig zu besetzen. Lombard, von allgemeinem Haß betroffen, einmal gefangengesetzt, dann wieder befreit, erschien nicht mehr in der Nähe des Königs; aber Beyme hatte sich im Kabinett gehalten. Eigentlich auf dessen Rat war es, daß das erledigte Ministerium dem Minister Stein angeboten wurde. Stein lehnte die Stellung, zu der er nicht hinreichend vorbereitet sei, ab und richtete die Aufmerksamkeit wieder auf Hardenberg, der, immer noch Kabinettsminister, doch damals von allen Beratungen ferngehalten wurde. Seinerseits aber brachte nun Stein die früheren gegen die Kabinettsregierung erhobenen Beschwerden wieder zur Sprache.... Die Verbindung eines Ministerrates mit der Einrichtung der Kabinettsräte verwarf er unbedingt. Er sagt: der König wähle und entlasse seine Minister; weshalb solle er sich vertrautere Räte als sie zur Beurteilung eines jeden von ihnen vorgetragenen Planes und Entschlusses für seinen näheren Zutritt wählen? Die Frage ist von einer allgemeinen Bedeutung für den Staat. Sollte der Fürst an die Gutachten der Verwaltungsbehörden, von denen jede doch nur einen Zweig umfaßt und bei denen auf keine volle Uebereinstimmung zu zählen ist, gebunden sein? Oder soll er in seinem Kabinett noch Räte haben, um sie zu prüfen und eine unabhängige persönliche Entscheidung zu fassen? Die beiden Unzuständigkeiten, die eine, daß Beschlüsse ohne Teilnahme der Minister gefaßt werden, und die andere, daß die Minister untereinander nicht zusammenstimmen, führten, wohlbetrachtet, zu dem Schlusse, daß es einen leitenden Kabinettsminister geben müsse, der, in ununterbro-

chener Beziehung zu dem Fürsten, zugleich über die anderen Ministerien eine leitende Gewalt ausübe. Das wurde jedoch nicht unumwunden ausgesprochen. Ob es aber auch nicht gedacht worden ist? ... Die Aufstellung eines ersten Ministers erschien dergestalt als ein Bedürfnis der königlichen Gewalt selbst.

Unendlich wichtig sind jene Tage in Bartenstein, in denen auf eine allgemeine Erneuerung der großen öffentlichen Verhältnisse Bedacht genommen, zugleich aber, ohne daß man viel davon gesprochen hätte, ein erster Minister aufgestellt wurde. In den Besitz der höchsten Gewalt unmittelbar unter dem Könige trat der Mann ein, der für die inneren Zustände keineswegs eine Erneuerung, sondern eine durchgreifende Umbildung im Sinne hatte. Der König war vollkommen davon unterrichtet. Indem Hardenberg im Anfang März auf die Verbindung der auf den Krieg bezüglichen Tätigkeiten mit dem auswärtigen Ministerium antrug, hat er noch weiter ausgreifende Absichten geäußert und empfohlen. Vor allem die öffentliche Meinung müsse mehr als bisher berücksichtigt werden; man müsse diejenigen, die sich hervorgetan, belohnen und auszeichnen, die Pflichtvergessenen strafen, Klagen und Kleinmütige entfernen. Er drängt auf eine durchgreifende Heilung der Mängel der Geschäftsführung und spricht bereits das Wort aus: „Neugestaltung der Verfassung." Jetzt komme es auf Mittel der Rettung, künftig auf eine gänzliche Wiedergeburt an. Er verschweigt nicht, daß ohne eine Umgestaltung des Heeres schlechterdings kein Ansehen in Europa erlangt werden könne; als Hauptgrundsatz dabei empfiehlt er die Aufhebung aller Befreiungen bei der Gestellung und Beförderung allein nach Verdienst.

Nach der Rückkehr von Bartenstein nach Memel blieb der gesamte Geschäffsumfang in den Händen Hardenbergs vereinigt. Zu dessen Verwaltung berief er für die inneren Angelegenheiten Altenstein, Schön, Niebuhr, Stägemann[55]) in seine Nähe. Welch ein Ereignis für das gesamte Staatswesen war es nun, daß Napoleon bei dem Frieden von Tilsit[56]) die Entfernung Hardenbergs von dem auswärtigen Ministerium zu einer unerläßlichen Bedingung machte. Man hielt es anfangs noch für möglich, daß er die Abteilung des Innern beibehalten könne; ein ähnlicher Vorschlag war schon früher erwogen

worden. Hardenberg dagegen war überzeugt, daß sein längeres Verweilen in welcher Eigenschaft auch immer dem König und dem Staate nachteilig sein werde. Er faßte auf der Stelle die Meinung, daß alles geschehen müsse, um Stein für die inneren Angelegenheiten zurückzurufen. Um aber für den Fall, den man voraussetzte, daß Stein den Ruf annehme, den Fortgang der Geschäfte in dem einmal eingeleiteten Sinne aufrechtzuerhalten, schlug Hardenberg vor, seine vier Mitarbeiter, die seine Ansicht teilten, zu einem Kronausschuß zu vereinigen.... Der König trug kein Bedenken, die Vorschläge Hardenbergs zu genehmigen.

Es war in Riga, fern von der unmittelbaren Einwirkung der Tagesereignisse und Tagesbeschäftigungen, wo die Gedanken, die bei der letzten Verwaltungstätigkeit bereits vorgeschwebt hatten, von dem Minister Hardenberg, der sich dahin flüchtete seiner dem Könige gegebenen Zusage gemäß, und dem Geheimen Finanzrat Freiherrn von Altenstein, damals seinem vertrauten Freunde und Ratgeber, überlegt und in zwei verschiedenen Gutachten, die doch miteinander aufs genaueste in Verbindung stehen, zusammengefaßt wurden. Die Aufgabe für sie lag darin, die Mittel zu einer Wiederherstellung der Macht und Größe Preußens an die Hand zu geben. Altenstein bemerkt ohne Umschweif, die Herstellung des Alten überhaupt mit den durch die Umstände aufgenötigten Veränderungen könne doch zu nichts führen als zu wiederholtem Verderben. Auch die Verfolgung einzelner noch so schöner Gedanken würde nur eben einen Kampf im Inneren hervorrufen. Er spricht aus, daß eine neue Schöpfung notwendig sei, eine durchgreifende Umbildung, ausgehend von einem herrschenden Gesichtspunkt. Der oberste Gesichtspunkt ist immer der Gegensatz zu Napoleon. Auf Altenstein machte die persönliche Erscheinung des französischen Kaisers den Eindruck, daß dieser recht eigentlich dazu da sei, um das Schwache und Untaugliche zu zermalmen; er habe das Ziel des Umsturzes, das Alte und Ruhende umzustürzen, um seine Kräfte zu wecken und zu einer unaufhaltsamen Aeußerung zu bringen, zu seiner eigenen gemacht. So bezeichnet es auch Hardenberg als die Schickung Napoleons: das Schwache, Kraftlose, Veraltete überall zu zerstören und neue Kräfte zu wecken. Altenstein sieht in Napoleon einen Mann des Geschickes, Hardenberg ein Werkzeug der Vorsehung,

deren Zweck eben die Vernichtung des Abgestorbenen sei, wie sie in der körperlichen Welt begegne. Es sei ein Wahn, dem Umsturz durch starres Festhalten an dem Herkömmlichen widerstehen zu wollen; man befördere sie vielmehr dadurch und verfalle dem Untergang. Altenstein findet, daß man nur durch höhere Kraftentwicklung, durch Hingebung an das höchste Gut Widerstand leisten könne, also durch eine Umwälzung, aber mit Aufrechterhaltung von Frömmigkeit und Sitte. Durch das Ergreifen dieses Gedankens werde ein von gleichem Geist wie der Umsturz durchdrungener höherer Gesichtspunkt gebildet werden, durch dessen Ausführung der preußische Staat zur Ueberlegenheit über alle anderen gelangen müsse. Hardenberg braucht unumwunden den Ausdruck: „demokratische Grundsätze in einer monarchischen Regierung". Indem der Druck der napoleonischen Einwirkungen erst recht empfunden wurde, die gewaltsamen Bewegungen der Staatskunst selbst den Untergang drohten, die Zukunft dunkel und fast verzweifelt erschien, sahen Hardenberg und Altenstein die einzige Rettung in einer Umbildung von Grund aus, durch welche gleichsam ein neues Volk geschaffen und der Staat wieder zu einer selbständigen Haltung fähig werden sollte. Die außerordentliche Lage rief nahezu außerordentliche Bestrebungen hervor, die jedoch wieder ihre Grenze in den ewigen Gedanken haben sollten. Es war gleichsam eine öffentliche und werktätige Weisheit des Gemeinwesens, von der man das Heil erwartete. Daß der Gedanke nicht so, wie er geboren wurde, zur Ausführung gebracht werden konnte, liegt in der Natur menschlicher Dinge [57]). —

Eine in ihrer Art einzige Erscheinung ist es doch, daß in einem so niedergedrückten und gleichsam zur Vernichtung bestimmten Lande Gedanken erwachen und Eingang finden, welche das Zusammengreifen einer allgemeinen Tätigkeit zu den höchsten Zwecken der Gesellschaft und des Staates, die zugleich Hochgedanken der Menschheit sind, sittlicher, geistiger und staatsbürgerlicher Natur, als Lebensbedingung für die Zukunft aufstellen. Es ist eine Erneuerung von Grund aus, wonach man strebt, frei von allem Herkömmlichen, so daß gleichsam, wie angedeutet, ein neues Volk gebildet werden soll. So verlangt Altenstein, daß auch das Heer von Grund aus umgebildet werde; er bekämpft besonders sein in sich abgeschlossenes Dasein. Es müsse viel-

mehr, da es die Kraftäußerung des Volkes nach außen bedinge, in dem engsten Zusammenhange mit dem Gemeinwesen stehen.

Alles zielt dahin, ein auf das engste erneuertes Volkstum zu bilden. Altenstein meinte das zu erreichen, indem er die Landesverschiedenheiten zu erhalten, aber zu veredeln riet. Hardenberg ist nicht dieser Meinung. Man hat auch später wieder zuweilen von Provinzialministerien geredet; es hat eine Zeit gegeben, in welcher man von acht verschiedenen Königreichen in dem Staate Preußen sprach. Hardenberg nahm eine entschiedene Richtung hiegegen. Der tiefere Grund, daß man Fachministerien, unter denen sich die verschiedenen Landschaften vereinigen sollten, den Provinzialministerien vorzog, lag darin, daß man sich in dem Bilde des Begriffes eines Volkstums bewegte. Die großen Provinzen sollten doch nicht als Besonderheiten dastehen, sie sollten alle nur eben ein Preußen ausmachen: „Der ganze Staat heiße künftig Preußen. In diesen Namen fließe der Schlesier, der eigentliche Preuße, der Pommer, der Brandenburger zusammen; der König nenne sich bloß König von Preußen und nehme das einfache Wappen davon an, zumal da er so manche alte treue Provinz verloren hat und deren Name und Wappen wird weglassen müssen."

II.

Die beiden Gutachten sind durch Altenstein, der von Riga nach Memel zurückging, noch im September 1807 dem König überliefert worden. In einem diese Gutachten begleitenden Schreiben sagt Hardenberg unter anderem, dem Minister Stein, dessen Zurückberufung er dem König empfohlen hatte, möge er sein Vertrauen ganz schenken und das lebhaft äußern; damit werde er sich dessen Anhänglichkeit sichern und die entgegengesetzten Umtriebe zerstreuen.... Hardenberg hatte sich selbst an Stein gewendet, um ihn zum Wiedereintritt aufzufordern. Er schreibt ihm: „Ich hatte nur ein Mittel, dem König nützlich zu werden; es bestand darin, ihn zu bewegen, Sie zurückzurufen. Von den vorgefallenen Mißverständnissen soll keine Rede mehr sein. Der König hat viel gewonnen durch seine Standhaftigkeit in dem Unglück. Wenn Sie ihn richtig behandeln, werden Sie

ihn zu allem, was gut und nützlich ist, bewegen, ebenso wie es mir gelungen ist. Er hatte die gute Eigenschaft, Widerspruch zu ertragen, vorausgesetzt, daß es mit der Rücksicht geschieht, die man dem Herrscher schuldig ist, ohne Bitterkeit und Hingebung."

Auf Stein, der sich damals auf seinem Gute in Nassau befand, mußte es wohl Eindruck machen, daß zur Durchführung einer zum Teil von ihm selbst eingeleiteten Verbesserung seine kräftige Hülfe nötig wurde. Er war noch in der Genesung von einer schweren Krankheit begriffen, zögerte aber keinen Augenblick, seinen Entschluß zu fassen. Am 30. September traf er in Memel ein. Der König sprach die Hoffnung aus, daß seine kraftvolle Geschäftsführung das Verworrene des bisherigen Zustandes baldigst zu ordnen imstande sein werde. Doch hatte Stein vor seinem Eintritt noch einen ziemlich harten Strauß zu bestehen. Vor allem forderte er die Entfernung des Kabinettsrates Beyme, den der König schätzte und gern sah. — Am 5. Oktober trat Stein sein Amt an. Beyme wurde nicht entfernt, aber er bearbeitete nur die ihm von Stein zugewiesenen Sachen. Durch eine Verordnung vom 7. Oktober erklärte der König: da die jetzige Lage des Staates und seine künftige Wiedereinrichtung eine Einheit der Geschäftsführung erfordere, so habe er dem Minister von Stein die Leitung aller bürgerlichen Angelegenheiten anvertraut, so daß dieser alle laufenden Eingaben dem König unmittelbar vortragen solle. Zugleich drückt er die Voraussetzung aus, daß Stein mit den Gedanken, die Hardenberg geäußert hatte, übereinstimme, wie sich das auch, wenn nicht in jeder Einzelheit, doch im allgemeinen verhielt. Das Verhältnis zeigt sich unter anderem in den Bemerkungen, die Stein über die Verfassung der Behörden dem Gutachten Altensteins hinzufügte.

Auch er erörtert die Frage, ob ein leitender Minister oder ein Staatsrat vorzuziehen sei; für das erste spreche die Notwendigkeit von Einheit und Kraft, das zweite würde später das Bessere sein, weil es eine größere Mannigfaltigkeit der Ansichten herbeiführe, während bei e i n e m Minister für persönliche Freiheit kein Spielraum eintrete. Auch sein Gedanke ist, daß die Umformung der Verfassung e i n e m übertragen werden soll, die spätere Verwaltung dagegen einem Staatsrate. Die erste Amtshandlung Steins als Minister

war die Entscheidung der noch unerledigten Frage, ob das Gesetz über die Aufhebung der Erbuntertänigkeit nur auf Preußen beschränkt, oder auf den ganzen Staat ausgedehnt werden solle. Das letzte wurde durch die Vorstellung des Staates als eine Einheit unbedingt gefordert. Der König gab zu erwägen, der Grundsatz, daß einem jeden der freie Gebrauch seiner Person und seines Eigentums zustehen solle, sei auf alle Landschaften gleich anwendbar und für alle gleich wohltätig. Demgemäß wurde der Erlaß am 9. Oktober verkündigt. Es war das Zeichen zu der bevorstehenden Umgestaltung der bürgerlichen Verhältnisse. So trat Stein in die von Hardenberg vorbereitete Stellung, jedoch mit dem Unterschiede, daß bei diesem das auswärtige Ministerium, dem nur andere Angelegenheiten angegliedert wurden, zugrunde lag, bei Stein dagegen die Leitung auf das Innere allem anderen voranging.

Stein gehörte einem reichsfreiherrlichen Geschlecht an, das seit unvordenklichen Zeiten die Burg zu Nassau besaß; er wuchs auf im Gefühl der zweifachen Pflicht, seine Standesehre zu wahren und in der Welt etwas Nützliches zu leisten. Wie Hardenberg war auch Stein ursprünglich dazu bestimmt, in den Reichsbehörden zu arbeiten, und einen Augenblick hat er sich zu staatsmännischen Geschäften angeschickt. Doch stand er bald von dem einen und dem anderen ab und widmete sich unter der Leitung desselben Mannes, dem auch Hardenberg so viel verdankte, des Ministers von Heynitz, dem inneren Dienste von Preußen. Wenn der Ruf Friedrichs d. Gr. in Hardenberg früh eine Hinneigung zu Preußen hervorrief, so war das bei Stein in noch höherem Maße der Fall. Die Haltung Friedrichs in dem bayerischen Erbfolgekriege (1779), die als eine Verteidigung aller deutscher Rechte erschien, bestimmte ihn, in die preußische Verwaltung zu treten, in der er von unten auf diente, aber dann noch in frischen Jahren zu den höchsten Stellen zur Seite Hardenbergs emporstieg.

Persönlich waren sie doch sehr verschieden. Von Stein behauptet man, Napoleon selbst habe ihn zum Nachfolger Hardenbergs bestimmt und ihn als einen Mann von Geist bezeichnet; er kannte nicht die Uebereinstimmung der Grundanschauungen, die zwischen beiden obwaltete, nur daß Hardenberg allezeit mehr von den europäischen

Beziehungen, in denen er sich bewegte, Stein dagegen von den Bedürfnissen der inneren Erneuerung, denen er schon bisher in seinem Kreise alle Kräfte gewidmet hatte, ausging. Hardenberg war keineswegs mustergültig in seinem bürgerlichen Leben; an Stein hätte niemand auch nur den geringsten Tadel in dieser Beziehung entdecken können. Er lebte in dem von seinen Altvordern überkommenden sittlichen und religiösen Begriff. Er mochte nicht alles das besitzen, was man zur Bildung des Jahrhunderts rechnete; er war eben ein eigentümlicher Geist, aus tiefen Wurzeln hervorgewachsen, und das altväterliche Deutsch, das er schreibt, wie wird es unter seiner Feder so markig, edel und großartig! Seiner Geschäfte war er vollkommen Meister und wollte es sein. Ich möchte nicht wiederholen, daß er seine Gedanken niemals verändert habe, aber wie er sie in jedem Augenblicke faßte, so sprach er sie nachdrücklich und fortreißend aus. In der Erörterung erschien er unwiderstehlich, durchgreifend, schlagend und witzig. Durch und durch in dem tätigen Leben stehend, zeigte er sich zugleich immer von hohen Gedanken erfüllt. Auch Hardenberg verlor nie die germanische Gesamtheit aus den Augen; in Stein schlug noch mehr ein deutsches Herz. Die sittliche Macht des deutschen Gedankens wohnte in seiner Seele.

Wenn nun die bürgerliche Verwaltung in die Hände eines Mannes von dieser Sinnesweise gelangte, so war es von doppeltem Werte, daß auch in der Heeresverwaltung ein Mann von sittlichem Adel und unendlicher Befähigung einen entscheidenden Einfluß gewann; es ist Scharnhorst[58]). Er war nicht ein Schloßgesessener des alten Adels; seine ersten Jahre hat er in einem von seinem Vater gepachteten Vorwerk zugebracht, die Grundlagen alles Wissens in einer armseligen Dorfschule erlernt; den übrigen Tag hindurch hat er wohl die Schafe seines Vaters gehütet oder sich mit den kleinen Dienstleistungen des Landlebens beschäftigt und dann zur Erholung in einem nahen See geangelt. Unmittelbar von da hinweg war er in die Soldatenschule des Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg[59]) auf Wilhelmstein versetzt worden, in welcher ernstes Lernen der soldatischen Wissenschaften mit wirklichen Uebungen verbunden war. In dem Feldzuge von 1794, den er in dem hannoverschen Heere mitmachte, lernte er die neue Kriegsart der Franzosen kennen und durch-

drang sich mit der Notwendigkeit einer entsprechenden Erneuerung in dem diesseitigen Heerwesen. Von dem Herzog von Braunschweig, der ihn schätzte und liebte, wurde er in den preußischen Dienst gezogen. Er verband mehr als irgend ein anderer Lehre und Uebung. In Berlin erwarb er sich besonders durch soldatischen Unterricht nach den neuen Ansichten, die in ihm erwachten, einen nicht geringen Einfluß auf die Ausbildung der Offiziere; er wurde hauptsächlich als gelehrter Soldat geschätzt. Denn die Aeußerlichkeiten, auf welche man bei den Soldaten am meisten zu sehen pflegt, stramme Haltung zu Pferde und zu Fuß, in Worten und Gebärden, waren ihm nicht eigen. Sein Gang war lässig, er senkte gern seinen Kopf auf die Brust; sein Ausdruck war mehr nachgiebig als gebieterisch. Nur im Reiche der soldatischen Gedanken war er unabhängig, sowohl von dem Hergebrachten als von den alle Tage sich ausbildenden großsprecherischen Lehren. Sein Vortrag litt an einer gewissen Unbehilflichkeit; aber wenn man ihm nur folgte, so gelangte man zu genauen Vorstellungen, welche überzeugten. Denn nicht zu glänzen war sein Sinn, sondern zu unterrichten. Er vermied selbst den Anschein der hohen Geisteskraft und suchte immer an das Gewohnte und geschichtlich Anerkannte anzuknüpfen. Sein tapferes Verhalten im Felde, mit einsichtsvollen Ratschlägen gepaart, denen Blücher die guten Erfolge zuschrieb, die er noch im Jahre 1806 errang, verschaffte ihm Ansehen als Soldat. Es verdroß ihn, daß er es im Heere doch nicht zu einer von fremdem Befehl unabhängigen Stellung brachte, nicht einen Tag lang, wie er klagte, zu einer anerkannten Befehlsstellung gelangte. Dagegen ward ihm das Glück zuteil, zum engsten Einverständnis mit dem König zu gelangen. Das bescheidene und gediegene Wesen Scharnhorsts, seine mit Vorsicht gepaarte Entschlossenheit erwarben ihm dessen volles Vertrauen; zwischen dem sonst einsilbigen König und dem wissenschaftlichen Offizier, der offene Augen hatte, bildete sich ein das ganze Heerwesen umfassendes Einverständnis. Er wurde zum Vorsitzenden eines zur Erneuerung des Heeres niedergesetzten Ausschusses ernannt [60]).

Der vertraute und kundige Freund Scharnhorsts, Clausewitz, bezeichnet folgendes als die Hauptgesichtspunkte, die jener dabei befolgt habe: eine der neuen Kriegsart entsprechende Einteilung, Be-

waffnung und Ausrüstung des neuen Heeres; Veredelung der Bestandteile und Erhebung ihres Geistes; daher die Abstellung der Einrichtung der Anwerbung von Ausländern, allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienst, Abschaffung der körperlichen Strafen, Errichtung guter militärischer Bildungsanstalten, sorgfältige Auswahl derjenigen Offiziere, welche an die Spitze der größeren Abteilungen gestellt werden, ohne die Rücksicht auf das Alter, die bisher vorgewaltet hatte, veränderte Kriegsübungen. Unmittelbar nach dem Frieden wurde der Ausschuß eingesetzt; der König ließ ihm eine, von ihm selbst schon vor dem Frieden niedergeschriebene Vorlage zugehen, welche alle diese Punkte berührt nur mit Ausnahme desjenigen, der sich auf die Bildungsanstalten bezieht. Das Heer soll überhaupt nicht wieder auf den alten Fuß gesetzt, alle diejenigen sollen bestraft werden, die offenbar ihre Schuldigkeit nicht getan haben. Bei der Beförderung soll eine Veränderung eintreten, um die Wiedereinsetzung solcher zu vermeiden, die an Körper und Geist untauglich geworden sind. Der König denkt darauf, den Eintritt der Nichtadeligen in das Heer zu erleichtern, eine Absicht, die er gleich in einem der ersten militärischen Erlasse nach dem Zusammenbruch kundgegeben hat. Man soll ein richtiges, auf neue Erfahrungen gegründetes Verhältnis unter den Truppengattungen einrichten, besonders das leichte Fußvolk nach dem Beispiel der Franzosen vermehren. Die Ergänzungsordnung soll gänzlich geändert werden. Auch die Bekleidung soll man zeitgemäß verändern und besonders dafür sorgen, daß die Hauptleute an der Beschaffung der kleinen Bekleidungsstücke keinen Anteil haben. Die Vorlagen des Königs sind nicht als Anordnungen gefaßt, häufig sind sie Anfragen; sie enthalten nur die Gesichtspunkte, welche der Ausschuß ebenfalls im Auge behalten und worüber er seine Vorschläge zu machen hat.

Man könnte in Erstaunen geraten, daß das auf die Einrichtungen des großen Friedrich gegründete Heer doch so vieles zu wünschen übrig ließ. Friedrich hatte eben nur Einrichtungen, die er vorfand und die er vollkommen zu beherrschen wußte, nach seinem Sinne zusammengehalten und geleitet. Wie Ludwig XIV. die Lehnseinrichtung beibehielt und nur dessen Kräfte zu vereinigen trachtete, so war es auch von Friedrich II. an seiner Stelle geschehen; er hatte sich den Fran-

zosen überlegen gezeigt. Aber nun war in Frankreich der Umsturz dazwischen gekommen. Die Abschaffung aller Vorrechte hatte wie die staatliche so auch die Heeresverfassung umgestaltet. Da sollten nun auch in Preußen alle vorhandenen Kräfte besser zusammengenommen werden, um eine größere Gesamtkraft zu erzielen.

In den beiden Gutachten über die Erneuerung des Staates war auf die für das Heer erforderliche Umbildung besondere Rücksicht genommen worden.... Auch Scharnhorst näherte sich ihnen in einigen besonderen Gutachten. Das erste vom 31. Juli 1807 ist noch ganz auf den vorliegenden Zustand berechnet; die Verteidigung ist ihm die Hauptsache.... Noch umfassender, jedoch auf derselben Grundlage beruhend, ist ein Gutachten Scharnhorsts vom 31. August. Er geht dabei von dem Grundsatz aus, daß alle Einwohner geborene Verteidiger des Staates seien. Das stehende Heer besteht aus denen, welche auf Kosten des Staates gekleidet, bewaffnet und geübt werden; alle übrigen streitbaren Männer zwischen dem 18. und 30. Jahre, von denen vorausgesetzt wird, daß sie sich selbst bewaffnen und bekleiden, bilden die Reserve. Diese Reserve, an sich zur Erhaltung der inneren Ruhe und zur Verteidigung bestimmt, soll doch auch ihre Landschaft verlassen, falls die Deckung des Staates es erfordert.

Wenn es unleugbar ist, daß diese Entwürfe, welche die Teilnahme des ganzen Volkes an dem Kriegsheere in sich schlossen, die Grundlage der späteren Verfassung enthalten, so war diese selbst damit doch noch nicht zustande gekommen. Die Entwürfe Scharnhorsts wurden von dem Erneuerungsausschuß geprüft und im allgemeinen angenommen. Auf den ausdrücklichen Befehl des Königs wurden sie Stein mitgeteilt, der dann auch Schön zu Rate zog.... Die Tätigkeit des Ausschusses wird in folgenden Worten Scharnhorsts gekennzeichnet: „Man muß der Nation das Gefühl der Selbständigkeit einflößen. Wir haben eine innere Reorganisation des Militärs in Hinsicht sowohl auf die Formation, das Avancement, die Uebung als auch insbesondere den Geist hingearbeitet. Der König hat ohne alle Vorurteile nicht allein sich willig gezeigt, sondern uns sehr viele, dem Geist und den neuen Verhältnissen angemessene Gedanken gegeben."

III.

Die Ereignisse in Spanien[61]), welche Napoleon nötigten, alle übrigen verfügbaren Kräfte dahin zu wenden, brachten in Deutschland die Wirkung hervor, daß man zum Widerstande gegen ihn Mut faßte; der völkische Gedanke erwachte und stärkte sich in Deutschland an diesem Beispiel. Der Minister Stein versichert, es habe ihm Mühe gekostet, einen unzeitigen Ausbruch zurückzuhalten; nicht, als ob er diese Gefühle der tiefen Entrüstung und des erwachenden Mutes nicht geteilt hätte, sie waren in ihm so stark wie in irgend jemandem. Allein sein Beruf war es vielmehr, die inneren Kräfte zu einem Kampfe vorzubereiten, als einen solchen unverzüglich hervorzurufen. Alle seine Amtshandlungen als Minister waren zugleich von diesem Antriebe geleitet. Dem schon erwähnten Gesetze über die Erbuntertänigkeit, welches dahin zielte, die Leibeigenschaft aufzuheben mit allen ihren Folgen, besonders dem drückenden Gesindezwang, fügte er nach einiger Zeit die Städteordnung hinzu, deren Zweck es war, dem bloß mit den Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens beschäftigten Tun und Treiben eine höhere Richtung zu geben und lebendige Teilnahme an dem Gemeinwesen, dem jeder angehöre, zu erwecken. Auf den Staatsgütern wurden die Bauern in freie Eigentümer verwandelt; man wollte deren in kurzem 30 000 zählen. In allen Zweigen wurde die strengste Sparsamkeit eingeführt; empfindliche Einschränkungen bei der Hofhaltung ließ sich der König gern gefallen; denn alle Kräfte mußten zu den allgemeinen Zwecken aufgeboten werden. Die in dem Heeresausschuß unter Steins Teilnahme beschlossenen Anordnungen wurden ins Werk gesetzt; die Herbeiziehung der höheren Klassen zum Kriegsdienste hatte die Folge, daß die Ausländer aus dem Heere schieden. Es war ein Ereignis, daß die Stockprügel abgeschafft wurden. Was man aber auch tun und vorkehren mochte, über allem lag der Druck, welcher die Anwesenheit der französischen Truppen veranlaßte. Ohne Zahlung der Kriegssteuer konnte der König nicht wieder Herr in seinem eigenen Lande werden. —

Eben indem die drückenden Geldverlegenheiten Preußen in die größte Gefahr brachten, mußte nun der Mann, der vielleicht fähig gewesen wäre, sie zu bestehen, der Minister Stein, aus dem Dienste scheiden[62]). Bei seinem Abgange schien auch alles zweifelhaft zu werden, was er für die innere Erneuerung angebahnt hatte. Die Zukunft Preußens aber hing davon ab, daß ein mit der Steinschen Sinnesweise verwandtes Ministerium gebildet wurde. Unter Steins Mitwirkung wurde erreicht, daß Graf Dohna-Schlobitten, Beyme, Scharnhorst als Minister eintrdten; der König wählte Altenstein selbst für die Staatseinkünfte. Es waren alles Männer, von denen man voraussetzen durfte, daß sie die bisherige Anordnung aufrechterhalten würden. Damit aber nicht etwa doch der einmal eingeschlagene Weg der Erneuerung wieder verlassen würde, hat Stein noch ein Rundschreiben an die Minister und die Mitglieder des Staatsrates erlassen, welches als ein staatsmännisches Vermächtnis bezeichnet wird. Er bemerkt darin, daß er, unfähig, auf die äußern Verhältnisse bestimmend einzuwirken, sein Ziel in der inneren Verwaltung des Staates, für den er lebe und leben werde, gesucht habe. Er erinnert an die durch ihn veröffentlichten Gesetze über die Abschaffung der Erbuntertänigkeit und die Städteordnung, durch welche jedermann in den Städten und auf dem Lande zum freien Gebrauch seiner Kräfte Raum erlangt habe, so daß das Volk um so mehr auf Leben und Tod an König und Vaterland festgehalten werde. In dem Willen freier Menschen sei der unerschütterliche Grundpfeiler des Thrones gegründet. Er gedenkt der Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit, die er bereits eingeleitet habe. Schön erzählt, sie sei nur dadurch möglich geworden, daß Stein eine allgemeine Sitzung der Minister gebildet und für diese Maßregel gewonnen habe; denn auf anderen Seiten habe er großen Widerstand gefunden. Der Gedanke, der dabei zugrunde lag, war, daß nur die höchste Gewalt das Richteramt ausüben und, wenn sie wolle, verleihen könne; aber untunlich sei es, Untertanen von Mituntertanen in bezug auf die Rechtspflege abhängig zu machen. Als das nächste, worauf die Aufmerksamkeit gerichtet werden müsse, bezeichnet das staatsmännische Vermächtnis eine Volksvertretung, nicht um die Macht des Königs zu schwächen, sondern um sie zu verstärken, indem niemand sich den Aufopferungen

entziehen könne, bei denen die Vertreter zu Rate gezogen seien. Jeder wirkliche Bürger müsse teil daran haben; nur auf diese Weise könne der völkische Geist erweckt werden. Zur Ausgleichung des Unterschiedes der Stände fordert Stein die Ablösung der persönlichen Dienste. Damit aber die neuen Einrichtungen ihre Früchte tragen, Treue und Glaube, Liebe zu König und Vaterland gefördert werde, müsse man für die Erweckung des frommen Sinnes im Volke Sorge tragen durch Einsetzung würdiger Geistlichen, Verbesserung der geistlichen Lehranstalten und durch anständige Feierlichkeit des äußeren Gottesdienstes. Wenn dazu eine solche Erziehung der Jugend komme, daß jede Geisteskraft entwickelt und die Liebe zu Gott, König und Vaterland gepflegt werde, so könne man hoffen, ein körperlich und sittlich kräftiges Geschlecht aufwachsen und eine bessere Zukunft sich eröffnen zu sehen. Stein fügt hinzu, daß man dabei auf den Willen des Königs, der durch die neuen Staats- und Heereseinrichtungen bewährt sei, und auf seinen beharrlichen Sinn rechnen kann.

Ohne Zweifel ein Schriftstück, dem die größte Bedeutung zukommt. Es schließt sich unmittelbar an die Hardenberg-Altensteinschen Entwürfe an, welche Stein sich aneignet und seinen Nachfolgern als die Linie ihres Verhaltens vorzeichnet. Bei der Beurteilung darf nicht außer acht gelassen werden, daß man im Kampfe begriffen war. Der Grundgedanke, daß man unvermeidliche innere Verbesserungen nicht durch umstürzlerische Macht, sondern durch die gesetzliche Gewalt des Königs durchführen solle und wolle, beherrschte die ganze Lage. Indem Stein aus dem preußischen Staate schied, wollte er doch dieses große Unternehmen nicht rückgängig werden lassen. Die freiheitlichen Gedanken, die er äußert, mögen nicht in jedem Wort als das eigenste Erzeugnis seines Geistes anzusehen sein; aber er nahm sie an, und die Verbindung dieser Gedanken mit der Fürsorge für Religion und Unterricht, die alle zur Erziehung des Volkes zusammenwirken sollen, hat etwas Großartiges und ist seiner würdig. Er unterschrieb das Schriftstück an dem Tage, an welchem er Königsberg verließ.

In den Tagen, in welchen die Entlastung des bäuerlichen Grundeigentums und die Umbildung des Heeres im Gegensatze gegen die Mängel des Bestehenden unternommen wurde, ist auch der Beschluß gefaßt worden, eine große Lehranstalt in Berlin zu errichten; die

Ausfüllung der entstandenen Lücke[63]) müsse bei der Erneuerung des Staates eine der ersten Sorgen ausmachen. Daran wurde nun auch unverzüglich Hand angelegt; Professoren von Halle, auf deren Tätigkeit man besonderen Wert legte, wurden eingeladen, ihren Wohnsitz in Berlin aufzuschlagen. Allein zu einem wirklichen Ergebnis konnte man nicht gelangen, solange man noch nicht einmal darüber einig war, ob eine Hochschule errichtet oder ob die Akademie der Wissenschaften durch Hinzufügung neuer Klassen zu einem umfassenden Lehrkörper ausgebildet und welcher Grundsatz überhaupt befolgt werden sollte. Die Verhandlungen wurden gleichsam öffentlich geführt. Fichte[64]) knüpfte an seine Gedanken vom Wesen des Gelehrten an; eben das Lernen solle man lehren. Schleiermacher[65]) bekämpfte die auftauchende Absicht, Fachschulen einzurichten; denn wer den Zusammenhang der Wissenschaften, deren Ausgleichung mit der Erfahrung er für möglich hielt, zerreiße, werde bald empfinden, daß Unterdrückung der höchsten freiesten Bildung die Folge sei. Alles blieb unbestimmt und schwankend, bis Wilhelm von Humboldt[66]), von seiner Gesandtschaft in Rom zurückkommend, von dem nach Steins Abgange gebildeten Ministerium an die Spitze der Abteilung für den öffentlichen Unterricht gestellt wurde.

Stein war zu sehr mit den großen Fragen der inneren Staatskunst und den Bedrängnissen der Staatseinkünfte beschäftigt gewesen, als daß er dem Gedanken einer neuen Lehranstalt eine nachhaltige Aufmerksamkeit gewidmet hätte. Für diese Sache gehörte ein Mann, der, von der Staatskunst berührt, doch zugleich einen eigentümlichen wissenschaftlichen Geist in sich nährte. Ein solcher war der neueintretende Abteilungsvorstand Humboldt. Aber zugleich war er ein Gelehrter, der sich die umfassendsten Lebensaufgaben in bezug auf seine Forschungen stellte. Er bewegte sich auf den Höhen des geistigen Lebens, wo sich Kunst und Schrifttum berühren; seine Bildung hörte dem Zeitalter an, welche der deutschen Gesittung überhaupt eine neue Farbe und selbst einen neuen Inhalt gab. Er verbund Schwung und planmäßiges Vorgehen. Seine Sinnesweise erhellt aus dem Plane, der Abteilung des Unterrichts eine wissenschaftliche Abordnung beizugeben, welche der Verwaltung, die durch die laufenden Geschäfte zerstreut werde, unverrückt die Zwecke der allgemeinen Bildung, auf

die ihre Tätigkeit sich bezieht, in Erinnerung halten soll —, der Bildung, die zur Erreichung des höchsten allgemein Menschlichen führt, und deren Förderung der Zweck des öffentlichen Unterrichts ist. In dem Streite über die Errichtung einer Lehranstalt oder einer Hochschule hatte er sich vorlängst für die letzte Form ausgesprochen. Er unterschied den Beruf der Akademie zur Förderung der Wissenschaften an sich von dem Berufe der Hochschule zu unmittelbarer Lehrtätigkeit; er wollte sie vereinigen, aber nicht verschmelzen. Auf diese Vorschläge gingen die damaligen Staatsminister ein. Von Altenstein, der die Staatseinkünfte verwaltete, versteht es sich gleichsam von selbst, da er diese Gedanken fast zuerst wohlwollend durchdacht und ausgeführt hatte; er rühmte in Humboldt besonders die Reinheit seiner Bestrebungen. Von dem Minister des Innern, Grafen Dohna-Schlobitten, weiß man, daß er schon in seinen früheren Verhältnissen großen Wert auf die Hebung des Unterrichtswesens gelegt hatte. Obgleich damals die Möglichkeit und das Bedürfnis einer allgemeinen franzosenfeindlichen Erhebung die Gemüter erfüllte, so entschlossen sich die drei Minister (Beyme, Dohna, Altenstein) dennoch, das Gutachten zu unterstützen, welches Humboldt über die Stiftung der Hochschule eingab. Es ist am 10. Juli 1809 abgefaßt, am 24. überreicht worden. Humboldt bringt die Errichtung einer Hochschule in aller Form in Antrag; denn der alte Name „Universität" zugleich mit dem Rechte, akademische Würden zu verleihen, gehöre dazu, um Zöglinge aus der Fremde heranzuziehen und der Welt einen Begriff von dem zu geben, was sie zu erwarten habe. Er gedenkt der anderen Versuche, dem Staate eine neue Gestalt zu erteilen; unter den Entwürfen, die dazu gemacht wurden, habe besonders die Absicht, eine Hochschule zu errichten, dem preußischen Staate allgemeines Vertrauen erworben; in Zeiten, wo fremde Gebieter und eine fremde Sprache in Deutschland herrschten, werde dadurch der deutschen Wissenschaft eine kaum gehoffte Freistatt eröffnet.

Auffallend ist es doch, daß eben in der Zeit, in welcher man in dem Königreiche Westfalen Hochschulen aufhob und selbst die Stiftungsgelder, auf die sie gegründet waren, zu Staatszwecken verwendete, so daß nur noch eine Rente davon übrig blieb — ein Verfahren, gegen welches Johann von Müller sich vergeblich sträubte —,

daß in derselben Zeit der König von Preußen sich entschloß, eine neue große Hochschule zu gründen, zu der er den bei dem damaligen Geldwert sehr bedeutenden Betrag von 150 000 Talern des Jahres bestimmte. Johann von Müller hat gesagt, die Ausschmückung eines königlichen Palastes unter Hieronymus koste so viel wie der Zuschuß zu den Hochschulen; in Berlin wurde ein großer königlicher Palast, vielleicht der schönste von allen, in dem wohlgelegensten Teile der Stadt der neuen Hochschule zum Geschenke gemacht. Auch von den übrigen deutschen Hochschulen waren die meisten in einem Zustande des Verfalles oder des inneren Streites, der einen solchen ankündigte; es war ein großartiges Schauspiel, daß inmitten des allgemeinen Unglücks der preußische Staat diese neue Anstalt schuf, welche von Anfang an dazu bestimmt wurde, die bedeutendste und glänzendste in Europa zu werden; denn auch die französischen Bildungsanstalten waren den kriegerisch-umstürzlerischen Antrieben verfallen. Hier sollte der Wissenschaft an sich eine Zufluchtsstätte eröffnet werden. Die königliche Verordnung, welche die neue Stiftung begründet hat, ist vom 16. August 1809. Die Durchführung hatte mancherlei Schwierigkeiten; aber sie war in die rechten Hände gelegt. Humboldt hat sich mit gutem Grunde das Verdienst zugeschrieben, daß die Sache ohne ihn nicht zustande gekommen wäre. Im Herbste des Jahres 1810 war es soweit, daß die Hochschule, mit den trefflichsten Lehrkräften ausgestattet, eröffnet werden konnte.

IV.

Ein stärkerer Gegensatz läßt sich kaum denken, als der war, den die staatlichen Zustände in diesem Augenblick darbieten: auf der einen Seite das Bestreben, alle Kräfte zum Widerstande gegen die französische Uebermacht auf eine noch nie vorgekommene Weise zusammenzunehmen; die wichtigsten Verbesserungen in dieser Hinsicht angebahnt und bereits im Gange; gerade damals auch die Gründung einer Hochschule beschlossen, in der sich der deutsche wissenschaftliche Geist dem Einfluß der Franzosen recht eigentlich widersetzen sollte; — auf der anderen Seite die Gefahr, einen Teil des Gebietes zu ver-

lieren und zugleich an einen übermächtigen Gegner durch eine ihm unterwürfige Staatskunst gefesselt zu werden.... Der Gedanke einer Abtretung erfüllte den König und die Königin mit tiefem Schmerze. Dem Könige las man ihn auf der Stirn, die Königin sprach ihn aus. Da erinnerte sich nun der Oberkammerherr Fürst Wittgenstein, daß der Mann, dessen Einsichten und Fähigkeiten ein jeder Gerechtigkeit widerfahren ließ, die Meinung, als sei alles verloren und die Befriedigung Napoleons auf eine andere Weise unmöglich, niemals geteilt hatte: Hardenberg!

Wie die Sachen standen, kam es nur auf eine Erledigung der Geldforderungen an. Kein Zweifel ist, daß Hardenberg die Hülfsquellen Preußens mit Recht bei weitem höher anschlug als der Minister Altenstein. Er wollte sie in ungewohnten Formen aufrufen, durch welche aber der Thron gesichert, nicht erschüttert werden könne. Am 4. Juni 1810 ist Hardenberg zum Staatskanzler ernannt worden. Er ließ seinen Entwurf zu einem Geldplan Stein zukommen, der sich damals in Prag befand. Im allgemeinen stimmte Stein bei; in einzelnen Punkten war er noch strenger als Hardenberg. Er verwirft die Freiwilligkeit bei der Ablösung der Grundsteuer, er schlägt eine Einkommensteuer vor, ohne jedoch eine Zwangsanleihe abzulehnen. Bei den geistlichen Gütern bringt er die auf Kirchen und Schulen zu nehmende Rücksicht in Erinnerung.

Aber in seiner unmittelbaren Nähe, in eben denen, die er zur Ausführung seiner Entwürfe herbeizuziehen dachte, fand Hardenberg Widerspruch, vor allem in Niebuhr, der jetzt eine unerwartete Abneigung gegen Hardenberg zeigte.... Sowohl Schön als Niebuhr wendeten sich mit ihren Einreden gegen Hardenberg an Stein; der mißbilligte aber in scharfen Worten ihren Entschluß, sich zurückzuziehen. „Wißt Ihr", schreibt er, „bei Krebs und Brand andere Mittel als Schnitt, Schierling und Höllenstein, so sagt sie! Papier ist Uebel, und gewaltsame Maßregeln, um Metalle zu erpressen, sind auch ein Uebel; aber der gegenwärtige Zustand der Dinge ist noch ein größeres und seine Dauer wegen der Folgen das allergrößte." Im September sind Stein und Hardenberg in einer Ortschaft auf der böhmischen Seite des Riesengebirges zusammengekommen und haben die wichtigsten Angelegenheiten besprochen. Nach dieser Rück-

sprache schritt Hardenberg dazu, sein großes Geldgesetz zu veröffentlichen.

Im Oktober überreichte er dem Könige seinen Entwurf unter der Bezeichnung: „Grundzüge eines neuen Finanzplanes nach den neuesten Erwägungen.“ Das letzte ist nicht ein leeres Wort; die von verschiedenen Seiten erhobenen Einwendungen hatten überall Aenderungen der ursprünglichen Vorschläge hervorgebracht. In dem einen Plane geht die Zahlung des Monatsbetrages von vier Millionen Franken an Napoleon jeder anderen Verpflichtung voran. Wenn Hardenberg bei der Trennung zwischen dem Staatshaushalt und dem Kreditwesen stehen bleibt, so setzt er dabei voraus, daß von dem Staatshaushalte 6½ Millionen für die Staatsschulden verwendet werden können. Um nun aber die Staatsverwaltung fähig zu machen, diesen Ertrag zu liefern, ist eine durchgreifende Veränderung der Steuerverfassung überhaupt notwendig; bei dem Betrag von 21 Millionen, die der Staatshaushalt aufbringen soll, sind die Ausdehnung der Grundsteuer, die Erhöhung der Stempelsätze, die Patentsteuer, sowie eine neue Verbrauchs- und Luxussteuer bereits eingerechnet. Die gesamten damaligen Schulden schlägt Hardenberg auf 76 Millionen Taler an; bis zum 1. Juli 1812 würden noch über zehn Millionen hinzukommen für Verpflegung der französischen Truppen, laufende Zinsen und Verwaltungskosten. Von dieser 86,8 Millionen betragenden Schuld hofft er bis zum 1. Juli 1812 38,9 Millionen abzutragen, so daß der Staat alsdann nur noch eine Schuldenlast von 47,9 Millionen zu tragen haben werde. Bei der Berechnung der Provinzialschulden tritt ihm die Schwierigkeit entgegen, daß die Kriegsschulden in den verschiedenen Provinzen verschieden behandelt worden sind. Dennoch ist eine allgemeine Maßregel notwendig; denn sonst, sagt er, würde man landschaftlichen Sondergeist gründen, nicht Staatsgeist, wohin doch das Bestreben gehe.

Sein Vorschlag ist, sämtliche Provinzial- und Gemeindeschulden unter eine allgemeine Verwaltung zu stellen, die den Ministern der Staatseinkünfte und des Innern untergeordnet und zu der Vertreter der Provinzen und Gemeinden hinzugezogen werden sollen. Diese Vertreter werden das erste Mal von dem Könige gewählt. Aus den Provinzen genommen, handeln sie doch nach ihrer Ueberzeugung

und sind nicht der Provinz, sondern dem Staate verantwortlich. Hardenberg ist sich bewußt, daß die Bedürfnisse nur durch harte Maßregeln gedeckt werden können. „Aber", sagt er ungefähr wie Stein, „mit Rosenwasser heilt man die tiefen Wunden des Staates nicht. Es kommt darauf an, unter dem Drückenden das Mindestdrückende zu wählen. Der Zweck muß einmal erreicht werden, wenn nicht alles aufgegeben werden soll." Die Beträge, die er fordert, sind 3,7 Millionen für das laufende Jahr, für die ersten fünf Monate von 1810 10,4 Millionen, für die Zeit bis zum 1. Juni 1812 24,8 Millionen. Die Mittel, diese 38,9 Millionen herbeizuschaffen, denkt er durch Anleihen, Verkauf der staatlichen und geistlichen Güter zu finden, außerdem durch Ueberschüsse der Einnahmen, die durch neue Steuern erzielt werden müssen. Unter den Erhöhungen der Gefälle nimmt die Ausdehnung der Grundsteuer auf die bisher Befreiten den ersten Platz ein. Die Absicht ist, die in den verschiedenen Provinzen des Staates sehr ungleiche Grundsteuer mittels eines neuen, mit so wenig Weitläufigkeit als irgend möglich anzulegenden Grundbuches auf gleiche Sätze zu bringen. Der Geist der Zeit sowohl als die Notwendigkeit, die Ueberbürdungen und Vorwürfe einer Provinz gegen die andere zu beseitigen, fordern laut die Herbeiziehung der bisher steuerfreien Grundstücke; der öffentlichen Meinung wegen müssen auch die Staatsgüter besteuert werden.

Man wird dabei an das Grundbuch Kaiser Josefs[67]) und die Vorschläge, welche Calonne[68]) bei den Notabeln von 1787 machte, erinnert; aber von den physiokratischen Gedanken[69]), die bei beiden vorwalteten, war in Preußen nicht die Rede. Hier ist die Absicht nur dahin gerichtet, den Gesichtspunkt des Ganzen durch gleichmäßige Belastung zur Erscheinung zu bringen. Den beträchtlichsten Teil der Abgaben werden die Verbrauchs- und Luxussteuer ausmachen. Der Hauptgesichtspunkt ist dabei: „sie sollen vereinfacht, auf wenige Gegenstände reduziert, dagegen aber einige erhöht, in allen Provinzen gleichgesetzt und auf das platte Land mit erstreckt werden." Da die Verzehrsteuer das Land neu belastet, so wird ihm zum Ausgleich Aufhebung des Zwangs- und Bannrechts und die allgemein zu gestattende Befugnis zur Betreibung jedes Gewerbes versprochen. Für die großen Gelderfordernisse wird die Einziehung der geistlichen Güter

einen sehr reichlichen Beitrag liefern. Hardenberg bemerkt, dagegen lasse sich um so weniger etwas einwenden, da der Verkauf der geistlichen Güter selbst in Oesterreich sowie überall im Gange sei; man dürfe nur die Ausstattung der Kirchen und Schulen nicht aus den Augen setzen. Er erkennt an, daß die Maßregel nicht allein die katholischen, sondern auch die protestantischen geistlichen Güter betreffen müsse, namentlich Domstifter und Besitzungen des Johanniterordens. Den Ertrag aus dem Verkauf der geistlichen Güter schlägt Hardenberg zu zwanzig Millionen an, noch viel höher, zu achtzig Millionen, den Verkauf der Krongüter, so daß aus diesen beiden Stücken die gesamten Staatsschulden getilgt werden könnten. Er ist sehr für den Verkauf der Krongüter; denn die Pflege und die Vermehrung der Staatskräfte werde durch deren Uebergang in Einzelbesitz gefördert. Das Veräußerungsgeschäft war bereits begonnen, aber wegen der schweren Verkaufsbedingungen blieb es ohne Erfolg. Hardenberg will eine besondere Abteilung mit neuer Vorschrift für die Veräußerung einrichten; es komme nicht darauf an, die Krongüter teuer zu verkaufen, sondern rasch Geld zu erhalten, um die Schulden damit zu tilgen.

Wenn es bei den Plänen Hardenbergs auf die Herbeischaffung des für den Bestand des Staates erforderlichen Geldbedarfs abgesehen war, so waren doch die Mittel, die er vorschlug, zugleich von der höchsten öffentlichen Bedeutung: Vereinigung der Provinzialschulden mit den Staatsschulden, um nicht mit den einzelnen Provinzen zu tun zu haben, sondern mit dem Staat; ferner Aufhebung aller Befreiungen von der Grundsteuer, Anlegung eines neuen Grundbuches, Vernichtung der bisherigen Zwangsrechte auf dem Lande, Ausdehnung der Verzehrsteuer auf das platte Land; das alles hat denselben Zweck, den Begünstigungen und Vorrechten entgegenzutreten. Durch den Verkauf der Krongüter sollte der König selbst nach und nach aus dem Stande der Landeigentümer ausscheiden; denn in dem Zusammenwirken des einzelnen bestehe die Kraft des Staates.

Wir erinnern nur jenes Vorganges bei der Huldigung, als Sieyès [70]) mit der dreifarbigen Schärpe erschien; die Gedanken, welche die volkswirtschaftliche Grundlage der Staatsumwälzung ausmachten, traten nun hier in dem alten ständischen Preußen auf. Unter den

Edelleuten gab es manche, welche ihre Verpflichtung zum Gehorsam mit der Aufrechterhaltung ihrer Vorrechte gleichsetzten. Ihre Stimmführer wurden nach Spandau auf die Festung gebracht. So hatte auch Stein geraten, keine Rücksicht zu nehmen, zu verfahren wie einst in Frankreich Kardinal Richelieu [71]).

Die staatserhaltenden und umstürzlerischen Gedanken traten in Bund, wohlverstanden jedoch, daß dabei die letzten zu keiner selbständigen Wirksamkeit gelangten. Die Untertänigkeitsverhältnisse wurden nicht wie in Frankreich durch unbedingtes Gebot einer Umsturzpartei aufgehoben; der Gesamtausschuß, der zur Ordnung dieser Verhältnisse von Hardenberg eingesetzt wurde, hatte vielmehr die Aufgabe, die Rechte der Besitzer und die Ansprüche der Untertanen, deren sich die Gesetzgebung annahm, vertragsmäßig auszugleichen [72]). Einer Einkommensteuer, die von Stein empfohlen war, zieht Hardenberg eine einmalige Abgabe auf das reine Vermögen vor, die aber in mehreren Teilzahlungen erhoben werden könne. „Jedermann werde aufgefordert, auf seine Untertanenpflicht den Betrag seines reinen Vermögens anzugeben. Von dem reinen Vermögen sollen vier Prozent in vier halbjährigen Terminen, Zweidrittel in barem Gelde, Eindrittel in Staatspapieren, bezahlt werden. Für die Zahlungen werden Assignationen auf die geistlichen Güter und Domänen angewiesen; man errichte statt der Bank, wie sie jetzt ist, eine Nationalbank, die ihre verschiedenen Zweige in unseren vornehmsten Handelsstädten haben soll, auf Aktien organisiert und unabhängig vom Staate, nach der ihr vorgeschriebenen Konstitution bloß dem Schutze desselben unterworfen."

Zuletzt stellt Hardenberg noch den Zusammenhang der verschiedenen Pläne ins Licht: „Das beabsichtigte einfachere und gleichheitlicher aufgelegte Steuersystem, mit völliger Gewerbefreiheit und den Erleichterungen für den Bauernstand in Absicht auf Vorspann, Fourage und Brotkornlieferungen, für den Städter in Absicht auf Servis und Plackereien bei der Akzise, -- das einem jeden zu bewilligende Eigentum, — die Begünstigungen der Abfindungen wegen der Dienste durch freiwillige Uebereinkunft zwischen den Dienstberechtigten und Dienstpflichtigen, — die Aufhebung der Bann- und Zwangsrechte gegen eine selten nur stattfindende Entschädigung, wo der Schaden

überzeugend erwiesen wird, der Patrimonialgerichte gegen zweckmäßige, diesen zu substituierende Einrichtungen, — eine bessere Polizei- und Kreisverfassung, — endlich eine auf richtige Grundsätze zu bauende konsultative Repräsentation werden die Lasten weniger fühlbar machen und als Wohltaten erscheinen und wirken."

Kommen wir nun auf diese „konsultative Repräsentation". Im Februar 1811 versammelten sich die Berufenen, an Zahl 64, in Berlin. Am 23. Februar eröffnete Hardenberg die Versammlung mit einer Anrede, in der er deren Zweck dahin bestimmte, daß sie über die Ausführung der neuen Steuerverordnung ihren Rat erteilen solle.... Er verkündete nochmals ausdrücklich die Grundsätze der neuen preußischen Gesetzgebung überhaupt: „Das neue System, das einzige, wodurch Wohlstand begründet werden kann, beruht darauf, daß jeder Einwohner des Staates, persönlich frei, seine Kräfte auch frei entwickeln und benutzen könne, ohne durch die Willkür eines anderen daran gehindert zu werden; daß niemand einseitig eine Last trage, die nicht gemeinsam mit gleichen Kräften getragen werde; daß die Gleichheit vor dem Gesetze einem jeden Staatsuntertan gesichert sei und daß die Gerechtigkeit streng und pünktlich gehandhabt werde; daß das Verdienst, in welchem Stande es sich befinde, ungehindert emporstreben könne; daß in die Verwaltung Einheit, Ordnung und Kraft gelegt werde; daß endlich durch Erziehung, durch echte Religiösität und durch jede zweckmäßige Einrichtung e i n Nationalgeist, e i n Interesse und e i n Sinn gebildet werde." Er schließt mit den Worten: „Gott segne den König und das Land und unsere Bemühung!"

Mit aller Beweglichkeit verband Hardenberg eine ungemeine Beharrlichkeit in seinen Grundüberzeugungen. Verwandte Gedanken hatte er schon 1794 ausgesprochen; seine Verhandlungen mit Frankreich waren darauf berechnet, ihm Bahn zu machen; weiter durchgearbeitet und ausführlich begründet erschienen sie dann in seiner Denkschrift vom Jahre 1807; und 1811 konnten sie an höchster Stelle ausgesprochen werden. Hardenberg eröffnete damit eine neue Gesetzgebung. Wir erörtern hier nicht, was vom Standpunkte des landständischen Adels nicht ohne Grund oder auch was von volkswirtschaftlichen Erwägungen gegen Hardenberg erinnert wurde. In des-

sen Bestrebungen tritt eine geschichtliche Tatsache zutage, der Widerhall der allgemeinen Bewegungen der Zeit und zugleich die Notwendigkeit, aus der unglücklichen Lage, in der man sich befand, einen Ausweg zu finden; um den Staat zu retten, entschloß man sich zur Annahme einer freiheitlichen Ordnung....

Der preußische Staat gelangte nun wieder zu einer gewissen Festigkeit; er brauchte nicht jeden Augenblick für sein Dasein zu fürchten. Der Fürst, der die festländischen Geschicke in seiner Hand hielt, war damit einverstanden, daß ein Mann, auf dessen Entfernung er früher gedrungen hatte, jetzt die Zügel der preußischen Staatsleitung in seinen Händen zusammenfaßte; denn er hatte selbst erfahren, daß auch dieser Staat eines geschickten und kräftigen Steuermanns bedurfte. Alles beruhte darauf, daß Napoleon von der Staatsverwaltung Hardenbergs ein friedliches Einvernehmen und eine gewisse Unterordnung, welche die Lage der Dinge gebot, erwartete. Zugleich aber hatte nun Hardenberg eine innere Erneuerung den Anschauungen der Zeit gemäß ins Werk zu setzen unternommen, welche unausführbar gewesen wäre, wenn nicht der Gedanke, die preußische Macht wiederherzustellen, dabei zugrundegelegen hätte. Dieser Gedanke war es, der alles wieder mit Leben und Hoffnung auf die Zukunft erfüllte. —

Hier am Schlusse dürfen wir wohl nochmals das Verhältnis Hardenbergs zu Stein erwägen. Die Natur liebt es nicht, alle wünschenswerten Eigenschaften in einem Menschen zu vereinigen. Für die Geschichte ist das Gegeneinanderstreben oder das Zusammenwirken von verschiedenen Standpunkten aus nicht selten förderlich gewesen. In diesen beiden Persönlichkeiten erschien Gegensatz und Einverständnis gleich bedeutend. In Stein lebte der Antrieb ursprünglicher Gedanken und Gefühle, in Hardenberg mehr Empfänglichkeit für die allgemeinen Bestrebungen, welche die Welt beherrschten, die er insofern teilte, als sie seiner eingeborenen Sinnesweise, seinen Arbeiten und seiner Lebenserfahrung entsprachen. Beide begegneten einander in dem Kampfe gegen die nicht mehr ausreichenden Formen der Staatsverwaltung. Der erste Gedanke einer Volksvertretung ist ohne Zweifel von Stein gekommen; aber Hardenberg hat den Augenblick ergriffen, in welchem an seine Ausführung zu denken war; er hat dann

unter heftigen Gegenwirkungen einen Versuch dazu gemacht. Für eine ausgedehntere Volksbewaffnung zeigten beide gleichen Eifer; unter den schwankenden Beratungen hat Stein die Pläne näher bestimmt, die Ausführung ward später durch die Verwaltung Hardenbergs vermittelt. Man könnte nicht sagen, wer bei der neuen Gesetzgebung das größere Verdienst hat. Die Entwürfe Hardenbergs vom Jahre 1807 haben den Grund zu allem gelegt; sie sind jedoch, wenigstens in einigen der wichtigsten Punkte, nicht ohne Teilnahme Steins gefaßt worden; die ersten entschiedenen Erlasse sind dann von diesem ausgegangen. Stein war ein gläubiger Christ, Hardenbergs Frömmigkeit hatte mehr einen vernunftmäßigen Anstrich, er war ein Mann der allgemeinen Bildung. Stein dachte die Kirche aufrechtzuerhalten, Hardenberg verwandte sich für die Hochschule, Stein hatte mehr vornehme, Hardenberg volkstümliche Neigungen[73]); doch hätte keiner darüber das Wohl des Ganzen oder den Willen des Königs aus den Augen gesetzt.

Die kräftigsten Anregungen zu einer Volkserhebung gegen Napoleon rühren von Stein her. Hardenberg war ihnen nicht entgegen, aber er suchte sie zu mäßigen, um das für den Staat noch unbedingt erforderliche gute Verhältnis zu Frankreich zu wahren; er wußte zu erreichen, daß Napoleon dem gegen ihn gefaßten Widerwillen entsagte und seinen Wiedereintritt in die ministerielle Tätigkeit (1810) guthieß. Dagegen warf sich Stein in den heftigsten Widerstreit gegen Napoleon und hat in dem großen Kampfe gegen ihn eine entscheidende Wirksamkeit ausgeübt. Wir möchten nicht soviel Wert darauf legen, daß er den russischen Kaiser in der Art des Widerstandes bis aufs äußerste gestärkt hat; denn dazu wurde Alexander durch seinen eingeborenen Sinn schon von selber bestimmt. Aber unzweifelhaft hat Stein in ihm den Gedanken erweckt, seinen Kampf mit Hilfe des deutschen Volkes fortzusetzen. Er hat dann mehr als irgend ein anderer Mensch dazu beigetragen, daß die Deutschen in diesen Bund eintraten; er hat die erste Vereinigung eines deutschen Volksstammes mit dem Europa umfassenden Unternehmen Alexanders herbeigeführt, ohne der Selbständigkeit des ersteren Eintrag zu tun. Hauptsächlich von Stein ist das Bündnis zwischen Rußland und Preußen zum Zwecke einer unmittelbaren Waffenerhebung angebahnt und durch-

gesetzt worden; daraus entsprang folgerichtig der Entschluß, dem französischen Kaisertum von Grund aus ein Ende zu machen und Napoleon zu stürzen. Eine großartigere Wirksamkeit läßt sich kaum denken; aber ohne Hardenberg wäre sie doch nicht zum Ziele gelangt.

Die ganze Geschicklichkeit eines geübten Staatsmannes gehörte dazu, um dem preußischen Staate für seine Wiedererhebung Raum zu verschaffen und dabei doch die Feindseligkeit des übermächtigen Gegners nicht vorzeitig zu erwecken. Wenn in Kalisch der preußische Gesandte [74]) und Stein verschiedene Richtungen vertraten, so hat sich der Staatskanzler, durch fortgeschrittene eigene Erwägungen bestimmt, für Stein entschieden; mit eigener Hand hat er dem ursprünglichen Entwurf die von dem russischen Bevollmächtigten nachträglich eingebrachten Verbesserungen, die dessen Annahme erst möglich machten, beigeschrieben. Durch sein ebenso umsichtiges wie entschiedenes Verhalten wurde es möglich, daß unter den Augen des Feindes die Volksbewaffnung ins Werk gesetzt wurde, die bereits im stillen vorbereitet war. Unverhohlen trat er erst hervor, als die Dinge soweit gekommen waren, daß das ganze Volk sich wie ein Mann für die neue Anordnung erklärte. Wenn in den Augen der Nachwelt Stein als der größere erscheint, so rührt das daher, daß er sich weniger auf den gewohnten Bahnen bewegte und einen sittlichen Schwung besaß, welcher Ehrfurcht erweckte; es war etwas in ihm, was den großen Mann kennzeichnet. Von Hardenberg läßt sich das nicht sagen; aber er hatte den Schwung des öffentlichen Gedankens und alle die unbeugsame Zähigkeit und Unverdrossenheit, welche dazu gehörten, einen solchen zu verwirklichen.

Von alledem, was ihm gelang, möchte das Vornehmste sein, daß er den Gedanken eines Bundes gegen die Uebermacht Napoleons, mit dem er sich von jeher getragen hatte, im rechten Augenblick wieder aufnahm und durchzuführen wußte. Davon aber hing die Wiederherstellung Preußens ab. Um Preußen, als Staat betrachtet, hat Hardenberg sich ein nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst erworben.

Nr. 6. Napoleon in Rußland (1812) [75].

I.

Wie alles, was Napoleon sagt, so sind auch die Aeußerungen, die er in einem Gespräch mit dem preußischen Gesandten Krusemarck über die allgemeine Lage machte, von großem Reiz; er erwähnte darin mehr als einmal den Frieden von Tilsit, durch welchen er den Kaiser Alexander zu seinem Verfahren gegen England herbeigezogen habe. Der dort geschlossenen Verbindung danke es Rußland, daß es nach erlittenen Niederlagen Erwerbungen gemacht habe, die der Kaiserin Katharina mit in ihren Siegen wie ein Traumbild erschienen wären; aber Rußland beobachte die damals eingegangenen Verpflichtungen nicht [76]. Zuerst habe er sich durch den Erlaß, welcher dem französischen Handel Hindernisse in den Weg legte, verletzt gefühlt, nicht wegen des kaufmännischen Vorteils, sondern weil er den Geist erkannt habe, der am Hofe von St. Petersburg vorwalte; dieser Hof glaube, wenn er nur keinen Frieden mit England schließe, könne er alles tun, was ihm beliebe. Rußland versehe das halbe Festland mit Zucker, aber in Rußland wachse kein Zuckerrohr. So verhandele es auch andere von England her eingeführte Gegenstände zum größten Schaden von Frankreich; sonst würde er auf den Erfolg des Kontinentalsystems zählen können, wie man aus den mannigfaltigen Zusammenbrüchen erkenne, welche englische Handelshäuser erlitten. Ein solches Verfahren könne er nicht dulden; so lange er noch imstande sei, zu Pferde zu steigen, werde er die gegen ihn eingegangenen Verbindlichkeiten nicht verletzen lassen. Seit jenem Erlaß habe er sich im stillen vorbereitet; er befinde sich jetzt in einer Lage, in der er nichts zu fürchten brauche. In Rußland meine man, er sei in Spanien zu sehr beschäftigt, um eine wahrhaft furchtbare Macht nach einer anderen Seite hin aufzustellen; darin irre man sich jedoch. Er könne die auf der pyrenäischen Halbinsel befindlichen 40=—50 000 Engländer einstweilen daselbst dulden; sie würden doch nichts Entscheidendes

ausrichten. Zuerst müsse er den Krieg im Norden zu Ende führen, dann könne er sich wieder gegen Spanien wenden; er werde jenseit des Njemen stärker erscheinen als die Russen. Man behaupte, in Rußland 300 000 Mann unter den Waffen zu haben, wahrscheinlich seien es nur 200 000; wie sich das aber auch verhalte, wer wolle sie führen? „Ich werde", sagte er, „mit 400 000 Mann gegen die Russen anrücken, und, ohne mich zu rühmen, glaube ich doch durch lange Erfahrung und fortgesetzte Arbeiten die Fähigkeit erworben zu haben, die größten Massen in Bewegung zu setzen. Der Feldherr ist die Seele des Heeres, er verstärkt sie um mehr als die Hälfte. Ich erschrecke, wenn ich an die Folgen des Krieges denke; Alexander wird sie mit blutigen Tränen beweinen. Welcher Zusammenbruch steht ihm selbst bevor; denn sein Volk wird ihm sein Unglück zuschreiben. Ich wünsche den Krieg nicht, auch Alexander will ihn nicht, aber ich fürchte, er glaubt, seine Ehre stehe auf dem Spiele. So kann auch ich um kein Jota zurückweichen. Wenn es zwischen zwei Mächten soweit gekommen ist, muß die eine oder die andere an ihrem Glanze einbüßen. Wenn die Ereignisse bis auf einen gewissen Punkt gediehen sind, kann niemand ihnen mehr Einhalt tun!" ...[77])

Das war nun die Stellung der beiden großen Mächte unmittelbar vor dem Kriege: Rußland entschlossen, sich den Handel mit den Neutralen nicht entreißen zu lassen, weil es seine inneren Verhältnisse nicht erlaubten; Napoleon zum Angriff fertig, um seinem Kontinentalsystem in dem Kriege gegen Rußland das Siegel der Vollendung aufzudrücken. Alexander verkörperte die Unabhängigkeit eines großen Reiches; Napoleon lebte und webte in dem Bestreben, jeden widerstrebenden Willen zu beugen. Wollte Napoleon den Krieg mit Rußland, oder wollte er ihn nicht? Sein ganzer Gedanke spricht sich in der Weisung aus, die er seinem Gesandten Lauriston gab: die 450 000 Mann, die er in Bewegung setzte, seien dazu bestimmt, dem Hof von St. Petersburg ernste Betrachtungen einzuflößen und es zu der Abmachung von Tilsit zurückzuführen, zugleich auch Preußen wieder in die untergeordnete Stellung zu bringen, in welcher es sich damals befand. Sagen wir es mit einem Worte, es sollte nur noch einen Willen auf dem Festlande geben, eben den, welcher in den Erlassen

Napoleons ausgesprochen wurde. Der Gedanke ist verwegen, überwältigend und des Kopfes würdig, der ihn faßte. In Rußland meinte Napoleon auch England zu bezwingen. Das französische Reich würde Europa und dadurch die Welt beherrscht haben. Dem Kaiser der Franzosen gelang es, auch Oesterreich in seinen Bund zu ziehen. Diese Macht wurde durch ihre Abneigungen gegen Rußland bewogen, sich ihm anzuschließen. Vollkommen recht hatte Napoleon, wenn er in der Streitfrage über Moldau und Wallachei den Russen sagte, die Frage berühre ihn wenig; sie sei eigentlich eine österreichische. Es war der Vorrang Rußlands in der Türkei, was den Widerwillen Oesterreichs erweckte und es abhielt, den Anträgen, die Scharnhorst überbrachte, beizustimmen. Oesterreich ergriff die Partei Napoleons, selbst auf die Gefahr hin, daß Polen wiederhergestellt werden könnte; für diesen Fall behielt es sich Entschädigungen in den illyrischen Provinzen vor, die ihm mehr bedeuteten als die polnischen.

Das große Unternehmen wurde durch eine Fürstenzusammenkunft, in der Napoleon als das Oberhaupt aller erschien, in Dresden eingeleitet. Eine Genugtuung für ihn, daß Kaiser und Kaiserin von Oesterreich sich in Dresden bei ihm einstellten. Es bildete gleichsam einen Uebergang zu der neuen Gewalt in Deutschland, wenn hier das frühere Reichsoberhaupt zu dem neuen Gewalthaber, dem Deutschland untertäniger war als seit vielen Jahrhunderten einem eigenen Kaiser, erschien. Die Kaiserin von Oesterreich mag das empfunden haben; neben ihr trat die Gemahlin Napoleons, welche sich dem französischen Wesen vollkommen anschloß und ihm den Vorzug vor dem deutschen zu geben schien, in einer Art von Vorrang der Macht und des Glanzes auf. Gleich nach der Ankunft des Kaisers lud Napoleon auch den König von Preußen ein, da er ihn doch in Berlin nicht würde aufsuchen können. Der König, der den Kaiser schon durch seinen Oberkammerherrn hatte begrüßen lassen, traf am 26. Mai in Dresden ein, begleitet vom Staatskanzler und vom Kronprinzen.

Unwillkürlich wird man bei dieser Zusammenkunft an die erinnert, welche vor einundzwanzig Jahren eben dort in der Nähe der sächsischen Hauptstadt, in Pillnitz, stattfand, an der die beiden deutschen Herrscher zur Zeit ihrer Väter teilgenommen hatten, und die dann zu den Feindseligkeiten der Franzosen Anlaß gab. Damals

war das Uebergewicht der Würde und der Macht auf seiten der Verbündeten; sie erklärten sich in dem Sinne, den ihnen die Rücksicht auf den König und die Königin von Frankreich und deren Gefahren einflößte. Es war die Gewalt des Umsturzes, der sie zögernd, aber doch aufreizend entgegentraten. Dieser hatte nun in langen, blutigen Kriegen den Sieg erfochten; er war in einem der größten Kriegsmänner aller Jahrhunderte verkörpert. Selbst die beiden Mächte unterstützten jetzt dessen letzten Versuch, die Hoheit über das gesamte Festland in seine Hand zu bringen, die eine mehr freiwillig, die andere mehr gezwungen; eine Widerrede war nicht möglich. Zur Seite der beiden Oberhäupter waren die minder mächtigen deutschen Fürsten, die dem neuen Kaiser ihre angebliche Herrschergewalt verdankten, zu seinen Füßen erschienen. Man vermißte den König von Westfalen, dessen Gemahlin war allein gekommen; Napoleon sagte wohl, er könne die Dienstgeschäfte eines seiner Generale nicht unterbrechen einer Frau zu Gefallen. Das alte deutsche Reich reihte sich in dieser Umwandlung um Napoleon; man bemerkte, daß die Hingebung, welche die Fürsten bewiesen, den Unterschied zwischen den Deutschen und Franzosen gleichsam aufhebe. Sollte das aber auf immer Bestand haben, der deutsche Name auf immer in dem Glanze des französischen untergehen? Niemand scheint daran gedacht zu haben, aber über der Versammlung schwebte doch ein düsteres Gefühl, wenn wir aus der Stimmung schließen dürfen, die sich bei dem Abschiede zeigte: Napoleon sprach alsdann mit jedem der Fürsten, jeder Prinzessin; sie waren alle gerührt, Napoleon selbst war es....

In Napoleon erschien die Einheit der romanischen und germanischen Völker des westlichen Festlandes in größerem Umfang als selbst unter Karl d. Gr.; denn weder über Deutschland noch über Italien, welches damals den Franzosen zum größten Teil unterworfen war, übte Karl d. Gr. eine Gewalt aus, wie sie jetzt in den Händen Napoleons war. Ueberdies aber, das Reich der Karolinger stand im engsten Bunde mit dem im Emporkommen zu einer Weltmacht begriffenen Papsttum und der katholischen Kirche, welche Napoleon nur insofern duldete, als sie ihm untertänig war. Die Kräfte

des Abendlandes in Italien, Frankreich, Deutschland und einigen slawischen Nebenländern wurden jetzt vereinigt, um den großen Schlag auszuführen, der die Weltherrschaft Napoleons sicherstellen sollte....

II.

Am 23. Juni abends elf Uhr begann der Uebergang über den Njemen aus dem preußischen in das russische Gebiet. Die Division Morand, die den Kampf bei Auerstädt eröffnet hatte, führte ihn aus. Das Heer ging in vier Abteilungen über, Macdonald bei Tilsit, der Unterkönig von Italien bei Prenn, König Jerome bei Grodno, das Hauptheer (Davoust, Oudinot, Ney) bei Kowno, von wo es sich, 200 000 Mann stark, gegen Wilna bewegte, wo Kaiser Alexander in diesem Augenblicke noch war.

Schon seit zwei Jahren hatte sich Alexander auf diesen Fall vorbereitet; das Heer war um das doppelte verstärkt, die Festungen waren instandgesetzt worden. Man hatte sich wohl mit dem Plane getragen, den Franzosen entgegenzugehen, jedoch in Betracht gezogen, daß man dann Feindseligkeiten im Rücken, namentlich von den Polen zu bestehen haben werde. In Litauen hat man einmal den Gedanken gehabt, daß Alexander, der sich dort Anhänger erworben hatte, sich zum Könige von Polen erklären möchte. Eine ganz andere Richtung aber nahm die Bewegung der Geister in Warschau, wiewohl von Napoleon mit einiger Zurückhaltung unterstützt, so daß sich von dem Einrücken in das Herzogtum kein Erfolg hätte hoffen lassen. Auch die eigentlichen Grenzen des russischen Gebietes gegen einen Einfall zu verteidigen hielt man aus militärischen Gründen nicht für ratsam; überhaupt war man nicht geneigt, Napoleon mit der bewaffneten Macht entgegenzugehen und es auf eine Schlacht ankommen zu lassen. Ein Unternehmen dieser Art war für Preußen verderblich geworden und hätte es auch für Rußland werden können. Vorlängst war die Meinung gefaßt, daß man es darauf nicht ankommen lassen dürfe. Der Gedanke knüpft an die Niederlage bei Friedland an, durch welche die Russen überzeugt worden waren, daß sie einen unmittelbaren Kampf mit Napoleon, Leib an Leib, nicht würden bestehen können. Doch hatte es eine Partei gegeben, welche auch dann einen Ausgleich

nicht für unbedingt notwendig hielt, sondern die Ansicht aussprach, daß man, immer zurückweichend, Napoleon in das Innere von Rußland selbst ziehen müsse, um alsdann aus der Verteidigung des Rückzuges zum Angriff gegen den schon ermatteten und geschwächten Feind überzugehen. Wir erfahren, daß der russische General Barkley de Tolly zu jener Zeit in Memel, wo er sich zur Heilung einer Wunde aufhielt, diesen Plan mit vieler Bestimmtheit entwickelt habe, und zwar gegen einen Mann, der es wohl wert war, daß man ihm große Gedanken eröffnete, Barthold Georg Niebuhr [78]). Man erfährt dann weiter, daß der gelehrte Offizier Phull, der aus preußischen in russische Dienste übergetreten war, diese Auffassung schon damals geteilt hat. Seitdem aber war sie nach und nach im stillen gereift. Phull selbst hat später in diesem Sinne den bevorstehenden Krieg zum Gegenstand von Vorträgen gemacht, die er dem Kaiser hielt, der den Krieg von ihm lernen wollte. Von großem Einfluß war das Feldherrnvorbild Wellingtons [79]), von dem man annahm, daß er seine Siege infolge seiner langen Schutzlinien für rückgängige Bewegungen, die in verschanzten Lagern endigten, errungen habe. Kaiser Alexander hat schon im Mai 1811 an den König von Preußen geschrieben, daß dies der Plan sei, welchen er befolgen wolle. Die preußischen Soldaten waren damit nicht ganz einverstanden; denn das Beispiel von Wellington würde voraussetzen, daß der vordringende Feind noch von einer anderen Seite her bedroht werde; um einen ähnlichen Plan auszuführen, müßten die Russen wenigstens Oesterreich auf ihrer Seite haben. Ueberhaupt hat man den Russen sehr ernste Vorstellungen gegen ihr Vorhaben gemacht; Napoleon werde die Uebermacht haben und, indem er seinen Weg durch Litauen nehme, wobei er leidlich bevölkerte Landstriche durchziehe, ungehindert gegen die Mitte des russischen Reiches vordringen; der Ausgangspunkt seiner Bewegungen werde die Weichsel bilden, so daß er immer einen nicht allzu fernen Rückhalt hinter sich haben werde. Es waren Betrachtungen dieser Art, welche Knesebeck bei der erwähnten Entsendung in St. Petersburg vortrug, aber ohne allen Erfolg. Die Russen meinten doch, wie er selbst berichtet, die Lage ihres Reiches biete der Verteidigung große Vorteile über den Angriff dar: Moräste, Waldungen, Mangel an sorgfältig erhaltenen großen Straßen, wenig Wohnungen,

Unfruchtbarkeit, und dies alles werde große Massen zu bewegen verhindern, besonders wenn man bei der rückgängigen Bewegung das Land verwüste und sich nur in wohlgewählten Stellungen halte. Barkley scheint diesen Plan zuerst durchdacht zu haben und war jetzt auch berufen, ihn auszuführen.

Barkley de Tolly stammte aus einer schottischen, seit 1689 in Livland eingewanderten Familie; er wird von Napoleon als ein Anhänger der deutschen Schlachtenführung getadelt. In dem russischen Kriegsheere, um das er als Kriegsminister durch schärfer eingreifende Verwaltung sich Verdienste erworben hatte, wurde er doch als ein Fremder betrachtet; er war zu tatkräftig, um beliebt zu sein. Jetzt war er Oberbefehlshaber des ersten russischen Heeres geworden. Sein Gedanke war: da Napoleon an Kriegsmannschaft und Gerät den Russen überlegen sei, so bleibe diesen nichts übrig, als die Uebermacht durch Ausweichen und Zurückgehen auszugleichen. Schon ein Jahr zuvor hatte L. v. Wolzogen[80]) die Grenzlandschaften bereist, um die Vorbereitungen anzugeben, die zur Ausführung eines solchen Planes nötig sein würden.

Alexander empfing die Nachricht von dem Einmarsche der Franzosen auf einem Ballfeste in der Nähe von Wilna bei dem General Benningsen; sie wurde ihm durch den Polizeimeister Balascheff in aller Stille überbracht. Der Kaiser verweilte noch eine Stunde auf dem Balle; dann zog er sich zu seinen Arbeiten zurück, welche die Nacht über dauerten. Ihr Ergebnis war ein Aufruf an das Heer und ein Schreiben an Feldmarschall Soltikoff, in welchem er ausspricht, er werde auf keine Friedensunterhandlungen eingehen, so lange ein französischer Soldat auf russischer Erde stehe. Balascheff wurde beauftragt, dem französischen Kaiser diesen Entschluß anzukündigen. Am 26. Juni früh verließ Alexander Wilna, um sich nach Drissa zu begeben, dem ersten befestigten Punkte, auf welchem man sich halten zu können glaubte. Schon am 28. Juni traf Napoleon in Wilna ein. Erst hier gelangte Balascheff zu einer Unterredung mit ihm, die zu mancherlei bemerkenswerten Erörterungen führte. Napoleon schien auf den Abfall Schwedens wenig Wert zu legen und hob dagegen den Beistand hervor, den er von den Polen erwarten könne; deren Heer lasse sich von 50 000 auf 200 000 Mann bringen. Sie würden

sich alle wie die Löwen schlagen, und er würde dann die alten polnischen Landschaften von Rußland zurückfordern. Für den Augenblick war die Hauptsache, daß Balascheff zwar nicht mehr wie vor kurzem den Rückzug der Franzosen über die Weichsel oder gar die Oder, dagegen mit der größten Bestimmtheit ihre Entfernung aus dem Reiche forderte; denn Alexander werde auf keine Unterhandlungen eingehen, solange noch ein einziger Franzose auf russischem Gebiete stehe. Napoleon zeigte sich zum Frieden geneigt, wofür er die einstweilige Besatzung Litauens in Anspruch genommen zu haben scheint; als Bedingung des Friedens bezeichnete er ein vollkommen gemeinsames Vorgehen gegen England. Noch eine andere Unterredung von großer Wichtigkeit hat Napoleon in Wilna den Polen erteilt.

Der polnische Reichstag schickte ihm eine Abordnung, welche ihm vorstellte: berufen, um für die Bedürfnisse des französischen Heeres zu sorgen, habe der Reichstag gefühlt, daß er noch eine höhere Aufgabe habe, sich als allgemeine Vereinigung gebildet und die Herstellung Polens beschlossen, welche sehr möglich und selbst unfehlbar sei, sobald nur Napoleon das Wort ausspreche: „Das Königreich Polen ist wiederhergestellt." Das war nun eben das Wort, welches Napoleon noch nie hatte aussprechen wollen, weil er dadurch mit Rußland in einen Kampf auf Leben und Tod verwickelt worden wäre; dazu glaubte er die Kräfte seines Reiches und seiner Untertanen nicht anstrengen zu dürfen. Seine Gedanken waren noch immer auf eine Herbeiziehung Rußlands zu dem Kampfe gegen England gerichtet. Den Polen gab er die Antwort: wäre er ein Pole, würde er denken wie sie; aber er habe andere Pflichten, durch welche die von ihnen geforderte Erklärung unmöglich werde. Er bewegte sich noch auf der Linie, die er im Jahre 1810 eingeschlagen hatte; er wollte sich zur Herstellung des Königreichs nicht verpflichten, aber die polnische Macht zum Widerstande gegen Rußland stark erhalten.

Es erscheint nicht gerade als ein Erfolg der Bewegungen Napoleons, wenn ein zweites Heer unter Bagration von dem ersten abgesondert wurde; dies lag in den ursprünglichen Plänen des Generals Phull, der dadurch die Flanke der Franzosen zu bedrohen hatte. Zum Widerstande des ersten Heeres hatte Phull das Lager von Drissa be-

stimmt; er meinte bereits hier eine Schlacht wagen zu können. Allein die Befestigungen, die er angeordnet, zeigten sich doch nicht haltbar genug und das Heer selbst bei weitem nicht stark genug, um es hier zu einer ernsten Entscheidung kommen zu lassen. Soeben kam der Gesandte, General Liewen, aus Berlin an, ganz durchdrungen von dem dort zur Herrschaft gekommenen Gedanken, daß das russische Heer sich an dieser Stelle noch nicht zu einer Schlacht entschließen möge; der erste Schuß, sagte Liewen, müsse bei Smolensk fallen. Wenn man nun wirklich in Smolensk (15./18. August) sich zum Widerstande anschickte, so geschah es hauptsächlich, weil es die erste eigentlich russische, mit den kirchlichen Einrichtungen eng verbundene Stadt war, die man dem Feinde nicht überlassen konnte, ohne das völkische Gefühl zu verletzen. In Smolensk vereinigte sich Bagration, der indes an der Spitze des zweiten Heeres mit Davoust und Jerome nicht unglücklich gekämpft hatte, mit dem ersten. Allein die Stadt zu behaupten, fühlte man sich doch nicht imstande. „Warum", fragte Napoleon den General Tutschkoff, der verwundet sich in der Stadt befand, „gab Ihr Oberbefehlshaber Smolensk auf, wenn er es verteidigen wollte? Warum verteidigte er es nicht länger, wenn er es nicht preisgeben wollte? Warum hat er sich überhaupt in den Kampf eingelassen?"

Noch in Smolensk hat er durch Tutschkoff dem Kaiser Alexander den Vorschlag machen lassen, die Kriegsbewegungen durch einen Frieden zu beendigen. Er sprach den Entschluß aus, diesen Frieden in Moskau zu suchen. Man sage wohl, Moskau sei nicht Rußland, aber es sei doch immer die Hauptstadt von Rußland, mehr als Petersburg. Immer vordringend, hoffte er das zurückweichende Heer zu erreichen und eine Hauptschlacht zu liefern, die ihm das Uebergewicht verschaffen und die Russen zum Frieden nötigen werde. Aber bereits trat auch eine andere Seite des Widerstandes hervor, auf den er stieß. In dem erwähnten Gespräche mit Balascheff hat Napoleon seine Verwunderung darüber ausgesprochen, daß es in den russischen Gebieten noch so viele Klöster gebe, was doch den Fortschritten der Gesittung entgegenlaufe. Balascheff antwortete, jedes Land habe seine besonderen Einrichtungen, auch Rußland so wie Spanien. Napoleon lebte in dem Kreise der Vorstellungen, welche dem Umsturz

vorhergegangen und durch sie zur Herrschaft gekommen waren. Ein Teil seiner Macht entsprang daraus, daß er sie, inwiefern sie gesellschaftlicher Natur waren, verkörperte und gleichsam vor sich hertrug, indem er mit den Waffen seine Siege erfocht. Das konnte aber nur da geschehen, wo der Geist dazu vorbereitet war, in Italien und Deutschland. Jenseits dieser Grenzen erweckte gerade die umstürzlerische Färbung dieser Einrichtungen den heftigsten Widerstand. In Spanien war es besonders der religiöse, aus dem Katholizismus entsprungene Beweggrund, der sich ihm entgegensetzte, auch nachdem er die höchste Gewalt und die vornehmsten Hauptstädte in Besitz genommen hatte; der Widerstand, den er fand, nahm die Gestalt des Aufstandes an. In Rußland dagegen war die höchste Gewalt vollkommen unerschüttert, und ihr Ansehen wuchs schon durch die staatliche Feindseligkeit, die sie erfuhr, und den kriegerischen Widerstand, den sie leistete. Aber, so kann man fragen, gibt es überhaupt bloß staatliche Kriege, wie Napoleon den seinen gegen Rußland damals auffaßte? Napoleon hätte recht gehabt, wenn die Gewalten, die er bekämpfte, eben umstürzlerischer Natur gewesen wären. Aber die alten Herrscherhäuser, mit denen er in Krieg geriet, wurzelten zugleich in den Gefühlen der Völker; es ist allemal das gesamte Staatswesen, das in den großen Kriegen überwältigt wird oder sich verteidigt. Nirgends aber hingen die herrschertreuen Gefühle mit dem völkischen und religiösen Bewußtsein enger zusammen als in Rußland. Die Russen bildeten ein Volkstum im vollen Sinne des Wortes; die griechische Kirche hat ihm immer zur Grundlage gedient.

Alexander rief beides, die völkische wie die religiöse Kraft, für sich auf; er fand allgemeinen Glauben, wenn er versicherte, mit gleißnerischem Gebaren suche der französische Kaiser nichts Anderes, als das russische Volk in Ketten und Banden zu schlagen. Als er das Lager von Drissa verließ, hatte er dem General Barkley die Weisung gegeben, vor allen Dingen das Heer zu erhalten. Aber durchdrungen davon, daß das Heer allein keinen ausreichenden Widerstand zu leisten vermöge, begab er sich nach Moskau, um den Adel und die Bürger der alten Hauptstadt zur Erhebung gegen den verderblichen Feind, der in das Land gedrungen war, aufzurufen. Auf dem letzten Haltepunkt vor Moskau empfing ihn der Ortsgeistliche in seinem Amts-

kleide mit einem Kreuz auf der silbernen Schüssel; ein Diakon trug eine brennende Kerze in der Hand. Es war spät am Abend; der Kaiser stieg aus dem Wagen, fiel auf seine Knie und küßte in tiefer Bewegung das Kreuz. So nahm er seinen Weg nach dem heilig geachteten Moskau, vor dem einst die gefährlichsten Anfälle der Tartaren zurückgeprallt waren; seine Ankunft wurde dort als ein ersehntes Glück begrüßt. Als er am anderen Morgen aus dem Kreml heraustrat, ward er mit tausendstimmigem Hurra und der Bitte empfangen: „Laßt uns sterben oder siegen!" Einige Tage später erschien er in dem Slobolskischen Palaste, wo sich Adel und Bürgerschaft in den verschiedensten Sälen versammelt hatten. Dem Adel sprach er seinen Entschluß aus, eher alle Kräfte zu erschöpfen, als mit dem übermütigen Feinde Frieden zu schließen; das Heer allein werde nicht mehr fähig sein, ihn aufzuhalten, der Adel, der das Reich schon öfter gerettet, möge ihm zu Hülfe kommen. Hierauf beschloß dieser, eine starke Landwehr aufzurichten, auf hundert Köpfe zehn Mann, sie einzukleiden, mit Lebensmitteln zu versorgen und nach Möglichkeit zu bewaffnen. Bei den Bürgern hob der Kaiser besonders die Handelsverhältnisse hervor; er erzählte, daß England demnächst den russischen Schiffen seine Häfen wieder öffnen werde; die Bürger machten sich zu ansehnlichen Beisteuern anheischig. Von der Verbindung mit Frankreich gegen England, welche Napoleon forderte, war es eben das Gegenteil, wodurch die Russen zum Widerstande gegen ihn vereinigt wurden. Wenige Tage früher, wie wir noch berichtet hatten, war der Friede Rußlands mit England zustande gekommen. Die Volksbewaffnung wurde nun in den sechzehn vorliegenden Gouvernements zur Ausführung gebracht. Der leibeigene russische Bauer wurde durch den Adel selbst in die Waffen gerufen. Alles füllte sich mit dem Getümmel der allgemeinen und freiwilligen Bewaffnung, während Napoleon seinen Weg in das Innere Rußlands fortsetzte. Er hat gesagt, das Land sei schöner, als er geglaubt habe; nur finde er die Ortschaften allenthalben verlassen und verödet. Zunächst aber hatte die völkische Bewegung einen Erfolg, der seinen Wünschen entgegenkam. Durch einige Abteilungen unregelmäßiger Truppen verstärkt, beschlossen die Russen, das Glück der Waffen wirklich zu versuchen. Der Oberbefehl war von Barkley, der schon als Fremder in

den Kreisen der Generäle vielen Widerstand fand, auf Kutusoff übergegangen, der die völkischen Zuneigungen besaß, was jedoch nicht zur Folge hatte, daß Barkley außer Tätigkeit gesetzt worden wäre. Die allgemeine Stimme forderte das Aufhören des unaufhörlichen Rückzuges. Nachdem verschiedene Lagerplätze aufgesucht und wieder verlassen worden waren, blieb das russische Heer endlich bei Borodino (6. Sept.) stehen.

Ich besorge, man wird es mißbilligen, daß ich auf den Feldzug in Rußland mit einer gewissen Ausführlichkeit eingehe; aber es schien mir notwendig, die große Entscheidung, zu der alles Frühere führte, von der alles Spätere abhing, in ihren Einzelzügen zu vergegenwärtigen. Indem Napoleon Rußland angriff, gedachte er zugleich die allgemeine Oberherrschaft davonzutragen. Von dem Gelingen oder Mißlingen des Unternehmens hing der Zustand aller Staaten ab. Ich gestatte mir noch, der Schlacht zu gedenken, in welcher die beiden Heere, die die eine und die andere Grundanschauung vertraten, sich miteinander maßen. Die Russen stellten sich zu beiden Seiten der neuen Straße auf, die von Smolensk nach Moskau über Borodino führt. Das Flüßchen Kolobscha, das in die Moskwa fällt, deckte einen Teil ihrer Front, die mit einem großen Geschützpark ausgestattet war; ihr Heer war mit Einschluß der unregelmäßigen Truppen über 120 000 Mann stark, eine Zahl, die der Stärke der Franzosen ungefähr entsprach. Napoleon, der seit dem letzten österreichischen Kriege besonders auf die Geschütze zählte, hat 587 Feuerschlünde in diese entfernte Gegend geschafft. Aber auch die Russen waren sehr wohl mit Geschützen versehen; sie hatten deren 640 zur Stelle, selbst von geeigneterer Geschützweite, wie sie behaupteten, als die französischen.

Der tiefen Aufstellung der Russen hatte Napoleon eine ähnliche entgegengesetzt; er begann mit dem Angriff auf die linke russische Flanke, die nach heftigem Kampfe ein paar tausend Schritte zurückwich, aber dann Halt machte. Ihrerseits unternahmen die Russen, durch Meldungen der Kosaken veranlaßt, einen Angriff auf den linken Flügel der Franzosen, aber zu schwach, um etwas auszurichten. Der eigentliche Kampf vollzog sich in der Mitte der beiderseitigen Aufstellung, wo dann das Geschützfeuer der beiden Teile eine ungeheure, aber doch nicht entscheidende Wirkung hatte. Die französischen

Geschütze schossen zu hoch, schlugen aber in das zweite Treffen und die Bereitschaft ein. Man kennt kaum eine Schlacht, in der so viele namhafte Anführer von beiden Seiten getötet oder verwundet worden wären. Den Preis der Tapferkeit trug Barkley davon, indem er seine Stellung links in der Mitte mitten in dem Geschützfeuer selbst mit dem Bajonett verteidigte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Vorteil auf der Seite der Franzosen war; aber eine Niederlage hatten sie ihren Feinden doch nicht beigebracht. Kutusoff konnte noch immer einen freiwilligen Entschluß für die weitere Kriegsführung fassen; er entschloß sich zum Rückzuge, mit dem Vorbehalt jedoch, die Nacht auf dem Schlachtfelde zu verharren. Vielleicht hätte alles entschieden werden können, wenn Napoleon, wozu ihn Ney auf das dringendste aufforderte, eingewilligt hätte, seine Garden an der Schlacht teilnehmen zu lassen; aber der französische Kaiser erwog, daß auch ein übrigens glücklicher Erfolg sie zerrütten und ihn in einer weiten Entfernung von den Grenzen Frankreichs ohne zuverlässige Truppen in die größte Gefahr hätte bringen können. Man darf wohl sagen, auf beiden Seiten geschah das gleiche; Kutusoff wollte seine Truppen einige Werst[81]) weiter sammeln, um dann zu sehen, was er mit ihnen gegen den Feind ausrichten könne; für den Kaiser der Franzosen war es ein Gebot der Notwendigkeit, sein Heer zusammenzuhalten und vorwärts zu führen. Den Frieden meinte er auch jetzt noch in Moskau zu erzwingen.

Die beiden Heere begegneten einander einige Tage später unmittelbar vor Moskau aufs neue. Die Frage war nun, ob die Russen die Hauptstadt ernstlich verteidigen würden, was dann wohl, da sie die Stellung, die sie vor der Stadt eingenommen, dem kriegsgewaltigen Feinde gegenüber schwerlich hätten behaupten können, zu einem Straßenkampf in Moskau selbst geführt haben würde. Die Stadt Moskau befand sich eben in voller Begeisterung der Volksbewaffnung. Die Einwohner wünschten nichts mehr, als dem Feind entgegengeführt zu werden. Man sah Kutusoff auf seinem Stuhl inmitten seiner Generale, die sehr verschiedener Meinung waren; Benningsen war dafür, die Schlacht anzunehmen; Barkley, seiner alten Anschauung getreu, meinte dagegen, man müsse die Stadt preisgeben, um sich jenseits dieser wieder den Franzosen entgegensetzen zu

können. Von großem Gewicht war die Meinung des Kriegsstatthalters von Moskau, Grafen Rostopschin. Er drückte sich scheinbar zweifelhaft aus, wie es seine Stellung mit sich brachte; als Statthalter von Moskau müsse er diesen Entschluß verwerfen, wenn man ihn aber, so sagte er dem Prinzen Eugen von Württemberg, persönlich um seine Meinung frage, so müsse er dafür sein. Es war nicht das erste Mal, daß er diesen Gedanken kundgab. Schon geraume Zeit vorher hatte er Bagration geschrieben: die Bevölkerung der Hauptstadt sei aus Treue für den Zaren wie aus Liebe zum Vaterlande entschlossen, unter den Mauern Moskaus zu sterben. „Wenn uns Gott nicht günstig ist," so fügte er hinzu, „alsdann wird die Stadt in Flammen aufgehen, und Napoleon soll statt reicher Beute nur den Aschenhaufen der russischen Hauptstadt finden."

Es war der größte Augenblick in dem Leben Kutusoffs, er erklärte, indem er von seinem Stuhle aufstand, sich für Barkleys Meinung: vor den Mauern Moskaus wollte man überhaupt nicht schlagen, das Heer sollte mitten durch die Stadt zurückgehen. Was sollte aber aus den Einwohnern werden, oder vielmehr, was sollten sie tun? Sie forderten den Statthalter nochmals auf, sie gegen den Feind zu führen. Da er dazu seine Einwilligung nicht geben konnte, so blieb ihnen nichts übrig, als die Stadt zu verlassen; denn als das äußerste aller Uebel erschien es ihnen, in die Hände der Franzosen zu fallen. Es ist kein Widerspruch, wenn die bewaffneten Männer, die nichts mehr wünschten, als den Franzosen zu widerstehen, selbst in ihren Straßen, da dies unmöglich wurde, den Entschluß faßten, die Stadt zu verlassen, um ihrem Vaterlande noch auf eine andere Weise zu dienen. Es sind große Leidenschaften, was die Völker bewegt. Zwischen dem Entschlusse zum Widerstande und dem Entschlusse zu fliehen war hier kein wesentlicher Unterschied; denn in der Flucht lag ein mächtiges Hindernis für Napoleon, die empfindlichste Feindseligkeit, die man ihm zufügen konnte, und zugleich für die Fliehenden die Hoffnung, ihn anderweit zu bestehen. Napoleon war nicht im entferntesten darauf gefaßt. Er erwartete an der Schranke Abordnungen des Adels und der Bürger, um ihn zu bewillkommnen. „Wo sind die Bojaren?" — „Sie sind weggezogen." — „Wo sind die Einwohner?" — „Sie sind auf der Flucht." Die Franzosen nahmen Moskau in

Besitz in dem Augenblick, als es von den russischen Truppen verlassen wurde. Als Napoleon im Kreml ankam, fühlte er eine große Genugtuung, daß er in dem alten Palast der Zaren Wohnung nehmen konnte wie in so vielen anderen Palästen besiegter Fürsten. Aber in diesem Augenblick erreichte ihn sein Geschick. Ein Brand brach aus, der immer weiter um sich griff und ihn selbst im Kreml bedrohte. Er trat ans Fenster und sah die ungeheure Stadt vor sich wie ein Flammenmeer; er konnte dessen Entstehung nicht mehr von zufälligen Unordnungen herleiten. Er ward inne, daß die Russen ihre Hauptstadt lieber vernichteten, als daß sie sie ihm überlassen hätten. „Welch entsetzliches Schauspiel!" rief er aus „Sie sind es selbst! Welch unerhörter Entschluß! Es sind Skythen."

Trotz alledem gab Napoleon seinen Gedanken, den Frieden in Moskau schließen zu können, nicht auf; denn da er nun einmal in dem Umkreise der Gedanken der europäischen Gesittung lebte, konnte er sich in Ereignisse nicht finden, die aus diesem Kreise weit hinaustraten. Er meinte noch immer, den Russen zum Bewußtsein bringen zu können, daß ein Krieg mit ihnen nur ein staatlicher, kein völkischer sei; er hege keinen Haß gegen Rußland, er sei noch immer der Freund Alexanders. Einen der wenigen Edelleute, die in der Stadt geblieben, der nach dem Brande Moskau zu verlassen gesucht hatte, wollte er, indem er ihm die Erlaubnis dazu gab, beauftragen, diese seine Gesinnung dem Kaiser Alexander zu hinterbringen. Auf dessen eigenen Wunsch zog er es jedoch vor, ihm ein Schreiben an den Kaiser mitzugeben. Dies Schreiben ist vor allem ein Bericht über das, was in Moskau vorgegangen, woran Alexander gewiß unschuldig sei; der Krieg gegen Rußland sei von ihm ohne Erbitterung unternommen worden. „Ein Briefchen Eurer Majestät vor oder nach der letzten Schlacht würde meinen Zug aufgehalten haben; ich hätte es selbst gewünscht, den Vorteil meines Einzuges in Moskau aufopfern zu können." Aehnlichen Sinnes war eine Sendung an Kutusoff, zu der sich Napoleon einige Zeit später entschloß; er brachte in ihr die gräßlichen Grausamkeiten, welche von den russischen Bauern an den Franzosen, die in ihre Hände fielen, verübt wurden, zur Erwähnung. Kutusoff erwiderte, er könne dabei nichts tun, da das Volk den Krieg gegen die Franzosen wie einen der alten Kriege gegen die Tar-

taren ansehe. Kutusoff wurde dann ersucht, den Frieden bei dem Kaiser in Anregung zu bringen; sollte denn dieser Krieg ewig dauern? Napoleon habe den Wunsch, die Streitigkeiten, aus denen er hervorgegangen sei, zu schlichten, und zwar für immer. Der russische Oberbefehlshaber antwortete, in seinen Anweisungen komme das Wort „Friede" nicht einmal vor; er würde sich den Verwünschungen der Nachwelt aussetzen, wenn er dies Wort ausspräche; es bleibe ihm nichts übrig, als einen Bericht von dieser Sendung einfach an den Kaiser gelangen zu lassen. Lauriston war bereit, sich selbst nach St. Petersburg zu begeben. Alexander hat auf diesen Antrag niemals geantwortet; denn diesen Erfolg hatte der Brand von Moskau, daß er die Gesinnungen, die bis dahin etwa noch schwankend gewesen waren, befestigte. Alexander versicherte dem Kronprinzen von Schweden: „er und sein Volk seien mehr als je entschlossen, auf der Klippe, auf der sie sich befänden, auszuharren und sich eher unter den Trümmern Rußlands begraben zu lassen, als mit dem modernen Attila Frieden zu schließen."

Noch weit über den vorliegenden Zeitpunkt hinaus aber erstreckten sich die Gesichtspunkte, die man faßte; im Angesicht der Flammen von Moskau hat sich der Gedanke erhoben, das alte Europa wiederherzustellen. In einem Schreiben Liewens an Hardenberg wird darauf aufmerksam gemacht, daß für Preußen die Zeit gekommen sei, sich gegen den gemeinsamen Feind zu rüsten und auch Oesterreich dazu zu bewegen. Wenn es jemals einen Wendepunkt in der Weltgeschichte gegeben hat, so war dieser Augenblick ein solcher. Seit mehr als einem Jahrzehnt hatte die Macht Napoleons, in fortschreitender Ausbreitung begriffen, alle Blicke gefesselt. Er war jetzt an der Stelle angekommen, die er als das Ziel betrachtet hatte, um seine Herrschergewalt über den Erdteil auf immer zu befestigen. An ihr aber verließ ihn sein bisheriges Glück; sein Gestirn fing an zu verbleichen. Die Aufmerksamkeit der Menschen, welche die Handlungen des großen Zeitgenossen mit Teilnahme begleitet, wendet sich mit einem Male auf die andere Seite, auf die des Widerstandes gegen ihn. Das Gestirn Alexanders erhebt sich in immer stärkerem Glanze; es bedeutet die wirkliche Zukunft von Europa.

In Wilna, wo der Herzog von Bassano alle Geschäfte der Staatskunst und Verwaltung in seinen Händen vereinigte, verbarg man sich die Gefahr nicht, in welche Napoleon durch seinen Aufenthalt in Moskau geriet; denn alle Mittel waren erschöpft, und eine allgemeine Entmutigung griff in dem Heere um sich. Aber man meinte, er werde noch unerwartete Hülfsquellen finden. So scheint er auch selbst geglaubt zu haben.

Als er Moskau verließ, war seine Absicht, sich noch einmal mit den Russen zu schlagen und Kaluga zu erreichen; aber er fand die Russen auf der alten Straße so wohl aufgestellt, daß er es vorzog, nach der neuen abzurücken, um nach Kaluga zu gelangen. Auf diesem Wege aber setzte sich ihm Kutusoff, der ihm zuvorgekommen war, bei Malo-Jaroslawetz entgegen. Es kam zu einem Treffen, von dem man russischerseits behauptet hat, wenn Kutusoff nicht selbst abgestanden hätte, so würde Napoleon dabei zugrunde gerichtet worden sein; noch immer scheute jedes der beiden Heere, sich mit dem anderen in eine Hauptschlacht einzulassen. Napoleons kriegerischer Ehrgeiz war dadurch einigermaßen befriedigt, daß Kutusoff nicht gewagt hatte, ihn aufs neue anzugreifen. Aber seine eigenen Verluste zeigten sich so bedeutend, und die Unmöglichkeit, Kaluga zu erreichen, sprang so sehr in die Augen, daß man endlich darüber zu Rate ging, ob nicht der Rückzug in aller Form anzutreten sei. Napoleon wäre noch immer dafür gewesen, zu schlagen; die Generäle, die er in einer Bauernhütte um sich versammelte, erklärten sich für den Rückzug. Entscheidend soll die Bemerkung des Grafen Lobau, daß man aus diesem Lande, in dem man schon zu lange verweilt habe, fortkommen und über den Njemen zurückgehen müsse, auf Napoleon gewirkt haben. Er hatte bereits der in Moskau zurückgelassenen Besatzung den Befehl zugehen lassen, den Kreml zu sprengen und sich zurückzuziehen. Er selbst kam jetzt zu dem Entschluß, auf einer Querstraße seinen Marsch nach Moshaisk zu nehmen, wo ihn Mortier, aus Moskau kommend, erreichte, nahe dem Schlachtfelde von Borodino. Wäre es wahr, was man sagt, die angriffsweise Bewegung gegen Kaluga hin sei nur gemacht worden, um die kriegerische Ehre zu retten, so würde dieser falsche Ehrgeiz den Franzosen unendlich teuer zu stehen gekommen sein. Die Straße von Moshaisk nach Smolensk war noch in den Händen der

französischen Posten. Die Ueberlegenheit der Russen bestand in ihrer beweglichen Artillerie und leichten Reiterei. Es rächte sich jetzt an Napoleon, daß er ein Volk, dessen Stärke hauptsächlich in der Reiterei bestand, mit einem Heere angegriffen hatte, bei dem das Fußvolk die natürliche Waffe war. Die Reiterei war durch die Kartätschen der Russen und den Mangel an Futter tief heruntergebracht. Auch auf dem Rückmarsch fehlte es an Futter für die Zugpferde und aus dieser Ursache auch an Lebensmitteln für die Mannschaften. Als man unter unaufhörlichen Kämpfen in Smolensk anlangte, wo man Lebensmittel und Kleidungsstücke zu finden gehofft hatte, aber keine genügenden Vorkehrungen getroffen waren, zeigte sich in dem Heere ein Mißvergnügen, das sich bis zum gewaltsamen Plündern der Vorratshäuser steigerte. Der Vorzug, welchen Napoleon in allen Dingen seiner Garde gab, wurde eine Mitursache der allgemeinen Auflösung. In Smolensk zu verweilen war für ihn auch deshalb eine Unmöglichkeit, weil das aus der Moldau heranziehende russische Heer ihm an den Uebergängen der Beresina zuvorzukommen drohte. Auf dem Zuge dahin hatte er noch einmal mit dem ersten Heere zu kämpfen, das von Kutusoff mit vieler Vorsicht geführt wurde; die Russen rühmten, daß da dem großen Heere tatsächlich ein Ende gemacht worden sei.

Dennoch gab Napoleon die Hoffnung nicht auf, durch Verbindung mit den Heerkörpern von Victor und Oudinot bei dem Uebergang über die Beresina an der einzigen Brücke, welche ihn sicherte, noch eine glänzende Waffentat auszuführen. Aber die Brücke konnte von den Orten, die sie verteidigen sollte, nicht behauptet werden. Bei dem Uebergang, der nun bei Studianka über zwei in der Eile geschlagene Brücken geschehen mußte, wurden die Franzosen, durch den Fluß getrennt, von einer um mehr als die Hälfte überlegenen Macht angegriffen, freilich wohl nicht mit der Wucht, welche erforderlich gewesen wäre. Wenn Napoleon überhaupt durchkam, so erscheint das noch als eine Rückwirkung des alten Ruhmes seiner Kriegsführung, welcher auch in dieser bedrängten Lage ein gewisses Bedenken hervorrief, das Aeußerste gegen ihn zu versuchen. Die Franzosen bestanden den Kampf mit Tapferkeit und zu ihrer Ehre, aber nicht ohne den Verlust beinahe der Hälfte der Mannschaften. Napoleon

sah in dem Uebergang die Lösung einer schwierigen Aufgabe der Kriegführung. (26./29. Nov.)

Dies war der Augenblick, wo sein Unternehmen gegen Rußland als vollkommen gescheitert erschien. Aber nicht allein dieser Feldzug war mißlungen, sondern die Macht Napoleons überhaupt in ihrem Grund erschüttert. Niemand konnte zweifeln, daß die Nachricht von diesem Ausgange die nur mit Mühe niedergehaltenen feindseligen Stimmungen in Deutschland wachrufen würde. Napoleon hat gesagt, er könne nicht zugeben, daß Preußen zwischen ihm und Frankreich sei. In Paris selbst hatte eine feindselige Kundgebung stattgefunden, an sich unbedeutend, bei deren Verlaufe man jedoch inne wurde, daß die Verfassung des Kaiserreiches, namentlich die Bestimmung über die Erblichkeit des Thrones, in den Gemütern noch keine Wurzel geschlagen hatte. Wäre Napoleon nur ein General gewesen, so hätte er bei seinem Heere bleiben müssen, um ihre völlige Auflösung zu verhindern; aber er fühlte sich vor allem als Kaiser. In seiner Person vereinigte sich die Macht eines Reiches, dessen gleichen es noch nicht in Europa gegeben hatte. Um diese aufrecht zu erhalten, achte er es für notwendig, nach Paris zurückzukehren. Er machte die Reise mit nur vier Begleitern, in Polen auf einem Schlitten, in Deutschland mit der Post, um der Nachricht von seinen Unfällen durch seine Ankunft zuvorzukommen.

Nr. 7. Napoleon I. und Papst Pius VII. [82]).

Nachdem Rom schon im Februar 1808 von französischen Truppen besetzt worden war, hatte Napoleon den Papst in der Nacht vom 5. auf den 6. Juli 1809 verhaften und nach Savona am Golf von Genua bringen lassen.

Sonderbarer Kampf zwischen dem, der die Welt bemeisterte wie nie ein anderer, und einem armen Gefangenen! Der eine in dem Genuß allen Glanzes und aller Gewalt, die die Erde zu geben vermag; voll Verschlagenheit und Kühnheit, Scharfsinn und Entschlossenheit; verbündet mit allen Kräften, welche den Menschen gebieten; immer, ohne Wanken, sein Ziel vor Augen. Der andere, nachdem

man ihn eine Zeitlang mit auffallender Sorgsamkeit behandelt hatte, bald darauf der Gemeinschaft mit der Welt, selbst der Möglichkeit schriftlicher Mitteilung beraubt, von der wachsamsten Polizei umgeben, abgeschnitten von jedermann, völlig vereinsamt. Und doch war allein sein Dasein eine Macht. Nicht mit den offenbaren, aber mit den geheimen inneren Kräften, welche ihm die alte Gewohnheit des Glaubens und der Verehrung so langer Jahrhunderte daher in der ganzen katholischen Christenheit von selber zuwandte, war er verbündet. Aller Augen sahen nach ihm; sein Widerstand gegen die Gewalt, sein Leiden, das man um so mehr mitfühlte, da es ein allgemeines war, hatten sein Ansehen unendlich vermehrt und es mit dem Glanze des Duldertums umgeben. Von Mitleid für eine solche Lage wurde aber Napoleon nicht berührt; er sah in Pius VII. nur eben einen Gegner, der ihm in der Leitung seines Reiches, zu der auch die päpstlichen Angelegenheiten gehörten, die größten Schwierigkeiten entgegensetze....

Wir nehmen in Napoleon Größe der Gesichtspunkte, Folgerichtigkeit der Ausführung wahr, den Blick und den Flug des Adlers nach seiner Beute; so scharf übersieht er den ganzen Umkreis, so geradezu stürzt er auf den entscheidenden Punkt. Allein die Erhabenheit persönlicher Gesinnung, die einer Stellung wie die seine entsprochen hätte, läßt er vermissen, jenen Stolz eines großen Herzens, das sich mit dem Gemeinen nicht befleckt. Ihm ist der Zweck alles. Doch nicht ein jeder läßt sich mit Gewalt erreichen; dann ist ihm kein Mittel zu schlecht, keine Maßregel zu kleinlich, er scheut keine langwierige und gehässige Gewaltsamkeit, um seinen Gegner herabzuwürdigen und, wie man sagt, mürbe zu machen; endlich in geschmeidigen Windungen fährt er heran, ihn zu erdrücken.

Diese Art und Weise seines Wesens tritt besonders bei seiner Behandlung des Papstes zutage. In einem seiner Briefe heißt es: Der Papst müsse in seiner Person empfinden, daß er dem Kaiser Mißvergnügen verursache. Er forderte von Pius VII. einfache Annahme der Kirchenversammlungsbeschlüsse[83]). Da der Papst hierzu nicht zu bewegen war, ließ er im Juni 1812 seinen Gefangenen[84]) von Savona nach Fontainebleau in die Nähe seiner Hofhaltung führen, in einer Eile, welche die Schwachheit des alten Mannes noch

vermehrte; er umgab ihn mit Männern seines Wohlgefallens. Es waren Kardinäle wie Guiseppe Doria, der gut und fromm sein mochte, aber nur die Größe des Kaisers und ihr gegenüber die Gefahr der Kirche wahrnahm. Diese Leute wurden nicht müde, dem Papste vorzustellen, wie die Kirche gleichsam ohne Haupt sei, da weder die Gemeinde der Gläubigen mit ihm, noch er mit den Gläubigen in Verbindung stehen dürfe, da Rom seiner Geistlichkeit fast durchaus beraubt worden, da man die Häupter aller Geistlichkeit, die Kardinäle, von Ort zu Ort in der Verbannung herumführe; wie sehr nehme in dieser Unordnung der Kirche die Macht ihrer Feinde überhand, so mächtiger Feinde, daß Napoleon selbst ihnen Zugeständnisse machen müsse! Es war ihre eigene Ueberzeugung, sie machten tiefen und tieferen Eindruck; endlich begannen die Unterhandlungen wieder. Jean Baptiste du Voisin war beauftragt, sie zu führen, noch ein Zögling und jetzt Professor der Sorbonne[85]), lange schon das Sprachrohr der französischen Geistlichkeit. Er verstand es, voll ruhiger Ueberzeugung, Schritt für Schritt, mit überzeugender Beweisführung den Gegner zu überwinden.

Endlich war es so weit. Napoleon selbst, nicht ohne seine Gemahlin, die durch den Glanz ihrer hohen Herkunft das Ansehen noch erhöhte, welches ihm Tapferkeit und Glück verliehen, ging zu ihm hinaus; er selber durch persönlichen Einfluß wollte die Sache zu Ende führen. Wenn er hier anfangs sehr übertriebene Forderungen aufstellte, wie er z. B. unmittelbaren Anteil an der Ernennung der Kardinäle und ausdrückliche Anerkennung der vier Sätze der gallikanischen Kirche[86]) in Anspruch nahm, so stand er allmählich davon ab; aber indem er auf der einen Seite nachgab, ward er auf der anderen um so dringender. Er drohte zugleich und versprach, er war liebenswürdig und heftig; gewaltsam, wie behauptet worden, hat er den Papst nicht angetastet, aber er nahm den Ton der Ueberlegenheit an und sagte ihm ins Gesicht, er, der Papst, sei in kirchlichen Sachen nicht bewandert genug. Erstlich wurden die Bestimmungen entworfen. Pius folgte dem Geschwindschreiber mit Aufmerksamkeit, er gestand Punkt für Punkt zu. Als es zur Unterschrift kam, sah er sich noch einmal nach den Kardinälen und Bischöfen um, die zugegen waren; wer wäre aber dagewesen, um zu reden, und wer hätte es zu tun ge-

wagt? Einige neigten das Haupt, andere zuckten die Achseln; er ging hin und unterschrieb. Es ist der Vertrag von Fontainebleau, 25. Januar 1813.

Dieser Vertrag spricht nun die Verzichtleistung auf die weltliche Herrschaft nicht eigentlich aus, allein er ist durchweg in deren Voraussetzung abgefaßt. Der Kaiser hielt eine förmliche Verzichtleistung nicht für nötig; es war genug, daß der Papst aufhörte, die Zurückgabe des römischen Staates zu fordern. Er hatte versprochen, in Avignon seinen Wohnsitz zu nehmen; dahin sollten Propaganda [87]), Pönitenziera [88]) und das Archiv gebracht werden, da sollte er Hof halten. Für die verkauften Güter des Römischen Stuhles nahm er ein Einkommen bis auf zwei Millionen Franken an. In Hinsicht der Einsetzung der Bischöfe [89]) wird der Beschluß der Landeskirchenversammlung, den der Papst zu bestätigen sich geweigert hatte, wörtlich in den Vertrag aufgenommen. Napoleon durfte glauben, nahe am Ziele zu sein. Seine Absicht war, im Jahre 1813 wieder eine Kirchenversammlung zu berufen, an deren Spitze der Papst in aller Form auf die weltliche Herrschaft verzichten sollte. Der erzbischöfliche Palast ward aufs prächtigste eingerichtet, um ihn aufzunehmen. „Auf jeden Fall", sagt er, „hatte ich jene lange gewünschte Trennung des Geistlichen von dem Weltlichen endlich vollbracht. Von diesem Augenblick an hätte ich den Papst wieder erhoben, ihn mit Prunk und Huldigung umgeben; ich hätte einen Abgott aus ihm gemacht, nie hätte er seine weltlichen Besitztümer vermissen sollen. Ich hätte dann meine kirchlichen Sitzungen gehalten wie meine gesetzgebenden; meine Kirchenversammlungen wären die Vertretung der Christenheit, die Päpste deren Vorsitzer gewesen; ich hätte sie eröffnet und geschlossen, ihre Beschlüsse gebilligt und bekannt gemacht, wie Konstantin und Karl d. Gr. getan. Wie fruchtbar in großen Ergebnissen wäre dies geworden! Dieser Einfluß auf Spanien, Italien, den Rheinbund, Polen hätte die Bundesverhältnisse des großen Reiches enger geschlossen. Der Einfluß, den das Haupt der Christenheit auf die Gläubigen in England und Irland, Rußland und Preußen, Oesterreich, Böhmen und Ungarn ausübt, wäre das Erbteil von Frankreich geworden." So ganz gehörten diese Unternehmungen zu dem Gedanken von dem großen Reiche des Abendlandes, welches

Napoleon zu errichten eine Zeitlang bestimmt schien; der erste Schritt schließt mit dem letzten zusammen....

Ueberhaupt liegt einer der wichtigsten Beweggründe für die Abwandlungen der Verhältnisse des Papsttums in den großen öffentlichen Ereignissen der Zeit. Die erste Ueberwältigung des Kirchenstaates[90]) war das Werk der fortschreitenden französischen Staatsumwälzung; die geschlossene Wahl, aus der Pius VII. hervorging, wäre ohne den zweiten Bund[91]) nicht möglich gewesen. Dann erhob sich der erste Konsul; dessen Bestreben, der französischen Macht Einheit und Zusammenhang zu geben, führte den Vertrag [vom 15. Juli 1801] herbei. Die engste Verbindung zwischen der neuen Gewalt und dem Papsttum, die in der Kaiserkrönung erschien, war doch auch zugleich der Zeitpunkt ihrer Entzweiung. Der Versuch Napoleons, die Einheit Italiens zu begründen, führte notwendig zur Erdrückung des Kirchenstaates. Die stärksten Kundgebungen der auf kirchliche und weltliche Alleinherrschaft gerichteten Gedanken Napoleons erfolgten nach seinen großen Siegen 1805 über Oesterreich, 1807 über Preußen. Er hat behauptet, die Schwierigkeiten, die ihm der Papst in bezug auf die Einsetzung der Bischöfe in Italien machte, seien nicht etwa durch Unterhandlungen und gegenseitige Zugeständnisse, sondern — wer sollte daran denken? — durch die Schlacht von Friedland seien sie beseitigt worden; dann erst habe der Papst seine Absichten auf die Romagna fahren lassen. Das Bündnis mit Rußland verschaffte ihm freie Hand in Italien sowie in Spanien; mit einer neuen Niederwerfung Oesterreichs [1809] war die Besitznahme des Kirchenstaates verbunden. Nur ein Widerspruch in bezug auf die kirchliche Verwaltung blieb dann übrig, den Napoleon durch persönliche Einwirkungen auf den Papst zu brechen suchte.

So verhält es sich nicht, daß er bei seiner Unternehmung gegen Rußland den Papst aus den Augen verloren hätte. Noch von jener großen Zusammenkunft in Dresden aus ordnete er dessen Ueberführung nach Fontainebleau an; es geschah auch deshalb, weil die Engländer bereits in dem Hafen von Savona erschienen; gegen England aber war auch das russische Unternehmen gerichtet. Der Papst wurde eben damals über den Mont Cenis geführt, als die französischen Heerscharen den Njemen überschritten; das eine berührt sich

mit dem anderen darin, daß die Russen genötigt werden sollten, die Oberhoheit Napoleons in allen äußeren Angelegenheiten anzuerkennen, und die Unterwerfung des Papstes dazu gehörte, sie im Inneren zu bestätigen. Das russische Unternehmen mißlang; allein Napoleon wurde dadurch nur um so eifriger, die Gewalt im Inneren festzusetzen, auf deren ungehinderter Ausübung die soldatische Kraft seines Reiches beruhte.

Noch hoffte er den großen Kampf zu erneuern. Allein in kurzem mußte man inne werden, daß das weltumspannende Ansehen des Reiches, von welchem ein unterwürfiges Papsttum einen Bestandteil ausmachen sollte, bereits in seinen Grundfesten erschüttert sei. In den ersten Monaten des Jahres 1813 stellte sich heraus, daß der Kaiser seine beiden deutschen Bundesgenossen zu einem neuen Feldzuge nicht wieder fortreißen werde. Einen äußeren Zusammenhang hat es nun wohl nicht, aber doch einen inneren, daß in der Zeit, in welcher Preußen und Rußland das Bündnis von Kalisch[92]) vereinbarten, auch Papst Pius VII. sich entschloß, den kaum verabredeten Vertrag zu widerrufen.

Gleich am Tage nach der Unterzeichnung ließ der Papst erkennen, daß ihm der Vertrag keine Befriedigung gewähre; er lehnte das Geschenk ab, das ihm der Kaiser sandte. Als die Kardinäle ankamen, die jetzt wieder Zutritt zu ihm hatten, ließ er eine tiefe Reue blicken. Pacca fand ihn gekrümmt, verbleicht und mager, die Augen unbeweglich und tief in ihren Gruben. Pius sprach von den Leiden, die er erduldet habe; „aber am Ende", fügte er hinzu, „haben wir uns befleckt. Ich habe keine Ruhe, weder bei Tage noch bei Nacht; ich kann kaum soviel Speise zu mir nehmen, als nötig ist, um zu leben; ich werde in Raserei sterben wie Klemens XIV."[93]). — „Heiliger Vater," erwiderte Pacca, „das Uebel wird sich heben lassen." — „Wie", antwortete er erstaunt und freudig, „sollte das noch möglich sein?" Der gute Mensch wußte wenig von der Lage der Dinge; man hatte ihn absichtlich darin unkundig erhalten; er meinte noch, sein Gegner stehe in dem Gipfel seiner Macht. Allein die Dinge nahmen immer entschiedener eine andere Wendung; den Gewaltigen, von dem der Papst noch immer erdrückt zu werden fürchtete, sahen die Kardinäle bereits wanken.

Dieser Umschwung der Begebenheiten machte erneuten Widerstand möglich. Der Papst faßte — es ist nicht zu beschreiben, unter wieviel Pein, mit welchem Geheimnis — den Brief an Napoleon ab, in welchem er, wie er sagt, von seiner Pflicht genötigt und mit freimütiger Aufrichtigkeit dem Kaiser anzeigte, daß seit jenem 25. Januar seine Seele von bitteren Gewissensbissen, von der tiefsten Reue zerfleischt sei und weder Ruhe noch Frieden finde. Die Zugeständnisse des Vertrages von Fontainebleau widerrief er; den nämlichen Tag, den 24. März, tat er dies den Kardinälen kund. Er hat gesagt, und wir können es ihm glauben, daß er in diesem Augenblicke des vollzogenen Entschlusses sich wie von einer schweren Last befreit fühlte. Mit einem Male war der Schmerz verschwunden, den man bisher in seinem Gesichte las; er klagte nicht mehr, daß er keine Eßlust habe oder keinen Schlaf, er lebte wieder auf. Von Augenblick zu Augenblick erweiterten sich seine Hoffnungen. Bei der Zusammenkunft von Prag [94]) wagte er schon, seine Rechte dem Kaiser von Oesterreich in Erinnerung zu bringen; er forderte ihn auf, als Friedensvermittler die Rechte des Kirchenstaates in Betracht zu ziehen. Auf neue Eröffnungen der französischen Staatsleitung durfte er entgegnen, daß er Freiheit und Rückkehr in sein Land zur ersten Bedingung der Unterhandlung mache; er sprach bereits die Ueberzeugung aus, wenn ja ihm, so werde es doch seinem Nachfolger nicht fehlen, dahin zurückzukehren.

Wie weit aber übertrafen die Erfolge alles, was man jemals hätte erwarten können! Die Schlacht von Leipzig entschied auch über das Papsttum. Bald nach seiner Rückkunft auf französischen Boden suchte Napoleon Unterhandlungen mit dem Papst anzuknüpfen, aber sie wurden abgelehnt; denn nicht in Paris konnten solche gepflogen werden, sondern nur in Rom. Als die Verbündeten in Frankreich eindrangen, ließ Napoleon, unzufrieden mit den Kardinälen, welche nach Fontainebleau gekommen waren, den Papst nach Savona zurückführen. Aber schon auf dem Wege dorthin wurde dieser als Fürst und Papst empfangen. Für Napoleon dagegen trat nun der Augenblick ein, wo er es für ein Glück halten mußte, wenn ihm die natürlichen Grenzen von Frankreich wieder zugestanden wurden. Nur unter dieser Bedingung konnte er auf Frieden hoffen; dann aber mußte

auch Rom aufgegeben werden. Unmittelbar vor der Zusammenkunft von Chatillon[95]), auf welcher die Umgrenzung Frankreichs festgesetzt werden sollte, entschloß er sich, die Freiheit des Papstes, die Zurückgabe des Kirchenstaates an ihn auszusprechen. „Ew. Heiligkeit sind frei", sagte ihm der französische Präfekt, „und können morgen abreisen." Der Papst zog es vor, bei einem Kirchenfeste, das auf den folgenden Tag fiel, die Messe in der Domkirche zu feiern.

Wie so ganz und gar wurde die Lage Pius VII. in einem Augenblicke verändert! Indem ihm die Franzosen seine Freiheit zurückgaben, erklärte der österreichische Oberbefehlshaber, daß in Italien die alten Fürstentümer wiederhergestellt und Rom nachmals nicht mehr die zweite Stadt des französischen Reiches, sondern die Hauptstadt der christlichen Welt sein würde. Und schon wäre der Papst mit Gewalt nicht in Savona zurückzuhalten gewesen. Die Truppen von Neapel, welches noch unter Murat den Krieg gegen Napoleon erklärt und sich des Kirchenstaates bemächtigt hatte, rückten am rechten Ufer des Po, die Oesterreicher am linken vor, in Livorno erschien ein englisches Geschwader in der Absicht, nach Genua vorzugehen. In der Mitte der Heere, die noch keineswegs miteinander einverstanden waren, nahm Pius VII. seinen Weg. Am 25. März 1814 traf der Papst bei den österreichischen Vorposten ein, wo ihn der französische Oberst, der ihn von Fontainebleau begleitet hatte, einem österreichischen Obersten vom Regiment Radetzky übergab. Auch von den Neapolitanern wurde er mit frommer Anhänglichkeit aufgenommen. Nachdem der Zusammenbruch des französischen Kaisers erfolgt war, kündigte der König von Neapel die Rückkehr des Papstes in aller Form an. Am 24. Mai zog Pius wieder in seine Hauptstadt ein; ihm selber war das Glück beschieden, das er nur für einen anderen zu hoffen gewagt hatte. Von dem Volke seiner Hauptstadt, das ihn liebte, sah er sich noch einmal mit Freudengeschrei und Tränen bewillkommnet.

Keine Staatskunst, sondern der große Umschwung der Begebenheiten hatte ihn dahin geführt. Jedermann meinte darin den Willen der Vorsehung zu erkennen. Unter der wieder veränderten Welt traten nun aber, ohne daß die alten Fragen gelöst worden wären, eine Reihe der wichtigsten neuen Aufgaben hervor. Die ersten Er-

lasse des wiederhergestellten Papstes atmeten vollkommen den Geist der Wiederherstellung. Die bürgerliche und Straf-Rechtsverfassung, welche die Franzosen eingeführt hatten, wurden abgeschafft, die alte Ordnung der Dinge, wie sie unter der geistlichen Herrschaft bestanden, für wiederhergestellt erklärt, Bürgerstandsverzeichnis und Stempelpapier aufgehoben, ebenso das auf Einziehung der Güter begründete Krongüterwesen. Nach einiger Zögerung wurden die Lehnsrechte hergestellt; den Gedanken, der sich regte, die geistlichen Orden zu verbessern, ließ man fallen. Vielmehr wurde auf den Rat des Kardinals Pacca der Orden der Gesellschaft Jesu, dessen Abschaffung doch keineswegs ein Werk der französischen Staatsumwälzung gewesen war, wieder ins Leben gerufen (7. Aug. 1814). Napoleon hatte dem Papste zugleich die weltliche Unabhängigkeit und die Selbständigkeit des geistlichen Einflusses entreißen wollen; durch den Wiener Kongreß[96]) sah Pius beides sich zurückgegeben. Auch stellten die Beschlüsse von Wien den Römischen Stuhl in den Besitz des ganzen Kirchenstaates wieder ein, wie Pius VII. selbst ihn nie besessen. Die europäischen Reiche suchten die zerrissenen Fäden der geistlichen Verhältnisse wieder anzuknüpfen. Welch eine Aufgabe war es nun, in beiderlei Hinsicht den Forderungen der Sache und zugleich des Jahrhunderts gerecht zu werden!

Durch Napoleon war die Welt überhaupt umgewandelt, infolge seiner Siege zuerst, dann infolge seiner Niederlagen.





E. Das Zeitalter der Verfassungs- und Einigungskämpfe, 1815—1871.

Nr. 1. Die europäischen Staaten von 1815—1854 [1]).

Auf den 1814 und 1815 geschlossenen Verträgen beruht die ganze Gestaltung von Europa.

Die ganze Aufmerksamkeit, die bisher den auswärtigen Angelegenheiten zugewendet gewesen war, richtete sich nun auf die inneren Verhältnisse. Da war kein Land, wo nicht die beiden Grundanschauungen der Einherrschaft und der Volksherrschaft miteinander in Widerstreit geraten wären.

In dem südlichen Europa, in Spanien, im römischen und in einigen anderen italienischen Staaten versuchte man das Königtum rein wiederherzustellen. In den übrigen Staaten aber war man nicht dieser Ansicht; man wollte das verfassungsmäßige Wesen, welches in dem Napoleonischen Zeitalter, wo es bestanden hatte, bloße Förmlichkeit gewesen war, in seiner Wirklichkeit herstellen. Man wollte die beiden Grundanschauungen — Volks- und Einherrschaft, Erblichkeit von oben, Selbstverwaltung von unten — miteinander vereinigen. Dies war das Losungswort in Europa. Sogar der Selbstherrscher aller Reußen, Kaiser Alexander I. [2]), glaubte, durch eine Verfassung in Polen herrschen zu können, und die Bourbonen gaben eine Verfassung, die gar nicht schlecht war. Auch in Deutschland, welches der Lage der Dinge gemäß statt zu einem Kaisertum zu einem Staatenbunde vereinigt worden war, wurden die verfassungsmäßigen Grundanschauungen eingeführt [3]), ausgenommen in Preußen, wo die Pro-

vinzialstände blieben, und in Oesterreich, wo man zwar auch Provinzialstände hatte, aber am meisten hinter den verfassungsmäßigen Anschauungen zurückgeblieben war. So wurde der Kampf, der bisher in den großen Kreisen der Welt sich bewegt hatte, in das Innere der Staaten versetzt, und die verfassungsmäßige Richtung, die man als einen Fortschritt der Zeit betrachtete, wurde überwiegend, nachdem durch den langen Kriegszustand die einherrschaftliche Grundanschauung verstärkt worden war.

Da traten die Ereignisse des Jahres 1830 ein[4]). Die Verfassung der älteren Bourbonen war nicht fähig, die Ordnung zu erhalten. Bei der ersten Bewegung der Bourbonen, welche sich gegen die Verfassung und die darin verbürgte Preßfreiheit richtete, entflammten die volksherrschaftlichen Gefühle, welche in den letzten Jahren an Kraft gewonnen hatten und nicht vergessen konnten, daß die Bourbonen die Erneuerung ihrer Herrschaft fremden Völkern verdankten. Die alte Verfassung und das alte Königshaus wurden gestürzt, und das Haus Orleans kam auf den Thron. Aber auch diese neue Ordnung genügte den Franzosen nicht. Es herrschten unaufhörliche Streitigkeiten über Fragen der Verfassung, und die Erhitzung zugunsten der verfassungsmäßigen Grundanschauungen wirkte sogar auf England zurück und veranlaßte dort jene Parlamentsverbesserung im freiheitlichen Sinne. Infolge dieser Bewegungen wurde das neue Königreich Belgien gegründet[5]), und ganz Europa geriet in Gärung. Dazu kam, daß Preußen im Jahre 1840 sich ebenfalls veranlaßt sah, von der bisher beschrittenen Bahn der reinen Verwaltung mit Provinzialständen abzuweichen und einen Versuch zu machen, das Ständewesen zu verbessern. Doch führte dies nicht zum rechten Ziel, und endlich kam man im Jahre 1847 zu dem Vereinigten Landtage, welcher, nachdem er berufen war, eine entschiedene Richtung nach der liberalen Seite nahm. Das äußerte den größten Einfluß nicht nur auf Deutschland, sondern auf ganz Europa.

Die Gedanken des Umsturzes entwickelten sich in jedem Augenblicke mit größerer Stärke, ohne daß ihnen die Staatsleitungen die gehörige Kraft entgegensetzten, bis sich aus der Tiefe der Dinge die Staatsumwälzung vom Jahre 1848 bildete, in welcher auch der scheinbar rechtmäßige König[6]) verjagt wurde und der förmliche Frei-

staat zutage kam, zwar nicht als Schreckensherrschaft, aber doch als eine Darstellung der Volksherrschaft. Dies hatte eine ungeheure Rückwirkung auf Deutschland, so daß die großen Mächte, Oesterreich und Preußen, selbst von ihrer Grundlage herabgeworfen wurden und die Neigung aufkam, alle Macht in Zweifel zu setzen und die öffentliche Gewalt bloß auf die Volksherrschaft zu gründen. An der Unmöglichkeit der Durchführung und an der Heeresgewalt fanden diese Umsturzbestrebungen endlich ihren unübersteiglichen Widerstand. Indem alles sich wieder berichtigte, stand auch in Frankreich ein Machthaber auf, welcher die Volksgewalt mit der höchsten Gewalt in Verbindung setzte. Louis Napoleon[7]) hat insofern eine gewisse Beziehung zu den übrigen europäischen Fürsten, als er ein Einherrscher, und zwar ein unumschränkter Fürst ist; aber grundsätzlich ist er ihnen entgegengesetzt, indem er durch Wahl Kaiser geworden ist und so gewissermaßen die Grundanschauung der neueren Zeit verkörpert.

Die Entwicklung der Dinge hat also, in Kürze zusammengefaßt, zu folgenden Erscheinungen geführt. Es besteht: 1. der Freistaat in Nordamerika; 2. die umgestaltete und mit liberalen Anschauungen erfüllte ständische Verfassung in England; 3. die Volksherrschaft der nordamerikanischen Grundanschauungen, einherrschaftlich gestaltet in Frankreich; 4. die alten, auf dem Geburtsrecht beruhenden Fürsten in Deutschland; 5. von diesen gewaltigen Kräften unaufhörlich gefährdet, in Rußland der Grundsatz der rein slavischen unumschränkten Alleinherrschaft.

Es versteht sich von selbst, daß durch alles das eine ungeheure Gärung in die Welt kam, indem diese Grundanschauungen aufeinander wirken und rückwirken. Was die jetzige Weltgestaltung noch näher bestimmt, ist der Umstand, daß diese Fragen sich auf das Gebiet der auswärtigen Staatskunst warfen, und zwar auf die Auseinandersetzung der Grenzen, indem der Gewalthaber in Frankreich nicht gemeint scheint, die alten Grenzen anzuerkennen, und nun der Krieg zwischen Rußland und den Westmächten ausgebrochen ist[8]), von dem man nicht weiß, wohin er führen wird. Die Mächte haben ihre wahre Stellung noch nicht gefunden, und wir haben deshalb gefährliche innere und äußere Kämpfe zu erwarten. Die mehr liberalen Gewalten haben sich mehr auf die Seite der Türkei geschlagen, die mehr

konservativen, mit Ausnahme Oesterreichs, auf die Seite Rußlands[9]). Durch die Unbesonnenheiten des russischen Hofes ist der Zauber, welcher die Geister in Ruhe fesselte, gelöst worden, und alle diese gewaltigen Regungen, welche in der jüngsten Zeit gebannt worden waren, streben nun wieder gegeneinander.

Auch das aber ist noch nicht das letzte Wort der heutigen Geschichte. Weil alles auf dem tiefen Boden der europäischen Geschichte beruht, so erweckt der Rückblick auf die Erfahrungen der Vergangenheit die Hoffnung, daß aus den größten Gärungen und Gefahren, in denen zu leben, geschweige denn zu herrschen, einen hohen Grad von Tatkraft und Umsicht erheischt, wieder vernünftige Zustände hervorgehen werden, um so mehr, als die wirtschaftlichen Entwickelungen der Dinge in der größten Ausbreitung begriffen sind.

Und so will ich hiermit schließen mit den Worten, mit denen Macchiavell[10]) seinen „Fürsten" eröffnet: „Was ich in langer Zeit gelernt habe, biete ich Dir in wenigen kurzen Sätzen dar." Mein Ziel ist aber das entgegengesetzte. Während von Macchiavell der Fürst zur Ruchlosigkeit aufgefordert wird, ist mein Streben vielmehr, Ew. Majestät in Ihren Tugenden zu befördern.

Schlußgespräch.

König Max. Was kann man als die leitenden Grundrichtungen unseres Jahrhunderts bezeichnen?

Ranke. Ich würde als leitende Grundrichtungen unserer Zeit aufstellen: die Auseinandersetzung beider Grundanschauungen, der Einherrschaft und der Volksherrschaft, mit welcher alle anderen Gegensätze zusammenhängen; ferner die unendliche Entfaltung der wirtschaftlichen Kräfte und die überaus vielseitige Entwicklung der Naturwissenschaften. Jenseit der Streitigkeiten, die den Staat berühren, treten auch noch immer geistliche Grundrichtungen auf. Der menschliche Geist ist in einer unermeßlichen Fortentwicklung begriffen, und gerade der Kampf der Gegensätze trägt dazu bei, diese Entwicklung zu fördern. Gerade wie der Kampf zwischen der geistlichen und der weltlichen Gewalt sehr dazu beitrug, die europäische Christenheit zu ent-

wickeln, so ist dies auch bei dem gegenwärtigen Kampfe zwischen Einherrschaft und Volksherrschaft der Fall. Welch ungeheure Kraft hat nicht z. B. das umstürzlerische Wesen in Frankreich geäußert, um sich Europa zu unterwerfen, und umgekehrt, welche Fülle von Kraft hat nicht das übrige Europa gezeigt, um das umstürzlerische Frankreich zu bändigen! Von all diesen Dingen hatte die frühere Welt keine Vorstellung. Diese Ueberwältigung aller anderen Kräfte, die in der Welt sind, durch den Geist der abendländischen Christenheit, namentlich durch die germanischen Grundgedanken, ist ganz beispiellos.

Eine solche Macht, wie sie England aufgestellt hat, verdoppelt durch die verwandten englisch-amerikanischen Grundgedanken, ist noch nie vorhanden gewesen. Die Engländer beherrschen die ganze Welt mit ihrem Handel; sie haben Ostindien, sie haben China Europa geöffnet. Alle diese Reiche unterwerfen sich gleichsam dem europäischen Geiste. Darin liegt eben diese ungeheure Uebermacht des verfassungsmäßigen und freistaatlichen Grundsatzes, weil die Völker, bei denen diese Staatsform herrscht, das meiste in der Welt ausrichten. Sie schreiten immer vor; sie kommen jetzt der Türkei zu Hilfe, aber ihr Zweck ist, sie zu unterwerfen und abhängig zu machen, und das wird auch der Erfolg sein[11]).

Die Ausbreitung des romanisch-germanischen Geistes ist eine ganz ungeheure, um so mehr, da sie nicht mehr durch die kirchliche Form gefesselt ist. Der romanisch-germanische Geist geht über die Form der Kirche hinaus und dehnt sich frei und ungebunden als Gesittung durch die ganze Welt aus. Eine ungeheure Teilnahme der großen Allgemeinheit am geistigen Leben, eine gewaltige Ausbreitung der Kenntnisse, eine lebendige Teilnahme an öffentlichen Dingen kennzeichnet unser Zeitalter. Man muß diese Zeit nicht verkennen. Es ist ein Glück, in ihr zu leben, aber schwer ist es für jeden, inmitten dieser beiden einander entgegengesetzten Richtungen, welche alle Kräfte ergreifen und in jedem Augenblick uns nahe treten, und inmitten dieser unendlichen Mannigfaltigkeit des Lebens, die sich über die Erde ausbreitet, sich zu bewegen. Da ist kein Beamter, kein Lehrer, kurz niemand, der sich in einer öffentlichen Stellung befindet, bis zu den untersten Kreisen hinab, der sich nicht in ein bestimmtes Verhältnis zu jenen beiden Grundanschauungen setzen müßte.

Darin liegt allerdings etwas für den Geist ungemein Anregendes; wer aber darauf ausgeht, bloß darin eine Richtung der Weltgeschichte zu sehen, daß die Volksgewalt über alles herrschend werde, der weiß nicht, was die Glocke geschlagen hat. Denn mit diesen Bestrebungen haben sich zu viele zerstörende Richtungen vereinigt, daß die Gesittung und Christenheit bedroht wären, wenn sie die Oberhand gewinnen würden. Dadurch bekommt also auch die Einherrschaft wieder eine Wurzel in der Welt, indem sie nötig wird, um die zerstörenden Richtungen auszurotten, welche von den volkstümlichen Grundanschauungen wie von einer großen Flut mit hereingeschwemmt werden. In dieser Wirkung und Gegenwirkung der Geister liegt eine ungeheure Bewegung und zugleich eine große Lebenskraft.

König Max. Ist die Ausprägung der völkischen Einheiten auch ein Zug unserer Zeit?

Ranke. Allerdings strebt die Volksherrschaft dahin. Frankreich z. B. hat sich als Volk gegen die Fremdherrschaft erhoben, ebenso Rußland und Deutschland gegen die Franzosen. Diese völkischen Einheiten haben also eine größere Bedeutung gewonnen. Eine ganz andere Frage ist aber die Begründung völkischer Einheiten als Staaten, welche auch zu den Lieblingsgedanken unserer Zeit gehört. Deutschland aber hat sich wie ein Mann gegen Frankreich erhoben, ohne als Staat begründet gewesen zu sein; also hängen diese beiden Begriffe, Ausprägung der völkischen Einheiten und ihre Begründung zu Staaten, nicht mit Notwendigkeit zusammen. Die Abschließung der völkischen Einheiten aber gegeneinander ist jetzt nicht mehr durchführbar; sie alle gehören mit zur großen europäischen Gemeinschaft....

Nr. 2. Die Volksdichtung der Serben [12]).

Die serbische Dichtung beruht auf den Vorstellungen von Wahn und Aberglauben, aber zugleich auch von Naturgefühl und sinnfälliger Einbildungskraft und drückt sie aus; sie ist wie diese Vorstellungen selbst ganz völkisch, gleichsam eine unbewußte Hervorbringung der gemeinschaftlichen Anlagen und Richtungen. Auch von den neuesten Liedern wüßte niemand den Dichter anzugeben; man vermeidet sogar,

dafür zu gelten, und in der Tat wird wenig danach gefragt. Da sie in einer steten Verwandlung begriffen sind, da eben das Lied, welches fast mißfällt, wenn es von minder Begabten vorgetragen wird, in dem Mund eines glücklicheren Sängers, in welchem völkischer Sinn und Geist lebendiger sind, rührt und hinreißt, kommt soviel nicht darauf an. Man hat bemerkt, daß es in dem serbischen Ungarn gleichsam Schulen gebe, in welchen die Blinden diese Lieder lernen; allein das ist schon nicht mehr das Rechte. In den Bergen von Serbien und der Herzegowina braucht man sie nicht lange zu lernen; jedermann weiß sie von Jugend auf.

In dem Gebirge findet sich die Gusle, das Tongerät, mit welchem man das Lied begleitet, beinahe in jedem Hause. Wenn man sich in den Winterabenden um das Feuer sammelt und die Weiber spinnen, stimmt der den Gesang an, der es am besten versteht. Die Greise, welche erwachsene Söhne haben und sich der angestrengten Arbeit entziehen dürfen, tragen die Lieder ihren Enkeln vor, die sich dann mit Freuden diesem Eindrucke hingeben, der ihnen die erste Kenntnis der Welt beibringt. Selbst den Insassen des Klosters ist es keine Schande, zur Gusle zu singen. Es ist aber mehr ein Sagen als ein Singen; der eintönige Klang des Tongerätes, das nur eine Saite hat, fällt erst zu Ende des Verses ein. In dem Gebirge, wo die Menschen einfacher, größer, wilder sind, hört man das Heldenlied, unveränderlich in seinen fünf Trochäen mit dem bestimmten Einschnitte nach dem zweiten Fuße, fast jeder Vers mit geschlossenem Sinne; je tiefer man kommt, nach der Donau und Save hinunter, je enger beisammen das Dorf, je geschmeidiger, freundlicher und auch kleiner der Menschenschlag wird, desto mehr verschwindet die Gusle, desto mehr tritt, vornehmlich zum Tanze, das Liebeslied hervor, gelenker und flüssiger, indem es den Daktylus auf mannigfaltige Weise dem Trochäus hinzufügt, in seiner Art nicht minder volkseigen.

In den größeren Versammlungen herrscht das Heldenlied; in den Wirtshäusern, wo man das Kartenspiel noch nicht kennt, bildet es die vornehmste Unterhaltung, und derjenige singt, der die Gusle zuerst ergriffen hat oder sie am besten zu begleiten weiß. Bei den Festen, den Zusammenkünften an den Klöstern, treten alsdann diejenigen hervor, welche sich dem Gesang ausschließlich gewidmet haben,

in Serbien allerdings auch die Blinden, die jedoch mehr Verbreiter als Erfinder des Liedes sind, zuweilen, wie Philipp Wischnitsch aus Bosnien, Leute von wahrhaft dichterischer Gabe. Sie versammeln ihren Kreis um sich und rühren ihn oft bis zu Tränen.

Noch haben sich auch diejenigen Serben, welche zum Islam übergegangen, der Neigung zu dieser Dichtung nicht entziehen können. Oft haben beide Teile das nämliche Heldenlied, nur daß jeder seine eigenen Glaubensgenossen siegen läßt. Die Herren würden sich zwar nicht mit dem Gesange befassen, aber sie hören ihn gern; in Serajewo haben sie einst einen gefangenen Christen bloß darum vom Kadi losgebeten, weil ihnen seine Lieder gefielen. Den Unterschied des Bekenntnisses überwindet die Dichtung; sie verknüpft den ganzen Stamm, sie lebt in dem gesamten Volke. Die Berge, in denen der Knabe das Vieh weidet, die Ebenen, wo man das Getreide mäht, die Wälder, durch die der Reisende seinen Weg hat, erschallen von Gesang. Er begleitet alle Geschäfte.

Und was ist nun der Gegenstand dieser Lieder, die so vielfach in das Leben verflochten sind und sich fast unbewußt aus ihm erheben? Was man lebt, spricht man aus. Hier, wo an kein fremdes Vorbild zu denken ist, entfaltet sich das innere geistige Dasein, von welchem Tun und Lassen ausgeht, in eigener Ursprünglichkeit auch in dem Wort. In dem Lichte des allgemeinen, gleichsam eingeborenen Gedankens, welcher der Grund des Lebens ist, faßt die Dichtkunst dessen Erscheinungen auf und bringt sie nochmals hervor: naturgetreu abbildend, jedoch in reineren Formen und verständlicher, zugleich eigentümlich und bildlich.

Das serbische Lied führt uns zunächst in die häuslichen Zustände des Volkes ein. Es tut dem Ackersmanne seine Ehre an, „der schwarze Hände hat, aber weißes Brot ißt“; gern verweilt es bei dem Greise, dessen Bart ehrwürdig wallt, dessen Seele, wenn er von dem Kirchgange kommt, so rein gestimmt ist, daß sie dem Hauche, der Blume, einem Dufte verglichen wird; am liebsten aber beschäftigt es sich mit den Neigungen, welche die Familie erbauen und zusammenhalten. Der Sänger erfreut sich an der Jungfrau, die noch tanzt und spielt und Blume ist; er begleitet ihre aufkeimende Zuneigung von dem Augenblick an, wo sie dem Jünglinge gesteht, auf ihn schauend

sei sie so schlank emporgewachsen, bis zu der Zufriedenheit des Beisammenseins, die auf unübertreffliche Weise geschildert wird: reizende Bilder, auf dem Hintergrund einer Landschaft reinlich ausgeführt. Gerade hier, wo das Leben rauh erscheint, hebt die Dichtkunst die verborgenen Dinge, die man sich nicht zu gestehen wagt, mit Sorgfalt hervor. Jedoch sie verheimlicht uns nicht, wie anders es danach wird, wie die Hausfrau den Strauß, den sie sonst des Abends ins Wasser steckte, wo er sich entfaltete, jetzt dem Kinde gibt, das ihn in den Kehricht wirft; wie böse wohl die Schwiegermütter sind, das Gezänk der Schwägerinnen: die Schwalbe preist den Kuckuck glücklich, daß er es nicht zu hören brauche. Ein durchgehender Zug ist die Vergleichung der verschiedenen Neigungen. Der Geliebte wird vielleicht dem Bruder vorgezogen, der Bruder aber dem Gatten; die Eifersucht der Gemahlin gegen die Schwester sehen wir bis zu Mord und Entsetzen fortgehen. Lebhaft wird uns die Heiligkeit der Bundesbrüderschaft vorgestellt. Wehe dem, der seine Bundesschwester zu verführen oder sich der ähnlichen Verbindung der Patenschaft zu unlauteren Zwecken zu bedienen suchte! Alles, was in dem Leben eigentümlich hervortritt, Hochzeitszug und Hochzeitsgeschenk, das Fest im Dorfe, wo die Männer sitzen und zechen, die Knaben ihre Wurfsteine schleudern, die Mädchen den Kolo [13]) tanzen, wird uns vorgeführt. Die Verhältnisse des Hauses trägt man auf die himmlische Familie über.

Erhebt sich alsdann das Gedicht, das Heldentum zu preisen, so kann dies kein anderes sein — denn man kennt kein anderes — als ein räuberisches. Es ist dadurch gerechtfertigt, daß es sich gegen die Türken richtet, welche nicht nur irrgläubig sind, sondern unzuverlässig, voll Trug und unrechtmäßigerweise in Besitz gelangt; Raub, sagt man, brachte ihr Gut zusammen, Raub nimmt es wieder. Auf dem Grenzlande lebt der Räuber wie der Falke, der durch die Luft fliegt; man vergegenwärtigt sich die tausendfältige Gefahr, in der er schwebt, die Felswand, hinter der er lauert, das Versteck, in welchem er bis nahe zum Hungertod aushält, und sein siegreiches Hervorbrechen. Man schildert ihn, wie er die Flinte, die diesen Sängern ganz die dichterischen Dienste leistet wie den alten Dichtern der Bogen [14]), in der Mitte ergreift, auf das rechte Knie fällt, das Gewehr auf das

linke legt, mit dem Auge sicher zielt; die Wunde wird uns mit schonungsloser Zergliederungskunst eröffnet. Diese Gesänge sind voll einer rohen Anschaulichkeit; jedoch sie enthalten auch noch etwas Anderes. Dort, wo die Liebe geschildert wird, geschieht dies nicht, ohne daß neben tiefer Zärtlichkeit für den Getreuen auch die heftigste Verwünschung des Ungetreuen, unerschöpflich in Fluch, hervorträte; wie dort der Haß zur Liebe, gesellt sich hier zur Roheit die Milde. Oft wird auch dem Unterliegenden eine schöne Aufmerksamkeit gewidmet. Der Herr pflegt seinen Gefangenen, führt ihn hinaus, daß er sich an der Sonne erwärme, und entläßt ihn endlich, wie es heißt, mit der einzigen Bürgschaft Gottes für ein Lösegeld. Die junge Gemahlin, die er nach Hause führt, steigt nicht eher vom Rosse, als bis man ihr die Schlüssel zu dem Kerker überliefert, aus dem sie die Gefangenen befreien will. Diese Gesinnung, in der sich das Entgegenkommen vereint, in welcher etwa Bundesbrüder ihren Dolch zugleich in den Leib der Türkin senken, die sie beide lieben, um sich nicht ihrerhalb zu entzweien, in welcher der Greis, indem ihm der Kopf dessen gebracht wird, der seinen Sohn gemordet hat, ausruft: Heil mir heute und ewig! — und in Frieden verscheidet, wird uns in ihrer ganzen unverhüllten Wahrheit vor die Augen gelegt. So ist der Mensch auf dieser Stufe der Entwicklung, so ist der Mensch dieses Stammes; wie der Held, so sein Sänger. Die Dichtkunst legt sich wie eine verwandte Kraft um das Leben her und spiegelt uns dessen Erscheinungen ab, nicht alle und jede, aber die erheblicheren in ihrer eigensten Natur, durch das Unwesentliche minder gestört und um so deutlicher.

Da ist wohl der Beachtung wert, wie die Geschichte des Volkes, von dem Gedicht ergriffen, hierdurch erst in völkischen Besitz verwandelt und für das lebendige Andenken gerettet worden ist. Frühere Zeiten hat man fast vergessen; die Erinnerung haftet an dem letzten Glanze des Volkes und seinem Untergange fest, dessen auch wir hauptsächlich gedachten. In einigen großen Liederkreisen wird er uns geschildert.

Zuerst stellt sich uns Stefan Duschan[15]) dar, und zwar ganz wie die Geschichte ihn zeigt, in der Mitte einiger großen Geschlechter, mit denen er wohlbedächtig umzugehen hat. Sie treten sogleich in dem Wesen auf, das die folgenden Ereignisse fordern: die Jugowitschen

stolz und heftig, die Merljawtschewitschen mit bösen Geistern, mit der Wile im Bunde. Die letzten sehen wir unmittelbar nach Duschans Tode sich der höchsten Gewalt bemächtigen. Die Geschichte meldet, daß dies der Unfähigkeit des schwachen Urosch[16]) zuzuschreiben war; das Lied stellt ihn als ein Kind von vierzig Tagen bei seines Vaters Tode vor. Nicht aber allen aus jenem Geschlechte gefällt die Gewaltsamkeit. Aus eben demselben stammt der Held des Volkes, Marko Kraljewitsch[17]), der sich vor niemandem fürchtet außer allein vor dem wahrhaftigen Gotte. Dieser spricht dem Vater und den Oheimen das Reich ab und gibt es dem, welchem es gebührt. Kann man einen Helden glänzender einführen? Er erwirbt dafür Fluch und Segen, die sich beide erfüllen, und eben dadurch wird uns die weitere Entwicklung in der Ferne gezeigt.

Es ist ihm angedroht, daß er den Türken dienen soll. Ein zweiter Kreis von Liedern, die Lasaritza, beschreibt, wie das Land in deren Hände gerät. Wie die Geschichte, so gedenkt auch das Gedicht des inneren Zwiespaltes und des Verrates, der an diesem größten Unglücke schuld war. Zugleich aber liegt ein schmerzliches Gefühl der Unvermeidlichkeit dieses Ausganges über dem Gedichte. Der tadelloseste, schönste und edelste der Helden, Lasars Milosch[18]), kündigt es an; dem Könige wird es durch himmlische Boten gemeldet, und er entsühnt sein Volk vor der Schlacht; — nichtsdestoweniger wird die Tapferkeit der Streiter herrlich gerühmt und der Verräter verflucht. Rührend wird der Tod der Gefallenen begangen.

Marko war nicht in der Schlacht; es bleibt uns verborgen, weshalb. Ihm ist ein dritter Kreis dieser Lieder gewidmet. Nicht wie ein Mensch gleich den übrigen Helden, sondern wunderbar wird er geschildert: er lebt 160 Jahre; ebensolange reitet er sein Pferd, das er aus dem Becken mit Wein tränkt, aus dem er selber trinkt, — auf dem er sitzt, Drachen auf Drachen; ihn kann kein Säbel und keine Keule töten; der Wile, die ihm den Gefährten zu Tode verwundet, setzt er auf seinem Tiere viele Lanzen hoch in die Luft nach, erreicht sie mit dem Kolben und läßt sie nicht los, ehe sie ihn um Bundesbrüderschaft ersucht, ihm Hülfe in jeder Not gelobt und ihm den Freund geheilt hat. Nachdem die Sage diesen Helden so wunderbar ausgerüstet, was läßt sie ihn vollbringen? — Er dient den Türken.

Wir finden, daß er von anderen benachbarten Königen in demselben Augenblicke zu gottesdienstlichen Festen eingeladen wird, wo ihn der Sultan zum Krieg auffordert; seiner Lehnspflicht eingedenk, geht er in den Krieg. Dabei läßt er sich nun nicht wie andere ungleiches Recht gefallen; er tötet den Wesir, der seinem Falken den Flügel gebrochen, samt dessen zwölf Begleitern; er rächt seines Vaters Tod an dem Mörder; dann tritt er, wohl noch in Zorneswut, mit verkehrtem Pelz und seinem Kolben in das Zelt des Sultans, der vor ihm erschrickt, zurückschreitet und ihn mit Worten und Gedanken zu begütigen sucht. Allein wie dem sei, er dient; in mannigfaltigen Abenteuern wird es uns wiederholt. Bald ist es ein Mohr, der dem Sultan Abgabe und Tochter abzwingt, bald ein Albanese, unheimlich ausgerüstet, der aus seinem Turme Schiffahrt und Pilgerschaft und die Herbeiführung der Abgabe hemmt, mit welchem Marko einen Kampf bestehen muß, den kein anderer bestehen will; er folgt dem türkischen Heere bis nach Arabien. Es ist, als habe der Volksstamm in diesem Helden seine eigene Dienstbarkeit aus jener Zeit darstellen wollen, wo das serbische Heer nach der Schlacht bei Kossowo [1309] fast alle Jahre in die Kriege Bajesids[19]) zog, jedoch selbständig und nicht ohne ihm jeden Augenblick furchtbar zu erscheinen. Das Volk war voll unermeßlicher Kraft, ungebrochen an Mut; aber es diente. Dies stellt es an seinem Helden dar, den es mit allen Zügen der völkischen Gesinnung, auch dem rohen einer blutigen, mit Goldgier gemischten Grausamkeit, ausgerüstet, auf den es vielleicht auch den Ruhm älterer Helden gesammelt hat. Das Ereignis, welches seine Unterwerfung nach sich zog, konnte es auf eine der Geschichte näher verwandte Weise darstellen; den lange Zeiträume erfüllenden Zustand der Knechtschaft kann es nur sagenhaft vergegenwärtigen. Etliche dichten, wie der Unverwundbare endlich von Gott, „dem alten Töter", getötet worden; ein Gedicht voll Einfalt und erhabenen Gefühls der Einsamkeit. Andere hoffen, er lebe noch; als Marko die erste Flinte gesehen und ihre sichere Wirkung wahrgenommen, habe er sich in eine Höhle des Waldgebirges zurückgezogen; da hänge sein Säbel und fresse sein Pferd Moos, und er sei entschlafen. Falle der Säbel nieder und habe das Pferd kein Moos mehr, so werde er erwachen und wiederkommen.

Alle diese Sagen treten uns nicht in zusammenhängender Aufeinanderfolge entgegen, sondern in Liedern, deren jedes seinen eigenen Mittelpunkt hat, die nie von dem bewußten Geist eines einzigen Dichters durchgebildet und vereinigt worden sind. Doch ist in allen ein Ton, ein Sinn, eine einzige, zugleich dichterische und volkstümliche Weltansicht, und die höhere Einheit der allgemeinen Erzählung läßt sich nicht verkennen. Sie faßt diesem Volke die Erinnerung an seine Größe und an den Verlust seiner Selbständigkeit in lebendiger und immer neuer Ueberlieferung zusammen.

Gar manches spätere Ereignis hat man in ähnlicher Weise angeschlossen. An die Taten Hunyads[20]), den die Serben als ihren Landsmann ansprechen, ist in einigen Liedern voll sinnreicher Sage Erinnerung aufbehalten; den ältesten Räuber hat man nicht vergessen; den Uskoken[21]), insofern sie wider die Türken gekämpft haben — denn von ihren Seefahrten finden wir nichts —, sind einige Lieder gewidmet; bis zu den Siegen der Montenegriner hat das Lied die Geschichte begleitet.

Wenn im Lande Ruhe war, so sieht man doch, daß der Geist des Volkes sich unaufhörlich mit Bildern des Krieges gegen eben diejenigen beschäftigte, denen es gehorchte. Endlich kam die Zeit, wo auch dieser kriegsatmende Geist wieder zu eigener Tätigkeit aufgerufen ward infolge von Ereignissen, die auf einem ganz anderen Zusammenhange beruhten, hauptsächlich auf den veränderten Verhältnissen der Türken sowohl in sich als der übrigen Welt.

Nr. 3. Zur Geschichte der deutschen, insbesondere der preußischen Handelsstaatskunst, 1815—1834[22]).

... Wenn die Zollvereinigung wirklich zustande kommt[23]), so wird damit, es läßt sich nicht zweifeln, eines der größten Bedürfnisse des deutschen Volkes erledigt und ein bedeutender Fortschritt zu einer echten Ausbildung des Volkstums geschehen sein. Es ist gewiß der Mühe wert, den Gang der Ereignisse und Verhandlungen, die zu einem so außerordentlichen Ergebnisse geführt haben und ein noch größeres verheißen, beizeiten in Betracht zu ziehen....

I.

Zustand des deutschen Handels nach den Befreiungskriegen.

Von dem „Kontinentalsystem“[24]) hatten die Franzosen unermeßliche Wirkungen erwartet. Dem Handel und dem Gewerbe der Engländer glaubten sie einen tödlichen Streich zu versetzen, als sie im Besitze der Ausflüsse der Ems, Weser und Elbe die Erzeugnisse und Waren dieses Volkes von Deutschland ausschlossen.... Und hat sich nicht in der Tat Napoleon vermessen, England müsse auf die Letzt ein Anhang zu Frankreich werden, es sei eine französische Insel wie Oleron oder Korsika?... So setzten sie nunmehr das „Kontinentalsystem“ mit gewaltsamer Anstrengung durch; der Handel von England aber, den sie damit vernichtet glaubten, erhob sich sogar. Mit Erstaunen bemerkte man, daß die Ausfuhr der englischen Erzeugnisse und Webwaren, die nach dem amtlichen Durchschnittsbetrage bis 1804 21—22 Millionen Pfund Sterling betragen hatte, sich den Maßregeln des „Kontinentalsystems“ zum Trotze bis 1808 auf 26, 1812 auf 32 Millionen Pfund Sterling erhob.... Gerade die Trennung vom Festlande beförderte die innere Regsamkeit....

Jedoch hatte dies auch eine andere Seite. Indem nun England nach dem Frieden sich auf den Jonischen Inseln zur Beherrschung des Mittelmeeres und zur Leitung der in dem Morgenlande leicht zu erwartenden Veränderungen einrichtete, den ostindischen Verkehr ohne Nebenbuhler behauptete, sich dem Aufstande der südamerikanischen Pflanzungen gegen die Mutterländer[25]) sofort kaufmännisch bediente, trat es zugleich dem europäischen Festland in gewaltiger Uebermacht entgegen. Alle Quellen, alle Wege, alle Kräfte des Handels hatte es in seinen Händen. Ich will keineswegs in die unnützen Klagen über die Macht und Größe von England einstimmen. Zur Befreiung von Europa war sie notwendig; nie hat ein anderes Volk die Herrschaft des menschlichen Geistes über alle Naturkräfte so glänzend ausgebildet[26]). Aber darum ist doch wahr, daß eben diese kaufmän-

nische und gewerbliche Ausbildung, wie sie in dem Lande selbst Mißverhältnisse genug zur Folge hat, so durch ihr Uebergewicht für die benachbarten Länder, namentlich aber für Deutschland, außerordentlich drückend geworden ist.

Bei der Eröffnung des Festlandes atmeten wir auf; allein es erfolgte auf der Stelle ein gewaltsamer Rückschlag. Die englischen Vorräte ergossen sich über das Festland. Man kann ermessen, in welch ungeheuren Mengen, wenn man weiß, daß die Engländer im Jahre 1814 für 10 831 000 Pf. St. verarbeitete Baumwolle in das übrige Europa einführten, wovon für 3 248 000 Pf. St. allein nach Deutschland gingen. Man hat berechnet, daß dieser deutsche Absatz englischer Baumwollwaren mehr betrug als die ganze Ausfuhr Englands nach Ostindien. So war es in jeder Hinsicht. Was man eben zu seinem Schaden ganz entbehrt hatte, bekam man jetzt in erheblichem Ueberflusse.... Alle Märkte waren mit englischen Waren überschwemmt; man konnte ihnen keinen Widerstand leisten. Die Fabriken und gewerblichen Anlagen, die während der künstlichen Trennung emporgekommen waren, mußten diesem gewaltigen Wettbewerb unterliegen. Es war dies um so weniger zu vermeiden, da die eintretende Teuerung der nächsten Jahre den einzigen Vorteil vernichtete, den die einheimische Erzeugung durch den wohlfeileren Arbeitslohn der ausländischen gegenüber besitzt.

England war aber hiermit noch nicht zufrieden. In demselben Augenblicke, da es mit seinen Webwaren auf allen europäischen Märkten die einheimischen Verkäufer erdrückte, schloß es unsere beste Eigenerzeugung endgültig von seinen Märkten aus. Schon 1813, gleich sowie das Festland geöffnet ward, hatte man daselbst eine Untersuchung der Korngesetze mit Rücksicht auf die Landeigentümer begonnen. Am 20. März 1815 gingen die Entschließungen des Herrn Robinson im Oberhause durch, kraft deren alle Korneinfuhr des Auslandes in England verboten ward, bis der Quarter[27]) Weizen den hohen Preis von 80 Sh. erreicht habe; eine Entschließung, die außer im Fall einer entschiedenen Mißernte einem Verbote gleichkommt und von der auch die spätere englische Gesetzgebung über diesen Gegenstand nur wenig abgewichen ist. So stellte sich denn England nicht allein als Inhaber des Welthandels, sondern zugleich für unser vor-

nehmstes Erzeugnis [28]) verschlossen, alle anderen aber mit dem Uebergewichte der seinigen erdrückend, dem Festlande gegenüber.

Es war keine Frage, daß dies auf die Maßregeln aller festländischen Staaten den größten Einfluß haben mußte. Frankreich war so gut wie Deutschland in Gefahr, seine während der Kriege durch künstliche Begünstigung entstandenen gewerblichen Einrichtungen wieder untergehen zu sehen; es verschärfte womöglich noch seine strenge Handelssperre.... Indessen griffen auch die Holländer zu ihren alten Sperrmaßregeln. Allen Bestimmungen des Wiener Kongresses zuwider legten sie dem Durchgangsverkehre durch ihr Gebiet nicht allein zu Lande, sondern auch zu Wasser die lästigsten Fesseln an. Für Deutschland waren dies nur neue Nachteile. Die französischen Waren und Erzeugnisse konnten ebensowenig entbehrt werden wie die englischen. Indem beide Länder die deutsche Erzeugung von ihren Grenzen abhielten, wetteiferten sie zugleich, sie im Inneren zu zertrümmern. Während wir frei ließen, was die Holländer den Rhein aufwärts schickten, fiel alles, was wir den Rhein hinuntersandten, ihren Zollbeamten in die Hände. „Von allen Märkten Europas", klagten die niederrheinischen Fabrikherren noch im Jahre 1818, „sind unsere Gewerbe durch Zollinien ausgeschlossen, indes alle Gewerbe von Europa in Deutschland einen offenen Markt halten [29])."

Unter diesen Umständen, was tat das deutsche Volk? Es war leider, wie immer, getrennt und nicht sehr einig; es ließ sich alles gefallen. Es griff zu keinerlei Gegenmaßregeln; Gegenseitigkeit wußte es nicht zu bewirken. Man hat bemerkt, daß einige kleine Staaten nicht ohne Eifersucht einer dem anderen den Vorteil von dem Vertriebe der englischen Waren abzugewinnen suchten; hier und da fanden selbst die holländischen Maßregeln auf deutschem Boden geheime Unterstützung; die Messen dienten zum Verkauf auch des schlechten und verdorbenen fremden Gutes. Da konnte es denn nicht anders sein, als daß der allgemeine deutsche Verkehr mit dem Auslande vollends verfiel. Selbst diejenigen Waren, die den ausländischen den Rang hätten ablaufen können, fanden den alten Markt nicht mehr. Sachsen, so fleißig, so voller Gewerbe, mußte nun froh sein, seine Wolle an die Engländer zu verkaufen; denn seine Waren ließ man nicht zu.

Allein nicht genug, daß sich Deutschland in ein so drückendes Mißverhältnis gegen das Ausland gestellt sah, so war es auch durch seine eigene Verfassung, jene mannigfaltige Trennung, die allenthalben von neuen Zollstätten angekündigt wurde, in seiner Erzeugung gehemmt. Wie oft durchschneiden diese Grenzen gerade das Zusammengehörende, so daß das Gewerbe, das sich bald im Ankauf seiner Rohstoffe, bald im Absatze seiner Erzeugnisse gehindert sieht, die ihm wohlgelegenen Stätten nicht ergreifen kann! Wie hinderlich müssen ihm überdies alle die abweichenden, nur in ihrer Lästigkeit übereinstimmenden Einrichtungen des Zolles und der Verbrauchssteuer werden! Genug, indem Deutschland dem Auslande wehrlos gegenüberstand, löste es sich in seinem Innern in einzelne Teile auf, von denen jeder ein besonderes kleines Belangen hatte, das gar oft sowohl dem allgemeinen als dem Nutzen des Nachbars entgegenlief.

Eine Lage, die wenig tröstliche Aussichten darbot. Es war niemand, der es nicht gefühlt hätte. Hier und da regte sich in Privatleuten ein Gedanke, ein Plan zu einer allgemeinen Vereinigung; aber ihre Entwürfe waren weder in sich selbst zur Reife gediehen, noch waren sie im mindesten imstande, die unermeßlichen Schwierigkeiten, die sich jeder Aenderung entgegenstellten, zu überwinden. Ueberlegen wir nur auch, was dazu gehörte, um etwas Gemeinsames durchzusetzen! Es war nicht genug, handelsstaatsmännische Ansichten aufzustellen, wünschenswerte Möglichkeiten eines gemeinsamen Widerstandes gegen das Ausland zu eröffnen. Da sich die Einrichtung mittelbarer Abgaben mit dem Zollwesen auf das engste vereinigt und vermischt hatte, so wurde die Frage eine geldwirtschaftliche und berührte den Nerv des gesamten Staatshaushaltes. Wenn der Handel größere Freiheiten in Anspruch nahm, als er früher genossen, so waren dagegen die Bedürfnisse der Staaten ihrerseits auch gestiegen und machten einen größeren Betrag mittelbarer, nicht ohne Belästigung des Handels aufzubringender Abgaben erforderlich. Schon jeder einzelne Staat hatte mit diesem Wettstreit zu kämpfen. Wie weit größer aber wurde die Schwierigkeit, wenn etwas Gemeinschaftliches geschehen und die Belangen verschiedener Länder sowohl in kaufmännischer als in geldwirtschaftlicher Hinsicht ausgeglichen werden sollten. Dennoch kam alles eben darauf an.

Die Lage der Sache machte dreierlei erforderlich:

1. die Befreiung des inneren Verkehrs deutscher Länder untereinander, um die Deutschen doch auch in dieser Hinsicht fühlen zu machen, daß sie ein Volk sind, und das einheimische Gewerbe in die Möglichkeit zu setzen, sich auf eine dem ausländischen Gewerbe entsprechende Stufe zu erheben;
2. eine Stellung gegen das Ausland, welche dieses zu einer gewissen Gegenseitigkeit zu nötigen und die allgemeinen deutschen Belangen zu beschützen vermöchte;
3. bei alledem die Berücksichtigung der geldlichen Bedürfnisse der einzelnen Länder, so daß ihr innerer Haushalt eher gefördert als gehemmt würde.

Eine für die Gesamtlage des Volkes, seine Blüte und sein inneres Gedeihen unendlich wichtige Aufgabe! War es wohl möglich, sie durch gemeinschaftliche Beratung von vornherein zu erledigen? Ich will es nicht geradezu in Abrede stellen; doch ist dies nicht der Weg, auf dem sich die menschlichen Angelegenheiten zu entwickeln pflegen. Es hat sich gefunden, daß sich deren Lösung ... vornehmlich an die Maßregeln angeschlossen hat, welche Preußen zunächst für sich selber ergriff.

II.

Die preußische Zollordnung von 1818.

Als man aus den Bewegungen und Kämpfen der Jahre des Umsturzes und des Krieges wieder hervortrat, befand sich vielleicht kein anderer Staat in einer so schwierigen Lage wie der preußische. Mit damals wenig über zehn Millionen Menschen auf einer unverhältnismäßig langen, hier und da nur lückenhaft zusammenhängenden, in der Mitte geradezu durchschnittenen Oberfläche, auf der einen Seite an Rußland, auf der anderen an Frankreich und Holland grenzend, zusammengesetzt aus Landschaften der verschiedenartigsten Geschichte und Bildung, sollte dieser Staat die ihm vom Schicksal auferlegte Stellung unter den großen Mächten von Europa würdig be-

haupten. Dazu bedurfte er innerer Eintracht, blühender Einnahmen und eines wohlgeordneten Heeres.

Dem Geldwirtschaftswesen war hierbei wohl die schwerste Aufgabe geworden. Bei aller Sparsamkeit und Zweckmäßigkeit der inneren, namentlich auch der Heereseinrichtungen, blieb zur Bestreitung von deren Kosten und zur Verzinsung der Staatsschuld ein Betrag erforderlich, unverhältnismäßig groß für Umfang und Seelenzahl des Reiches, wenn er auf bisherigem Wege erhoben werden sollte. Die bestehenden unmittelbaren Abgaben schienen einer bedeutenden Erhöhung um so weniger fähig, als die alten Provinzen jetzt erst ihre Erschöpfung von all den Leiden und Anstrengungen inne wurden, die sie in den Jahren 1806 bis 1814 hatten erdulden müssen, die neuen aber mit den Nachwehen einer von ihrer staatlichen Aenderung unzertrennlichen Auflösung bisheriger Verhältnisse schwer zu kämpfen hatten. Es kam mithin alles auf die mittelbaren Abgaben an. Allein deren bestehende Ordnung war weder günstig für Gewerbe und Handel noch der notwendigen Verschmelzung so vieler auseinandergehender landschaftlicher Belangen förderlich noch endlich ergiebig genug für den notwendigen Bedarf. Es war schlechterdings eine Verbesserung erforderlich; nur fragte sich, auf welche Weise, nach welchen Grundsätzen man sie unternehmen wollte....

Von dem Bedürfnisse gedrängt, in einer Lage voller Bedenklichkeiten, faßte man den Entschluß, sein Heil nicht in neuen Zwangsmaßregeln, sondern in Gewährung größerer Freiheit zu suchen.... Nach langer und reiflicher Beratung, nachdem auch einige vorbereitende Anordnungen getroffen worden waren[30]), trat man am 26. Mai 1818 mit einer neuen Zoll- und Steuerordnung hervor....

Man erinnert sich nicht immer des alten Zustandes, wo man zwar die Grenzen ohne besondere Schwierigkeiten überschreiten konnte, dafür aber in jeder Stadt, die man berührte, eine neue Zollstätte antraf und neue Durchsuchungen und Beaufsichtigungen zu erwarten hatte. Wie oft gelangte man dann an innere Zölle, deren Zweck man nicht mehr einsah, deren Ursprung man nicht mehr kannte; nur durch das Herkommen waren sie gültig, nicht selten gehörten sie Gemeinden oder Einzelpersonen an. Zuweilen waren die Provinzen voneinander geschieden. Der Eingang der eigenen westfälischen Fertigwaren war

mit 25 v. H. vom Werte belegt. Unmöglich konnten hierbei die Gewerbe recht gedeihen. In den alten Provinzen waren sie auf einen Grad der Bedeutung gestiegen, daß sie zu weiterem Emporkommen einer größeren Freiheit nicht länger entbehren konnten. Am Rhein sahen sie sich, da sie plötzlich von dem großen Markte, den sie in Frankreich gehabt, ausgeschlossen waren und weder, wie wir sahen, in Deutschland noch auch wegen jener Einrichtungen selbst in Preußen einen nur von fern zu vergleichenden fanden, außerordentlich bedrängt. Für diese gewerbliche Rücksicht mußte man sorgen.

Nun war aber mit den Zöllen die Hebung der mittelbaren Abgaben, der Verbrauchssteuer, verbunden. Um ihretwillen vielleicht am meisten hatte man die Städte geschlossen und ihnen das Land dadurch unterworfen, daß es seinen Bedarf aus der Stadt zu beziehen genötigt war. Allein auch die Verbrauchssteuer an sich schloß große Uebelstände ein. Wenn es schon Friedrich II. nicht hatte gelingen wollen, dem Schleichhandel ein Ende zu machen, so vermochte es die spätere Verwaltung noch weniger durchzusetzen.... Ueberdies war diese Abgabe selbst in den alten Provinzen sehr verschieden; in Brandenburg betrug sie auf den Kopf über dreimal mehr als in Schlesien[31]). Endlich fand man in den neuen Provinzen andere Einrichtungen, ähnliche in Sachsen, ganz verschiedene in den westfälisch gewesenen Ländern und am Rhein. Es war ohne Zweifel zu wünschen, daß das aus verschiedenartigen Teilen wiederaufgerichtete Reich, um sich nach und nach als ein zusammenhängendes Ganze fühlen zu lernen, wenigstens in solchen Punkten, wo es für die tiefer liegenden Eigentümlichkeiten nichts austrug, gleichmäßige Einrichtungen bekäme. Hätte man auch gewollt, so wäre es doch entweder unmöglich gewesen, die Verbrauchssteuer auf die westlichen Provinzen auszudehnen, wo sich das Gewerbe bereits auf das Land zu zerstreuen angefangen hatte.

Es gab nur ein Mittel, um so vielen Uebelständen abzuhelfen: man mußte die Zollinien an die Grenzen des Staates verlegen. Die gesamte Verbrauchssteuer von den aus dem Ausland eingehenden Gegenständen des Verbrauchs konnte viel besser an den Grenzen als durch die Tordurchsuchung so vieler Städte gehoben werden.... Man konnte dem Land eine übereinstimmende Steuerverfassung geben, welche viele weitere Verbesserungen zuließ und zugleich dem ganzen

inneren Verkehre seine natürliche, nur zu lange beschränkte Freiheit vergönnen. Hierzu entschloß man sich dann. Das Gesetz hob alle Binnenzölle samt und sonders auf; es entschädigte die Einzelpersonen für ihre Berechtigungen, es vereinigte Stadt und Land, Provinzen und Provinzen. Indem man dergestalt den Forderungen der inneren Bedürfnisse genügte, bekam man nun zugleich eine ganz andere Stellung gegen das Ausland. Man konnte Zollinie der Zollinie entgegensetzen und sich gegen die Länder, welche uns bisher von ihrem Markt ausgeschlossen und den unseren überschwemmten, doch einigermaßen schützen.

Es ist keine Frage, daß die neuen Einrichtungen hierauf besonders berechnet waren. Den niederrheinischen Fabrikherren erklärte der Staatskanzler[32]) in seiner Antwort auf ihre Eingabe[33]) ausdrücklich: Die Zollinie, welche die äußere Grenze der drei[34]) westlichen Provinzen umschließen werde, sei dazu bestimmt, dem inländischen Gewerbefleiße durch verhältnismäßige Besteuerung der gleichartigen fremden Erzeugnisse einen billigen Vorzug zu sichern und die Freiheit des Verkehrs mit den östlichen Provinzen durch Aufsicht gegen die Einmischung fremder Erzeugung möglich zu machen und zu schützen....

Das neue Gesetz konnte unmöglich in der Mitte von lauter geschlossenen Staaten vollkommene Handelsfreiheit mit dem Staate verkünden; allein wenn man die preußische Verordnung zu den Sperrverordnungen gerechnet hat, so hat man seine Natur durchaus verkannt. Gerade dadurch unterschied sie sich, daß sie die Absicht einschloß, den allgemeinen Handel nicht noch mehr zu fesseln und zu beschränken, sondern ihn vielmehr zu erleichtern und zu befördern. Deshalb war hier von jenen Verboten der Ausfuhr roher, der Einfuhr verarbeiteter Stoffe, von denen fast alle bisherige Handelsstaatskunst ausgegangen, nicht mehr die Rede. „Alle fremden Erzeugnisse der Natur und Kunst“, heißt es im Anfange dieses Gesetzes, „können im ganzen Umfange des Staates eingebracht, verbraucht und durchgeführt werden; allen inländischen Erzeugnissen der Natur und Kunst wird die Ausfuhr verstattet[35]).“

Es reichte indes noch nicht hin, die Einfuhr mit keinem Verbote, man durfte sie auch nur mit einem leicht zu erhebenden mäßigen Zolle belegen. Es war schon bedeutend, daß man einen mittleren Durch-

schnittszollsatz nach dem Gewichte festsetzte. Die Zollgebühren waren bisher Listen der Gewerbekunde und Naturgeschichte, gleichsam Wörterbücher aller Gegenstände des menschlichen Gebrauches, die man nach dem verschiedenen Werte verschieden angelegt hatte.... Aller Mißhelligkeiten, aus denen den Einnahmen überdies kein besonderer Vorteil entsteht, entübrigte man den Handel durch die neue Einrichtung. Die Hauptsache bleibt jedoch, daß diese Zollgebühr nun auch sehr mäßig war. In der Regel beträgt der Zoll einen halben Taler vom preußischen Zentner. Allerdings aber mußte es hiervon, wenn es anders im Plane war, dem Uebergewichte des Auslandes einigermaßen entgegenzutreten, nicht wenige Ausnahmen geben. Einige ausländische Erzeugnisse belegte man über den Durchschnittssatz, um das inländische Gewerbe mit dem ausländischen wettbewerbsfähig zu machen. Diese Schutzzölle waren indessen bei weitem weniger zahlreich als sonst gewöhnlich, und bei ihrer Veranlagung hütete man sich, über den dem Zweck entsprechenden Satz hinauszugehen; es war nicht die Meinung, sie so hoch zu stellen, daß ihre Wirkung einem Verbote gleichkommen und bei den inländischen Erzeugern oder Fabrikherren Neigung zum Alleinvertriebe, Faulheit oder Unwissenheit begünstigen könnte. Nur bei Aufbietung aller eigenen Kräfte sollten sie ihn gegen solche Vorzüge der ausländischen Wettbewerber, die durch keine Anstrengung auszugleichen wären, verteidigen. Es liegt in der Natur der Sache, daß in diesem Punkte im Anfang einige Irrtümer und Verrechnungen vorkamen; bei der gesetzlich alle drei Jahre stattfindenden Gebührenüberprüfung stand solchen indessen leicht abzuhelfen. Für die Ausfuhr galt Zollfreiheit als die Regel; einige Ausnahmen hatten höchstens die Natur der Schutzzölle. Die Durchfuhr ward möglichst erleichtert, unter angemessener Ueberwachung gestattete man Umladung und Lagerung. Als Durchgangszoll ward anfangs der Gesamtbetrag des Ein- und Ausfuhrzolles für jedes Warenstück festgesetzt; er hat seitdem zuerst in den östlichen, später in den westlichen Provinzen mancherlei Ermäßigungen erfahren. Die meisten im Lande verbleibenden Gegenstände wurden außer dem Eingangszoll einer Verbrauchssteuer unterworfen, in der Regel mit 10 v. H. des Wertes, welchen Satz sie jedoch bei weitem nicht immer erreichten. Bei dieser Auflage blieb der geldwirtschaftliche Gesichts-

punkt vorherrschend; doch ward bei ihr ausnahmsweise auch auf eine nötige Ergänzung der Schutzzollordnung Rücksicht genommen....

Aber viel weiter als auf eine bloße Erleichterung des inneren Verkehrs zielte das preußische Gesetz. In jener seiner Erklärung an die Rheydter Fabrikherren setzte der Staatskanzler sogleich hinzu, es liege in dem Geiste dieses Planes, „nicht allein auswärtige Beschränkungen des Handels zu erwidern, sondern auch Willfährigkeit zu vergelten und nachbarliches Anschließen an ein gemeinsames Wohl zu befördern“ [36]). Ausdrücklich spricht dies das Gesetz selbst aus. Handelsfreiheit, sagt es, soll bei den Verhandlungen mit anderen Staaten in der Regel zur Grundlage dienen, Erleichterungen, welche der preußische Handel in fremden Staaten findet, sollen erwidert, sowie Beschränkungen, von denen er wesentlich leidet, vergolten werden. Wie großartige Erfolge müßte es haben, wenn sich jemals fremde Staaten diesen Ansichten anschließen wollten, wenn z. B. England auf die Grundsätze eines freien Handels und wahrer Gegenseitigkeit ernstlich einginge!...

III.

Wirkungen der Zollordnung.

...Die ausgesprochene Absicht unseres Gesetzes war es nun, das Gewerbe zu befördern, und es fragt sich, ob ihm dies gelungen ist. Mit einer nicht gewöhnlichen Sicherheit können wir dies ermitteln, da uns über den Fortgang der preußischen Gewerbe in den seit der Einführung dieses Gesetzes verflossenen Jahren sehr genaue, aus amtlichen Quellen gezogene Nachrichten vorliegen [37]). Sie sind für die Frage über die Zulässigkeit des freien Handels und seine Vorteile überhaupt von Bedeutung.

Denn allerdings konnte es anfangs bedenklich scheinen, die einheimischen Fabriken ohne den alten Schutz des Verbotes den ausländischen gegenüberzusetzen. Wie durfte man unter anderem hoffen, rohe Stoffe, die erst aus dem Auslande zu beziehen waren, z. B. Baumwolle und Seide, auf eine Weise zu verarbeiten, um ohne alle

Sperrgesetze mit den geübten Werkstätten eben jenes Auslandes in Wettbewerb treten zu können? Vor allem glaubten sich die Baumwollenfabriken bedroht. Selbst die Staatsleitung war nicht ganz ohne Bedenken. Indem sie sich aber bestimmen ließ, zur Unterstützung der Baumwollarbeiter, welche durch die neue Ordnung leiden würden, 50 000 Reichstaler auszusetzen, hielt sie doch an ihrem Grundsatze fest; weder ein Verbot der Ware noch auch nur ein Verbot der englischen Printers [38]) ließ sie sich abgewinnen. Der Erfolg war, daß nicht allein niemals an die Unterstützung einer durch diese Maßregel verarmten Weberfamilie gedacht zu werden brauchte, sondern daß die Stühle, die in Baumwolle und Halbbaumwolle arbeiteten, sich in den Jahren 1819 bis 1825 um 60 v. H. vermehrten, daß die Einfuhr des baumwollenen Garnes, das man im Lande verarbeitete, welche im Jahre 1823 bereits 51 000 Zentner betrug, sich bis zum Jahre 1829 mehr als verdoppelte und bis über 111 000 Zentner erhob, daß man der fremden Printers nicht mehr bedurfte. Nicht viel mindere Besorgnis hatte das Seidengewerbe gehegt. Einen freien Wettbewerb mit der französischen Ware, die den Weltmarkt schon so lange beherrscht, hatte es sich selbst nicht zugetraut; dennoch hielt es sie aus. Die Einfuhr der rohen Seide, gefärbter und ungefärbter, stieg um mehr als tausend Zentner; dafür erhob sich aber die Ausfuhr der bearbeiteten, sowohl in halbseidenen als in ganzseidenen Zeugen, in nicht geringerer Steigerung. Man hat berechnet, daß der Wert der bearbeiteten Stoffe, die man ausführte, den Wert der gesamten rohen, die man einführte, obwohl von diesen doch der größte Teil dem eigenen Verbrauch anheimgefallen war, noch um vieles überstieg. Die Zahl der Stühle vermehrte sich in wenigen Jahren fast um die Hälfte....

Gelang es so den preußischen Fabriken, in Zweigen von ausländischem Ursprunge sich so wacker zu behaupten und so gute Fortschritte zu machen, so mußte dies in noch höherem Grade der Fall sein, wo man einheimische Stoffe, z. B. Wolle und Lein, zu verarbeiten hatte. In der Tat stieg die Ausfuhr der wollenen Waren im Jahre 1823 bis auf mehr als 68 000 Zentner, die auf Nebenbeschäftigung gehenden Leineweberstühle vermehrten sich von 1819 bis 1822 um mehr als 45 000, von da bis 1825 noch beinahe um 10 000. Diesen Verarbeitungen setzten sich jedoch noch andere Schwierigkeiten ent-

gegen... Dem ermländischen Handgespinst setzte sich jetzt die irische Maschinenspinnerei gewaltig entgegen. Das feine Leinengarn, das die westlichen Landschaften so musterhaft bereiten, ward von der französischen Staatsleitung, die sich dem Verlangen der kleinen Spinnanstalten des nördlichen Frankreichs auf Alleinherstellung fügte, mit unerschwinglichen Lasten belegt. Für die Wollarbeiten ward Rußland und Polen, es ward damit zugleich der große Markt von Kiachta geschlossen. Es hat nicht wenig Anstrengung gekostet, die Ungunst dieser Umstände einigermaßen zu überwinden. Nach den großen Verlusten, welche die russischen Maßregeln und der neue Vertrag, zu dem man sich entschließen mußte, zur Folge hatten, erhob sich doch allmählich die Ausfuhr wieder. Auf anderen Straßen fand man den Weg nach Asien; man sah armenische Handelsleute in Cottbus. Für die Leinenwaren eröffnete Südamerika einen ungeheuren Markt. Von 1822 bis 1827 sind deren für mehr als sechstehalb Millionen Taler dahin geführt worden, obwohl vielleicht gerade diese Verarbeitung noch einer größeren Vollkommenheit bedürftig wäre, um mit dem Auslande durchaus Schritt zu halten.

Auch anderen unserer Erzeugnisse setzte Frankreich unglaubliche Einfuhrabgaben entgegen. Eisenwaren hat es mit 133 v. H. belastet. Dessenungeachtet hat sich vielleicht in keinem anderen Zweige das Gewerbe dergestalt gehoben wie in diesem. Noch im Jahre 1827, obwohl bereits nach vielen augenscheinlichen Fortschritten, führte man über 12 000 Zentner Stahl- und Eisenerze mehr aus als ein; denn da die Landschaften getrennt liegen, so stehen sie oft mit dem benachbarten Ausland in näherem Verkehr als mit dem entfernten Inland; im Jahre 1831 sind dagegen über 36 000 Zentner Stahl- und Eisenerze mehr eingeführt als ausgeführt worden. Den ganzen inneren Reichtum und eine so bedeutende Zufuhr vom Ausland haben kunstfertige Hände verarbeitet. Nun will ich nicht all die Zunahme in den anderen Gegenständen verzeichnen. Es läßt sich doch nicht alles in Zahlen fassen, und der innere Verkehr, inwiefern er nicht auf den Messen vollzogen wird, entgeht der zahlenmäßigen Berechnung. Es ist schon genug, wenn man bemerkt, daß trotz des begünstigten Wertbewerbes des Auslandes die Einfuhr aus ihm, die wir ganz wohl

angeben können, in verarbeiteten Waren fortwährend abgenommen hat, in Fabrikrohstoffen dagegen außerordentlich gewachsen ist....

In England und Frankreich finden wir das Gewerbe im Gegensatz gegen den Landbau. Nur durch das gewaltsame Mittel des Korngesetzes glaubte sich der englische Ackerbau erhalten zu können. Der französische ist von der Unterdrückung, in die ihn das „Merkantilsystem" [39]) versetzt hat, nie wieder erlöst worden. Bei uns hält die Freiheit des Verkehrs diese verschiedenen Belangen in ihrem natürlichen Gleichgewicht. Auch wirkt das Gewerbe in einigen Zweigen unmittelbar auf den Landbau zurück. Die Ausdehnung des Wollgewerbes hat z. B. der Schafzucht einen außerordentlichen Schwung gegeben. Von 1816 bis 1825 war die Zahl der Schafe von 8 261 000 Stück bis über zwölftehalb Millionen gestiegen; seitdem hat die Veredelung zugenommen. Man hat nichts versäumt, um sie zu befördern. Die besten englischen Arten hat man in der Uckermark, in Westpreußen und in anderen Provinzen fortzupflanzen versucht; man zählte im Jahre 1831 1 260 000 veredelte Schafe mehr als 1825 [40]).

Noch deutlicher aber tritt uns diese Wechselwirkung vor die Augen, wenn wir die weitere Ausbildung unserer Steuerordnung überhaupt in Betracht ziehen. Der Grundgedanke, aus dem die Errichtung der Zollinien entsprungen war, mußte es nach und nach völlig umschaffen. Von den Waren des Verbrauches, die der alten Verbrauchssteuer unterlagen, erschienen doch nur diejenigen an den Grenzen, um die Verbrauchssteuer zu zahlen, die aus dem Ausland eingingen; für die übrigen, die in dem Lande selbst hervorgebracht wurden, bedurfte man einer anderen Hebung, welche um so sorgfältiger eingerichtet werden mußte, da ein großer Teil des öffentlichen Einkommens von jeher auf ihnen beruhte. Es sind besonders Getränke, Branntwein, Bier, Wein und Tabak. Man ergriff die Maßregel, sie nicht bei dem Absatz und Verbrauche, sondern bei der Bereitung zu besteuern. Das Gesetz vom 8. Februar 1819 unterwarf deshalb Braumalz, Weinmost und Tabaksblätter einer Steuer; den Branntwein besteuerte es nach dem Maischraume....

Nur in Hinsicht der Schlacht- und Mahlsteuer verließ man den alten Grundsatz nicht völlig. Man fand diese Steuer zugleich be-

quemer für die Untertanen und einträglicher für den Staat als jede andere, die an ihrer Stelle vorgeschlagen werden mochte. Man fuhr fort, sie an den Toren einzuziehen. Sie bot den Vorteil dar, daß sie durch einen wenig merklichen Beischlag zugleich für die Gemeindelasten bedeutend wurde. Allein eben darum konnte man um so weniger daran denken, sie auf das Land auszudehnen, wo sie überdies nicht ohne gehässige Belästigungen hätte eingezogen werden können. Dieses unterwarf man vielmehr einer Klassensteuer, die dann auch wieder zu den ländlichen Gemeindelasten beitragen mußte. Diese Auflösung gehörte noch dazu, um die Auflösung des alten Verhältnisses zwischen Stadt und Land zu vollenden. In gewerblicher Hinsicht waren sie einander nunmehr durchaus gleichgeworden. Die Art und Weise, die Tranksteuern einzuziehen, trug zu der Befreiung des allgemeinen inneren Verkehrs auch an sich nicht wenig bei. Hierdurch erst wurde die Verlegung der Zölle an die Grenzen recht nützlich und konnte alle ihre Wirkungen äußern.

Es kam hinzu, daß die Gewerbefreiheit bereits eingeführt war [41]). Wurde man nicht mehr von den Staatsanstalten beschränkt, so war auch die Fesselung der Genossenschaften weggefallen. Auf einer anderen Seite mag das wieder einen gewissen Nachteil haben. Schon hat man, um die Unordnung eines wilden Treibens zu vermeiden, einen Anfang gemacht, einige heilsame Einrichtungen der alten Zunftverfassung durch zweckmäßige Nachahmungen zu ersetzen, welche sich im Verhältnis zum wahrgenommenen Bedürfnis vervielfältigen und wohl noch mancher Erweiterung fähig sind. Doch ist von diesen näheren Bestimmungen nicht zu fürchten, daß sie das Wesen der Sache verletzen dürften.

So griff alles ineinander und ergänzte sich wechselseitig. Dem Gewerbefleiß war es möglich, sich die wohlgelegensten Stätten auszusuchen und sich alle die Vorteile zu eigen zu machen, die ihm die natürliche Beschaffenheit des Landes irgend darbot. In der Tat ist das Land in das Gewerbe gezogen worden. In der allgemeinen Bewegung wußte sich der Landbau häufig nur noch durch gewerbliche Richtung in Schwung zu erhalten. Es ist sehr bedeutend, daß mehr als Zweifünftel der gesamten Gewerbesteuer von den kleinen Städten und

dem platten Lande eingehen; so vollkommen nimmt dieses an den großen gewerblichen Bestrebungen der Gesamtheit Anteil[42]).

Ueberschlägt man die große Handelsbewegung, die hieraus erfolgt ist, so muß man über ihre Kraft und Ausdauer selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen erstaunen. Sie hat seit 1815 das gesamte Land und alle seine Verhältnisse erneuert, verbessert, umgestaltet. Es wäre eine Torheit, die große Entfaltung der völkischen Kräfte der Staatsleitung allein zuschreiben zu wollen. Unmittelbare Einmischungen in das Gewerbe hat sie ohnehin vermieden; Unterstützungen aus den Staatskassen hat sie dem Gewerbefleiße, wo es notwendig war, mit vieler Freigebigkeit, aber im ganzen seltener, angedeihen lassen, als es früher geschah. Die Hauptsache war die Fähigkeit des Volkes, die einen außerordentlichen Aufschwung nahm. Es kam mehr darauf an, die Hindernisse wegzuräumen, die ihr entgegenstanden, als mit selbsttätiger und, wenn fördernder, doch zugleich beschränkender Aufsicht einzuwirken.

Sehr wichtig aber war es, daß man dem Handel seine Wege und Straßen so vielfach erleichtert hat. In welch ungemeiner Steigerung nahmen die Kunststraßen zu! Von 1817 bis 1828 allein hatte sich deren Meilenzahl[43]) verdoppelt, sie war bereits von 523 auf 1064 $^7/_8$ gestiegen. Seitdem ist sie wenigstens in ähnlichem Verhältnis gewachsen, wenn man mit Recht im Jahre 1832 bereits 1450 Meilen Kunststraße im preußischen Staate angenommen hat. Nicht ohne große Anstrengung ist es dahin gekommen. Diese Straßen sind mit aller Sorgfalt fest und dauerhaft angelegt worden, ausgenommen einige schmalere Gemeindestraßen, 44 Fuß[44]) breit, mit Sommerwegen; das Gefälle darf 8 Zoll[45]) auf die Rute[46]) nicht übersteigen. Welche Schwierigkeiten setzten Flüsse und Talgelände, Gegenden wie die Merseburger-Hallische, entgegen! Zuweilen hat eine Meile 100 000 Reichstaler gekostet. Gemeinden und Kreise sind eifrig zu Hilfe gekommen; aus der Staatskasse hat man jährlich eine Million Taler zu verwenden gehabt. Pommern und Posen, wo es niemals Kunststraßen gab, sind allererst damit versehen worden. Nur unter diesen Umständen war es möglich, daß das Postwesen zu der ausgezeichneten Ordnung, Schnelligkeit und Sicherheit gedieh, die es unter geschickter und geschlossener Leitung ohne Zweifel gewonnen hat. Welche Be-

deutung hat nicht diese Erleichterung des Verkehrs, diese wahrhafte Verkürzung aller Entfernung für das gesamte Leben! Dies ist jedoch hier nicht unser Augenmerk; wir betrachten nur die unmittelbare Erleichterung des Verkehrs, die daraus erwuchs. In der Tat ist die Landfracht dadurch außerordentlich im Preise gefallen und hie und da um mehrere hundert Hundertstel herabgegangen. Aber eben durch geringere Preise gewinnt das Gewerbe im ganzen. Die Zahl der Fracht- und Lohnfuhrleute ist seit 1822 um 1200 gewachsen[47]); es ist sehr bemerkenswert, daß die Zahl der in dem Frachtfuhrwesen beschäftigten Pferde nicht in gleichem Verhältnis, nämlich nur ungefähr um 1300 Stück zugenommen hat[48]); eben dies zeigt, wieviel leichter durch die Straßenbauten die Fracht überhaupt geworden ist, wieviel Förderung diese dem Handel geleistet haben müssen.

Indessen erfreuten sich die Wasserstraßen einer nicht geringeren Sorgfalt; auch ihnen ward ein sehr bedeutender Aufwand gewidmet.... Die gesamte obere Oder wurde auch für die Sommermonate schiffbar gemacht. Die umfangreichen Erzeugnisse des schlesischen Gebirges, Steinkohlen, Eisengußwaren, Zink, konnten nur auf diese Weise den Absatz finden, dessen sie bedurften. Für die trefflichen Steinbrüche von Nebra und die gesamten Erzeugnisse thüringischer Berge und Täler war die Schiffbarmachung der Saale, die Erbauung von sieben festen Schleusen, durch welche man die Unstrut und obere Saale mit der oberen Elbe verband, von nicht geringem Vorteil. Weiter herab erfuhr nun die mittlere und untere Oder allmählich die Nachhilfe, deren sie so sehr bedarf; bei Magdeburg gab man der Elbe ihren alten Lauf und der Stadt ihren Hafen wieder, man befreite sie damit von den letzten Nachwehen der Franzosenherrschaft. Auf die Verbindung dieser beiden Ströme wird besonderer Bedacht genommen; die Havel ward oberhalb und unterhalb Oranienburgs mit bedeutenden Kosten begradigt. So sind diese beiden Stromgebiete bis in das Gebirge hinauf, bis zur See herab miteinander in Zusammenhang gebracht. Auch einen Seehafen gab man der Oder wieder; eine ebenso wohlüberlegte als glücklich ausgeführte Arbeit war der Bau des Hafens von Swinemünde. Durch zwei in die See hinausgeworfene Dämme — der östliche 370 Ruten lang —, welche den Ausfluß der Swine einengen, nötigte man diesen Strom, die

vor ihm hergelagerte Sandbank, die bisher kaum das Einlaufen eines flüchtigen Leichterfahrzeuges gestattet, durch eigene Kraft zu zerreißen und sich selber wieder ein Fahrwasser von 18 Fuß Tiefe zu bilden, durch welches bereits im Jahre 1830 über 1100 Kauffahrer mit mehr als 86 000 Schiffslast eingegangen sind.

Indessen wurden in den westlichen Provinzen Arbeiten von nicht minderer Schwierigkeit ausgeführt. Für die Verbindung zwischen Weser und Rhein und den gesamten westfälischen Verkehr war es von vielem Nutzen, daß es trotz der ungemeinen Schwierigkeiten dennoch gelang, die Lippe bis Neuhaus hinauf schiffbar zu machen. Zur Vollendung dieser Arbeiten durch eine Eisenbahn ist ein Entwurf gemacht, und die Vorbereitungen sind getroffen[49]. Auf dem Rheine selbst hat sich die Dampfschiffahrt um so glücklicher ausgebildet, da sie zu Ruhrort nicht allein mit Bauwerften, sondern auch mit einem guten Hafen zur Ueberwinterung versehen worden ist.

Man braucht nicht zu erörtern, zu wieviel größeren Beziehungen der Handel, da er zumal aller früheren, so wenig im voraus zu berechnenden Hindernisse entledigt war, nunmehr fortgehen konnte. Wie wichtig wurde ihm allein die Erleichterung der Lagerung, vermöge deren es ihm freistand, die eingebrachten Waren nach seinem Vorteil, ohne Verlust entweder dem inneren Verbrauche zu widmen, oder sie weiter auszuführen! ... Genug, gefördert durch Einrichtungen, begünstigt durch großartige Unternehmungen des Staates, von dem Geiste des Jahrhunderts selbst hervorgerufen, machten Verkehr und Gewerbe ungemeine Fortschritte.... Im Jahre 1824 belief sich der Ertrag der Gewerbesteuer auf 1 632 551 Taler, im Jahre 1827 war er schon bis auf 1 860 750 Taler, nach neuen drei Jahren, in denen überdies bedeutende Erleichterungen zugestanden worden, im Jahre 1830, bis auf 2 121 967 Taler gestiegen. Auch die Posten geben für den inneren Verkehr einen nicht unwichtigen Maßstab. Der Gesamtertrag der preußischen Posten hat sich zwischen 1823 und 1830 von rund 2 924 239 Talern auf 4 061 406 Taler, genug um mehr als eine Million vermehrt. Die Personenfracht ist noch in bei weitem größerem Verhältnis gestiegen als die Gebühreneinnahme; indes hat auch diese einen außerordentlichen Zuwachs erhalten. Endlich vollzieht sich ein großer Teil des inneren Verkehrs auf den Messen. In

dem Jahre 1820 sind 11 487 Zentner Ware nach Naumburg gelangt, im Jahre 1830 28 223 Zentner. Im Jahre 1820 hat man 79 307 Zentner in Frankfurt a. O. zur Messe gebracht, im Jahre 1830 dagegen 162 839 Zentner. Binnen des Jahrzehnts hat sich der Verkehr an beiden Orten mehr als verdoppelt.

An diesem Verkehr nahmen nun alle Provinzen, westliche und östliche, Städte und plattes Land mehr oder minder, aber alle nahmen daran teil. Wenn es anfangs geschienen, als würde der rheinische Gewerbefleiß durch seine plötzliche Trennung von Frankreich einen unersetzlichen Schaden erleiden, so hat er sich unter dem Schutze der neuen Einrichtungen wieder vollkommen erholt. Zehn Jahre nach der Einführung der Zollverordnung standen diese Gegenden wieder über der höchsten Stufe, die sie jemals unter Napoleon eingenommen. Aber was damals nur ein unnatürlicher Zwang und die gewaltige Kriegsbewegung des Festlandes herbeigeführt hatte, war jetzt unter dem Schutze der Freiheit und im Frieden gelungen. Es ist wohl keine Frage, daß die Zollordnung auf diese ganze Entwicklung einen entscheidenden und unleugbaren Einfluß gehabt hat. Wenn es dazu gehört, daß eine neue Einrichtung sich wirklich bewähre, so war dies so vollkommen, als man wünschen kann, geschehen[50]).

IV.[51])

Schluß.

In welch eine unselige Nichtigkeit und Abhängigkeit vom Auslande war der deutsche Verkehr durch die zusammenwirkenden Erfolge der napoleonischen Ordnung, der Kriege und des Friedens geraten! So tätig und gewerbsam das Volkstum sein mag, so war doch ohne eine festere Stellung gegen das Ausland, ohne befreiende innere Maßregeln eine wahrhafte Ermannung nicht möglich und alle Bemühung zur Hilfe vergeblich. Von allgemeinen Unterhandlungen unter den verschiedenen deutschen Staaten, von gemeinschaftlichen Verabredungen im voraus ließ sich nichts erwarten, da der Gegenstand allzutief mit dem Haushalt jedes einzelnen zusammenhing. Durch seine Lage darauf angewiesen, durch seine Bedürfnisse genötigt, griff end-

lich Preußen auf eigene Hand, für sich allein, zu rettenden Maßregeln. Was die tiefsten Geister, die sich je mit Staatswirtschaft beschäftigt, in reiner Anschauung der Wirklichkeit der Dinge gefunden und gelehrt, hatte Preußen unter allen Staaten zuerst den Mut zur Ausführung zu bringen. So lange sich die fremden Staaten nicht zur Gegenleistung verstanden, mußte es sich ihnen freilich noch immer entgegensetzen, aber wesentlich übernahm es die Grundsätze eines freien inneren Verkehrs, eines freien Handels nach außen. Diese Grundsätze erprobten sich in ihrem Erfolge über alle Erwartung.

Allerdings trennte es sich hiermit zugleich von dem übrigen Deutschland, es sonderte sich selbst von seinen Nachbarn mit Entschiedenheit ab, und die innere Trennung Deutschlands schien damit eher zu wachsen. Aber gerade in dieser Stellung lag die Möglichkeit einer Abhilfe des vornehmsten Uebels. Es gab ein Uebel, durch welches man sich mit einem Male sowohl der inneren Trennung entledigen als in eine beachtenswerte Verfassung gegen das Ausland setzen konnte; man brauchte sich nur der preußischen Ordnung anzuschließen. Dazu bot Preußen die Hand. Oder wäre diese Ordnung darum nicht anzunehmen, weil es nicht durch gemeinschaftlichen Beschluß zustande gekommen, sondern von einem einzelnen Staate ausgegangen war? Ich sollte nicht denken; wenn es sich nur gut und nützlich erwies. Hatte es doch jetzt sogar den Vorteil, schon erprobt zu sein.

Zu einer solchen Vereinigung geschah der erste entscheidende Schritt von dem Großherzogtum Hessen[52]); bald ist ein zweiter erfolgt von dem Kurfürstentum Hessen[53]). Der Kreis der Unterhandlungen hat sich immer mehr erweitert; der größere Teil der deutschen Staaten steht auf dem Punkt, derselben Ordnung beizutreten. Wir sahen früher: Für den gewerblichen Zustand Deutschlands war dreierlei erforderlich: Befreiung des inneren Verkehrs, feste Stellung gegen das Ausland, Berücksichtigung der geldlichen Bedürfnisse der verschiedenen Länder. Wir dürfen sagen, durch eine Vereinigung, wie sie nahe zum Ziele gediehen ist, würden diese Forderungen sämtlich erledigt werden. Die Schlagbäume, die ein Gebiet von dem anderen trennen, würden fallen; für das einheimische Gewerbe würde sich ein Markt eröffnen, wie ihn Deutschland niemals gekannt hat;

alle mit dem Handel zusammenhängenden Lebenszweige würden durch ihre eigene Regsamkeit, ihre eigene Kraft emporkommen. Die gewerbliche Anstelligkeit von Deutschland könnte erst in Zukunft recht zeigen, was sie vermag, wessen sie fähig ist. Wenn nun hierdurch der Wettbewerb mit dem Auslande zu einer noch ganz anderen Bedeutung steigen müßte, als sie bisher erreicht hat, so würde man jetzt erst vollkommen frei von ihm; man würde seine Willfährigkeiten und seine Verletzungen gemeinschaftlich zu erwidern imstande sein. Was vor fünfzehn Jahren kaum wenige Privatleute in flüchtiger Hoffnung in Gedanken zu fassen, aber nicht einmal zu einem Umriß der Ausführbarkeit, zu einer haltbaren Aussicht zu bringen vermochten, würde man ruhig, ohne Erschütterung zu allgemeinem Nutzen ausgeführt sehen. Wer wollte sich an kleine Unbequemlichkeiten stoßen? Durch große völkische Vorteile würden sie aufgewogen werden. Es sind dies so klare Sachen, daß sie niemand bezweifeln sollte.

Eher könnte man fragen, wie es möglich sein werde, dem geldlichen Bedürfnisse zu genügen, da doch so viele innere Grenzen und mit ihnen die Erträge der daselbst befindlichen Zölle wegfallen. Auch dies aber macht keine wesentliche Schwierigkeit. Der vornehmste Ertrag der Zölle kommt von auswärtigen Erzeugnissen her. Die Eingangsabgaben von Zucker, Kaffee, Gewürzen, Südfrüchten, Tabaksblättern, nichtdeutschen Weinen und geistigen Getränken liefern allein fünf Sechstel aller Einkommen der preußischen Eingangszölle. Da diese Sachen für sämtliche Staaten fremd sind und ihr Verbrauch der nämliche bleiben oder vielmehr mit der zunehmenden Einwohnerzahl steigen muß, so wird das Einkommen, das sie liefern, gleichviel an welcher Stelle es gehoben werde, dasselbe bleiben, und keiner wird etwas an ihnen verlieren. Was je an Eingangszöllen anderer Waren an den inneren Grenzen verloren ginge, würde man nicht vermissen. Schon die Kosten, welche die Bewachung dieser Grenzen verursacht, würden wegfallen; wieviel überwiegende Vorteile aber lassen sich von dem Aufschwunge der Gewerbe erwarten!

Und wolle doch auch niemand sagen, daß der mächtigste Staat hierdurch zu einem ungebührlichen staatlichen Einflusse gelangen werde[54]). Wie er die Vereinigung niemals angetragen, sondern sie sich allemal hat antragen lassen, so ist wohl selten eine Verhandlung

so rein von staatlichen Nebenzwecken geblieben wie diese. Die Staaten werden einander völlig gleichstehen. Darmstädtische Bevollmächtigte beaufsichtigen die preußischen Einrichtungen, so gut wie preußische die darmstädtischen. Alle Schwierigkeiten wird man in gemeinschaftlicher Beratung erledigen. Allerdings wird dadurch die Vertraulichkeit und Vereinigung zwischen den verschiedenen Staaten durch die notwendige Verschmelzung des Verkehrs zwischen den Völkerschaften und vor allem zwischen den Staatsleitungen um vieles größer werden. Aber wäre dies ein Unglück? Ist es nicht vielmehr immer das Bedürfnis des Volkes, der Wunsch ihrer besten Männer gewesen? Gäbe es eine solche Möglichkeit nicht, so müßte man darauf denken, sie herbeizuführen. Wieviel weniger darf man diejenige verschmähen, die man ungesucht in Händen hat!...

Nr. 4. Die Staatsumwälzungen von 1848 [55]).

Das Pariser Ereignis vom 24. Februar ist nicht als ein rein französisches anzusehen, sondern als ein allgemein europäisches. Als die Minderheit der französischen Kammern sich den Beschlüssen der Mehrheit nicht mehr unterwerfen wollte und die Nationalgarde nach Staatsverbesserung schrie, erhob sich in der Mitte der entzweiten Gewalten eine dritte Macht. Es bestand hauptsächlich in einer Verbindung der Ausgewanderten aller Völker, der einheimischen und der fremden Handarbeiter und einiger gebildeter Männer, welche den mit dem Julithrone [56]) verbündeten dritten Stand schon längst bekämpft und der Abneigung gegen den Freistaat in der allgemeinen Ueberzeugung beseitigt hatte. Was niemand für möglich gehalten hätte, diese erfochten den Sieg, und der Freistaat ward ausgerufen.

Diese allgemeine Erschütterung der Lage von Europa, die hierdurch entstand, erweckte zunächst die Tätigkeit des oberdeutschen, in dem durch und durch aufgereizten Gebiete durch die Einmütigkeit der Presse zur Herrschaft über die Gemüter erhobenen „Liberalismus". Vor sich sah er nur Schwäche, Unentschlossenheit, Zweifel an sich selbst. Er warf alles um, was ihm in den Landeseinrichtungen noch

zuwider war, und bemächtigte sich, da das Wort „Freistaat“ die Erinnerung an die alten Gefahren erweckte, gleich dem großen Gedanken der Einheit von Deutschland, die er auf freisinnige Grundsätze zu gründen dachte. Eine Ordnung, die in Frankreich eben gestürzt worden, die verfassunggebende, suchte man in Deutschland in weitester Ausdehnung aufzurichten. Diese Ordnung schien dazu bestimmt zu sein, alle Angriffe von außen abzuwehren, alle innere Verwirrung zu dämpfen.

Nun war Preußen soeben auf das lebendigste mit der Erneuerung der deutschen Bundesverfassung beschäftigt. Es kam hinzu, daß die Beratungen des Vereinigten Landtages bisher nur Verlegenheiten bereitet und zur Verbindung mit Deutschland nichts beigetragen hatten, außer insofern freisinnige Grundsätze in seinem Schoße verkündet worden waren. Es läßt sich begreifen, wenn im Angesichte der sich verbreitenden Weltbewegungen der Gedanke sich Platz machte, vollkommen auf die freisinnige Bahn einzulenken, dadurch jede Scheidewand zu brechen, die noch von dem südwestlichen Deutschland trennte, und an die Spitze der Verteidigung gegen das Ausland zu treten.

Dahin aber, dies zu befördern, war die Meinung der in Paris siegreich gebliebenen freistaatlichen Partei nicht gegangen. Auch nahm sie diesmal nicht einen Anlauf gegen die deutsche Grenze, sondern sie faßte unmittelbar die beiden kräftigsten Staaten, die ihr, wie an sich selbst, so besonders durch ihr Verhältnis zu Polen verhaßt waren, ins Auge. Wien, das sich noch auf dem alten Standpunkte zu erhalten versuchte, und Berlin, das sich der Staatsverbesserung zuneigte, galten ihr vollkommen gleich; an beiden Orten kam ihr eine innere Mißstimmung entgegen. So wie es ihr in Wien gelungen, stürzte sie sich unverzüglich auf Berlin. Jedermann weiß, daß Anstoß, Leitung und zum Teil die Mittel, durch welche das Ereignis des 18. März vollzogen wurde, von außen kamen. Man kann nicht sagen, daß der Angriff durch Gewalt der Waffen siegte; aber er behielt den Platz.

Noch ließ sich bezweifeln, ob nun hier der verfassungsmäßige oder der freistaatliche Grundsatz im Vorteile sei. Das neuernannte Ministerium [57]) gehörte ohne Zweifel der ersten Meinung an; aber, sei es Unbekanntschaft mit verfassungsmäßigen Dingen oder Verblendung, es nahm ein Wahlgesetz an, das der anderen den mächtig-

sten Verbündeten schuf. Die Handwerker und Tagelöhner in Stadt und Land gelangten plötzlich zu einem Anteil an der Staatsgewalt, von dem sie keine Ahnung hatten, so daß sie durch ein Anschließen an eine übertriebene Meinung eine Befreiung von allem dem hoffen konnten, wovon sie sich gedrückt fühlten, und vielleicht noch mehr.

Hierdurch ist fürs erste die liberale Richtung mit sich selbst in Widerspruch geraten. Die Minister sind verfassungsgemäß, ihr Wahlgesetz eröffnet dem „Radikalismus" Tür und Tor. Ihre letzte Maßregel, seit dem Landtag auch ihre erste, ist dem Freistaat insofern förderlich, als sie in den Bürgern, welche sich bereits von den Arbeitern schieden, durch Erneuerung eines alten Irrwahns[58]) wieder Uebereinstimmung mit ihnen hervorruft. Die Lage von Preußen wird dadurch um so verwirrter, als die verfassungsmäßigen Anschauungen noch keineswegs zur Alleinherrschaft gelangt sind, sondern der altpreußische Name in Stadt und Land noch die wärmsten Anhänger hat.

Drei Welten stehen einander gegenüber: die des alten Staates, zurückgedrängt, in sich geschwächt, aber mitnichten besiegt, — die verfassungsmäßige, die jedoch erst zu einer Vertretung gelangen will, — die „radikale", welche die Begierden der Nichtsbesitzenden in den Kampf ruft, von kraftvollen Naturen geführt wird und alles zu wagen entschlossen hat.

Es läßt sich wohl voraussehen, daß es dabei sein Verbleiben nicht haben wird, namentlich da England und Rußland sich halten; aber zu wünschen wäre, daß man in Deutschland ihrer Hilfe nicht bedürfte, um den Verwirrungen ein Ende zu machen. Hier, wo das Mutterland eines gesunden, mit den Belangen der Bevölkerung verbündeten Königtums ist, müßte auch ein Versuch gemacht werden, ein solches wiederherzustellen, wenngleich in etwas gemäßigten Formen, um die Zuchtlosigkeit selbständig, klug und kraftvoll zu bekämpfen. Von hier müßte eine wohlüberlegte, wohlvorbereitete Erneuerung ausgehen[59]).

Nr. 5. Die Ablehnung der deutschen Kaiserwürde Friedrich Wilhelms IV. 1849 [60]).

Die Frankfurter Versammlung ist dadurch einzig in ihrer Art, daß in ihrer Mitte alle Fragen über das Gesamtleben des Volkstums in freier Aussprache erörtert wurden und die verschiedensten Standpunkte wie in einer aneinanderschließenden Kette ihre Vertreter fanden. Sie war gleichsam eine Hochschule der Staatswissenschaften in bezug auf die völkischen Anliegen in Form einer Staatsgewalt, tatsächlich ohne alle Macht, aber, inwiefern sie ihren Beruf auf dem Grundsatze der Volksherrschaft begründete, von alles umfassendem Anspruche. Neben dem Streite der Meinungen machten sich nun tatsächliche Verhältnisse geltend, die auf den Ausschlag der Beratungen entscheidenden Einfluß übten. Ein solches war jene Erhebung der „Radikalen" [61]), durch welche die „Nationalversammlung", in ihrem Bestande bedroht, genötigt wurde, sich den Mächten, deren Truppen sie ihre Rettung verdankte [62]), anzuschließen. Die größte Rückwirkung auf die Versammlung entsprang der Ermannung dieser beiden Mächte selbst und ihrer siegreichen Haltung gegenüber den zerstörenden Bestrebungen, welche sie bisher zersetzt hatten. Die Versammlung wurde inne, daß sie nicht mehr das entscheidende Wort zu sprechen hatte. Alles beruhte auf dem Verhältnisse, in das sie sich zu der einen oder anderen setzen würde. In unmittelbare Berührung geriet sie mit den Verhältnissen in Berlin, die eine Seite hatten, durch sie ihr willkommen waren. Sie hatte zuletzt nichts dagegen, daß eine auf dem königlichen Willen einseitig beruhende Verfassung aufgenötigt [63]) und angenommen wurde, denn diese war doch erfüllt von den Anschauungen der Zeit und stellte eine verfassungsmäßige Herrschaft in Aussicht; die in Frankfurt vorwaltende mehr gemäßigte Partei bekam dadurch neuen Rückhalt.

Zu dieser inneren Verbindung mit Berlin kam nun der Gegensatz gegen Oesterreich. Die Erklärung von Kremsier [64]) schnitt jede Hoff-

nung ab, die Frankfurter Beschlüsse in Oesterreich zur Geltung zu bringen. Die Entfernung der Oesterreicher aus dem Reichsministerium, die dann folgte, erweiterte die Trennung, so daß die umgebildete Hauptgewalt den schon angeregten Gedanken, zwischen Oesterreich und den übrigen deutschen Staaten zu unterscheiden und ersteres bei den ferneren Beratungen nicht mehr zu berücksichtigen, mit Entschiedenheit ergriff. Der Gedanke eines weiteren Bundes, zu dem Oesterreich gehören, und neben ihm eines engeren, von dem es ausgeschlossen sein sollte, wurde gefaßt und von der Mehrheit unter mancherlei Schwankungen doch zuletzt genehmigt.

Da war es nun von doppelter Bedeutung, daß eine verwandte Ansicht in Preußen sich Bahn brach, und zwar wie im Staate, so auch bei König Friedrich Wilhelm IV. An sich durch die Erinnerung an den letzten großen Krieg und durch den gemeinschaftlichen Gegensatz gegen den Staatsumsturz an Oesterreich gefesselt, gab doch der König der Ueberzeugung Raum, daß eine Erneuerung von Deutschland, wie auch er sie billigte, in Verbindung mit Oesterreich unmöglich sein würde. Bei aller Rücksicht, mit der die Umlaufnote abgefaßt war, enthält sie doch eine Abwendung von der österreichischen Auffassung zu der deutschen. Wenn nun dergestalt Berlin und Frankfurt sich in einem und demselben Gedanken begegneten, so waren sie doch darum bei weitem nicht einverstanden. Der König wollte vor allem das Recht des Fürstentums, als dessen Sachwalter er sich ansah, und sein eigenes anerkannt wissen, die Versammlung in Frankfurt dagegen die Verfassung zustande bringen, mit der sie schon so lange beschäftigt war. Deren Folgerungen schlossen Oesterreich aus. Von geistvollen mitbeteiligten Männern ist zwar bedauert worden, daß man nicht auch ferner solche Beschlüsse faßte, denen Oesterreich beitreten konnte, aber das lag außerhalb der Folgerichtigkeit der Tatsachen.

Für Oesterreich erschien es sogar unter den damaligen Umständen als eine Notwendigkeit, auf die Vereinigung seiner deutschen Landschaften mit Deutschland Verzicht zu leisten, um sie für seine eigene innere Festigung und Macht ungeirrt verwenden zu können. In Oesterreich wollte man das nicht Wort haben; man glaubte noch mit der eigenen Wiederherstellung eine vorwaltende Macht in Deutschland ver-

binden zu können. Es gab eine mächtige Stimme in Europa, die dem widersprach; in England meinte man ein entschiedenes Uebergewicht Oesterreichs auf dem Festlande nicht dulden zu können und von dem fortwährenden Streit in Deutschland die widerwärtigsten Folgen fürchten zu müssen. Denn wie leicht, daß Frankreich sich einmal wieder erhebe und in Süddeutschland Meister werde; selbst eine russisch-französische Obergewalt lasse sich besorgen. Als das Wünschenswerteste betrachtete man auch dort, daß sich Oesterreich für sich selbst wiederaufrichte mit Einschluß seiner deutschen Landschaften, das übrige Deutschland aber sich um Preußen zu einem engeren Bunde vereinige. Wenn man zweifeln mußte, daß der König von Preußen mit der erforderlichen Entschiedenheit dazu die Hand bieten werde, so wurde durch den vertrauten Vermittler[65]) zwischen den englischen Ministern und dem Reichsministerium diesem der Rat gegeben, sich nicht darum zu kümmern, sondern auf Grund der Machtvollkommenheit der Volksvertretung einen Beschluß über die Stellung herbeizuführen, welche Preußen in dem zu errichtenden Bundesstaat einzunehmen habe. Bei dem Gegensatz der Parteien und den steten Einwirkungen Oesterreichs auf sie hatte das die größten Schwierigkeiten, aber der Fortgang der inneren österreichischen Angehörigen selbst, die Anfang März 1849 zu einer noch stärkeren Erklärung über den zu bildenden unteilbaren, unauflöslichen Gesamtstaat Oesterreich führten, überzeugte am Ende auch die wärmsten Anhänger dieser Macht, daß man das begonnene Verfassungswerk aufgeben müsse, wenn man sich nicht von ihr sondere. Auch sie richteten jetzt ihre Augen auf Preußen.

Es muß dieser Versammlung, die sich als den Ausdruck der Volksgewalt betrachte, immer hoch angerechnet werden, daß sie in ihrem planmäßigen Gange an den Grundlagen eines geordneten Staatswesens festhielt, den Freistaat ausschloß, die einherrschaftlichen Gewalten anerkannte und deren kräftigsten, der preußischen, die Obergewalt anzuvertrauen die Absicht hatte. Die Gesichtspunkte, die hierfür in der Verhandlung entscheidend waren, erschienen in einer Rede Soirons[66]), worin ausgeführt wird, daß nur der mächtigste Fürst zum Oberhaupte tauge, weil nur er imstande sei, das Widerstreben der an ihre Selbstherrlichkeit gewöhnten ehemaligen Reichsstände

niederzuhalten.... „Damit aber die Macht eine dauernde werde, muß sie erblich sein; nur unter dieser Voraussetzung ist es möglich, daß Preußen in Deutschland aufgehe...." Man sieht aus diesen Worten, wie so ganz es der eigene Vorteil der verfassunggebenden Versammlung war, wenn sie den König von Preußen zum erblichen deutschen Kaiser zu erheben beschloß. In den immer steigenden Zerwürfnissen der Versammlung erschien die einzige Rettung in der unverzüglichen Wahl des Königs von Preußen. Um diese zu bewirken, gingen die Altliberalen den „Radikalen" gegenüber noch einen Schritt weiter, als es ihrer Auffassung entsprach. Um der Mehrheit sicher zu sein, gaben sie ihren Gegnern das grundstürzende Wahlgesetz nach, auf welchem diese bestanden, und fügten sich darin, dem zukünftigen Oberhaupte nur ein aufschiebendes „Nein" zu bewilligen. Sie erschraken, gaben aber nochmals nach, als diese Beschränkung der höchsten Gewalt auch auf Fragen der Verfassung ausgedehnt wurde, so daß deren Bestand nur eine sehr zweifelhafte Gewähr behielt.... Um den Grundsatz, die einherrschaftliche Gestaltung des Bundesstaates zu behaupten, willigte man in eine an sich unwillkommene Beschränkung der obersten Gewalt in ihm, wenn diese dann nur dem mächtigsten Fürsten, dem König von Preußen, zufiel. Wohl wußte man, daß sich Friedrich Wilhelm diese Würde verbeten hatte; aber man hielt ihn für beugsam und rechnete auf seine Beistimmung im letzten Augenblick. Hatte er sich doch nach langem Schwanken zuletzt entschlossen, in Widerspruch mit Oesterreich den engeren Bund auch seinerseits anzubahnen.

Aufs neue wurde dergestalt dem preußischen Staate die Frage vorgelegt, inwiefern er nunmehr die Verbindung mit den deutschen Erneuerungsgedanken, wie sie sich in der Volksvertretung offenbarten, eingehen wolle oder nicht. Eine neue große Aussicht wurde ihm geboten, eben die, eine beherrschende Stellung in Deutschland zu erlangen. Und mußte nicht auch dem Könige daran liegen, den Verwirrungen ein Ende zu machen, die Macht in die Hand zu nehmen? Ein starker öffentlicher Vorteil sprach dafür. Ueber die anstößigen Einzelheiten hätte sich später hinwegkommen lassen; die Ueberzeugung der meisten war, daß es dazu nur eines festen Willens bedürfe. An und für sich wäre nun auch König Friedrich Wilhelm IV. fähig und

selbst geneigt gewesen, die höchste deutsche Würde anzunehmen. Es entsprach einem tiefen und berechtigten Ehrgeiz seines Herzens. Aus allem, was er dagegen sagt, leuchtet doch dieser Zug hervor: die Krone der Salier und Hohenstaufen an die Hohenzollern zu bringen, wäre ihm als der Gipfel persönlichen und fürstlichen Glücks erschienen. In seiner Seele teilte er alle die Gefühle für Herstellung der deutschen Einheit, welche seine Zeitgenossen seit dem Jahre 1806 erfüllten. Aber auf der anderen Seite zeigten sich doch die gewichtigsten Gegengründe. Einmal konnte sich der König des Gedankens nicht erwehren, der aus seiner geschichtlichen Anschauung entsprang, daß dem Hause Oesterreich die erste Stelle in Deutschland gebühre. Nicht als ob es nicht Fälle hätte geben können, in denen er die obere Leitung übernommen hätte; ... allein in diesem Augenblick, in welchem Oesterreich zu erneuter Macht gelangt war und die umstürzlerischen Kräfte siegreich bekämpfte, lag ein für ihn gültiger Anlaß dazu nicht vor. Alles, was er über sich gewinnen konnte, war jener Versuch, den engeren Bund zustande zu bringen. Dies sollte jedoch mit möglichster Schonung Oesterreichs geschehen. Bei den Verhandlungen hierüber ist man dem Könige zuweilen schon zu weit gegangen; in seinem Unmut hat er einmal an Bunsen [67]) geschrieben, er habe die preußische Staatskunst in die Hände des Staatsministeriums gelegt, sie sei hinfort nicht mehr die seine [68]). Dazu kam eine wachsende Verstimmung des Königs über das Verhalten der Frankfurter Versammlung in der dänischen Angelegenheit [69]), das dem besonderen preußischen Staatsbelangen entgegenlaufe. Aber die Hauptsache war doch der Widerspruch, in welchem sich Friedrich Wilhelm mit den liberalen und grundstürzenden Anschauungen der Versammlung befand. Seine ganze Gesinnung widerstrebte der Krone, die ihm geboten wurde; denn dies Anerbieten trat ihm aus der Mitte der umstürzlerischen Bewegung entgegen. Es hätte ihn sogar zur Teilnahme an ihr und zur Verteidigung der in Frankfurt auf Grundlagen, die er verabscheute, aufgebauten Beschlüsse verpflichtet. Ueberdies, er war viel zu sehr ein geborener Fürst und von dem ausschließenden Rechte des deutschen Fürstentums, über das Kaisertum, d. h. die höchste Würde auf Erden, zu verfügen, durchdrungen, als daß er nicht den Versuch der Versammlung, aus eigenmächtiger Erhebung diese Würde zu über=

tragen, als eine Anmaßung und gleichsam als Standesbeleidigung betrachtet hätte....[70]).

In Friedrich Wilhelm lebte der Begriff der angestammten Gewalt, in Verbindung jedoch mit der freien Entwickelung, die sie gestattete. Der König ging nicht so weit, die Volksversammlung von Frankfurt schlechthin zu verdammen; als Volkshaus oder als zweite Kammer hätte er sie anerkannt, aber er bestritt ihr die Machtvollkommenheit und konnte eine Krone nicht annehmen, in deren Uebertragung der Begriff der Volksgewalt zur Erscheinung kam. Wir erwägen hier nicht die Berechtigung der entgegengesetzten öffentlichen Anschauungen, aber vielleicht ist es dem Könige zuzuschreiben, wenn der Gedanke der Volksgewalt in Deutschland niemals festen Grund und Boden gefunden hat. Darauf beruht noch heute[71]) der Unterschied zwischen Frankreich und Deutschland. Noch ein anderer Punkt bestärkte den König in seiner Haltung; er sah die grundstürzenden Kräfte vor sich, welche er von ganzer Seele haßte und verabscheute. In ihrem Treiben sah er gleichsam ein satanisches Beginnen gegen Religion und Staat, dem er nicht Raum zu geben, sondern selbst mit dem Schwerte Gideons zu widerstehen die heilige Pflicht habe.

Am 27. März wurde in Frankfurt die Kaiserwahl endgültig und feierlich vollzogen. Bunsen, der die Nachricht davon am 31. erhielt, hat noch an demselben Tage dem König ausführlich darüber geschrieben, um ihm die Annahme der Wahl auf das dringendste anzuraten. Und nicht ohne Gewicht sind die Gründe, die er dafür anführt. Die Ablehnung würde, so sagte er, für die Person und das Haus des Königs, für den preußischen Staat und die Zukunft von Deutschland gefährlich werden. Die Erklärung von Oesterreich, nach der dieses nach seinem Eintritt mit gesamter Macht in den Deutschen Bund 38 Stimmen für sich habe, während den Deutschen nur 32 zufallen sollten, mache jedes weitere Wort überflüssig: „Deutschland kann in Zukunft nur bestehen als freies Bundesreich neben dem österreichischen Gesamtstaate, dazu nur in Form eines Reiches mit einem erblichen Oberhaupte. Preußen hat zwischen dieser Stellung und einer kümmerlichen Abhängigkeit von Oesterreich und Rußland zu wählen. Ew. Majestät können das, was geschehen muß, vielleicht auf Ihre Lebenszeit verhindern. Geschehen wird es aber, denn das

Gefühl Deutschlands, ein Volk zu sein und als solches dem Auslande gegenüberzustehen in Krieg und Frieden, ist unvertilgbar." Damit biete sich jetzt die friedliche Ueberleitung der umstürzlerischen Bewegung in ein verfassungsmäßig-einherrschaftliches Geleise. Der König würde, wenn er ablehne, zugleich mit seiner Vergangenheit und seiner Zukunft brechen. Er drückt sich hierüber so stark wie möglich aus: der König, ein verfassungstreuer Fürst, werde dieser Notwendigkeit nicht entgehen ohne eine gewaltsame Gegenbewegung oder Abdankung. Die Einwendungen, die man von dem Wahlgesetz oder dem nur aufschiebenden „Nein" hernimmt, schlägt er nur gering an; denn das erste sei ja die preußische Ordnung, das zweite habe in einem Bundesstaate nicht soviel zu bedeuten, wie in einem Einzelstaate. Für eine unbedingte Annahme war Bunsen selber nicht. Das Verhältnis zu Oesterreich sollte doch auf Grund der Bundesakte aufrechterhalten, die Abänderung der Reichsverfassung durch einfache Mehrheit vorbehalten werden. Nur die Ablehnung bestritt er mit all seiner dringenden Lebhaftigkeit. Gewiß war es ihm Ernst mit der Verwandlung der volksherrschaftlichen Bewegung in eine verfassungsmäßige. Das aber war es eben, wovon der König niemals zu überzeugen war. Er glaubte nicht anders, als daß die volksherrschaftliche Bewegung sich seiner Macht bedienen wolle, um die umstürzlerischen Gedanken in Deutschland zur Geltung zu bringen.

Ehe dieser Brief eintraf, hatte der König den entgegengesetzten Entschluß nicht etwa gefaßt — denn das war längst geschehen —, aber feierlich ausgesprochen. Der Abordnung, die ihm meldete, „daß ihn das Vaterland als den Schirm und Schutz seiner Einheit, Freiheit und Macht zum Oberhaupte des Reiches erkoren habe", antwortete er: In ihrer Botschaft erkenne er die Stimme der Vertreter des deutschen Volkes; sein Blick werde dadurch auf den König der Könige gelenkt und auf die Pflicht, die ihm als König von Preußen und als einem der mächtigsten deutschen Fürsten obliege; er danke für das Vertrauen, das man ihm beweise, aber er würde heilige Rechte verletzen und mit sich selbst in Widerspruch geraten, wenn er ohne das freie Einverständnis der gekrönten Häupter, der Fürsten und freien Städte Deutschlands einen für alle, Fürsten und Stämme, entscheidenden Entschluß fassen wolle; von jenen müsse erst geprüft wer-

den, ob die Verfassung dem einzelnen und dem Ganzen fromme, ob er durch die ihm zugedachten Rechte instand gesetzt sein würde, die Geschicke des großen Vaterlandes mit starker Hand zu leiten. Eine Ablehnung für immer liegt darin nicht; aber dem Sinne gemäß, in dem er sich schon immer erklärt hat, fordert der König eine vorläufige Uebereinkunft der Staatsleitungen und der Versammlung wie in bezug auf das Anerbieten selbst so auch auf den Umfang der ihm anzuvertrauenden Gewalt. Zugleich spricht er seine Hingebung für die Sache und das Wohl Deutschlands auf das nachdrücklichste aus; in allen Gauen möge man verkünden, daß Preußen in inneren und äußeren Gefahren der Schirm und Schild Deutschlands sein werde.

Indem aber der König die Krone, wie sie ihm von der Abordnung angeboten wurde, nicht annahm, hielt er doch an dem durch die Umlaufnote vom 20. Januar 1849 ergriffenen Standpunkt fest. In einem besonderen Erlaß erklärte er sich bereit, wenn es ihm von den deutschen Staatsleitungen angetragen werde, unter Zustimmung der Volksversammlung die vorläufige Leitung der deutschen Angelegenheiten zu übernehmen und an die Spitze eines Bundesstaates zu treten, der aus den Staaten sich bilde, welche sich ihm freiwillig anschließen würden [72])....

Nicht die Machtlosigkeit, sondern die Wiederherstellung von Oesterreich als europäischer Gesamtstaat verhinderte dessen gleichmäßige Teilnahme an den eigentlich deutschen Angelegenheiten. Ohne mit sich in Widerspruch zu geraten, konnte der König daran denken, in der Erneuerung Deutschlands die leitende Rolle zu übernehmen. Wenn er den engeren Bund zustandebrachte, so gründete er um sich her, ohne mit Oesterreich zu brechen, doch gleichsam eine neue Macht. Diesen Gedanken ergriff er, als er die Krone ablehnte, entschieden und bewußt als einzige Rettung des Gedankens der deutschen Selbständigkeit und Einheit gegen die Uebermacht und den auf anderen als deutschen Gesichtspunkten beruhenden Einfluß von Oesterreich. Diese Absicht sprach er aufs neue in einer Umlaufnote vom 28. April und in einer Kundgebung vom 15. Mai 1849 aus; er hat Bunsen bereits damals darauf aufmerksam gemacht, daß er daran festhalte Oesterreich zum Trotz.

Alle seine staatsmännischen Handlungen in den Jahren 1849 und 1850 beruhen darauf. Und schon kennen wir die europäische Tragweite dieses Vorhabens. Eine innere Festigung Deutschlands unter der Führung Preußens war besonders den englischen Ministern in hohem Grade genehm. Sie sahen darin eine Befestigung des durch die alten Verträge begründeten Gleichgewichts der Mächte; denn den kleineren Staaten würde es unmöglich sein, sich inmitten des auf Volksherrschaft zielenden Gärens und Wühlens in einer Stellung zu behaupten, in der sie die Uebermacht von Frankreich abwehren könnten. Es war zugleich eine am Altbewährten hängende und franzosenfeindliche Anschauung, was die englischen Minister bewog, sich zugunsten eines engeren Bundes der deutschen Staaten unter der Vorherrschaft von Preußen zu erklären. Sie wünschten ein mächtiges Deutschland in der Mitte zwischen Frankreich und Rußland, das, auf eigenen Füßen stehend, eine unabhängige Staatskunst ergreifen und befolgen könne. Wieviel aber gehörte dazu, diesen Plan auszuführen! Die vornehmste Schwierigkeit entsprang aus der Vermischung zweier doch in der Tat weit auseinanderliegenden Gedanken. Der eine war die Erneuerung der alten deutschen Kaiserwürde mit einer sehr nach der Volksherrschaft hinneigenden Verfassung, der andere das Zustandebringen des engeren Bundes. Man könnte meinen, für die Volksversammlung wäre der richtige Weg gewesen, sich auf das letzte zu beschränken und all ihr Ansehen auf dessen Durchführung zu verwenden. Das mag kaum möglich gewesen sein; wir streiten nicht darüber. Aber die Uebertragung eines erblichen Kaisertums an die Krone Preußens, unschätzbar als Kundgebung, hatte als staatsmännische Handlung von vornherein die schwersten Bedenken gegen sich. Denn in der Tat mußte man doch befürchten, wenn es auch nicht mit Bestimmtheit vorausgesehen ward, daß der König die Krone ablehnen würde. Dann mußte die Folge sein, wie sie es denn auch war, daß die verfassungstreue Partei, die jenen Beschluß herbeigeführt hatte, ihr leitendes Ansehen nicht behaupten konnte. Man erlebte sofort, daß die grundstürzende Richtung in Frankfurt das Uebergewicht erhielt; die Versammlung, in offenem Widerstreit mit der bestehenden Ordnung, zerfiel in sich selbst und löste sich auf.

Sei es uns gestattet, dieser Auffassung, die freilich bestritten werden kann, noch eine andere von ebenso unmaßgeblicher Art über die folgenden Ereignisse hinzuzufügen. Ohne den Rückhalt, welchen die Versammlung für die völkischen Gedanken bot, war es unmöglich, den engeren Bund in einer den Bedürfnissen entsprechenden Weise zustandezubringen. Der Dreikönigsbund, die Erfurter Versammlung bilden bedeutende Abschnitte in diesen Bestrebungen; der König nahm daran persönlichen Anteil, aber Erfolg konnten sie nicht haben [73]). Die Beredsamkeit, die Begabung und die Tatkraft von Radowitz [74]), der dem König ebenso nahe stand wie Bunsen und als Verfechter der Unionsbestrebungen auftrat, vermochten nicht zum Ziele zu führen. In den deutschen Fürsten, die in der Union einen Teil ihrer Selbstherrlichkeit verloren haben würden, fand diese Staatskunst, die auf ihre freiwillige Bestimmung berechnet war, einen immer wachsenden Widerstand. Der österreichische Gedanke, den alten Bund wiederherzustellen, war notwendigerweise auch der ihre.

Und höchst ungünstig gestalteten sich die europäischen Verhältnisse in allen anderen Beziehungen, namentlich auch in der dänisch-deutschen Frage. Friedrich Wilhelm IV. wollte nicht eigentlich Krieg gegen Dänemark, aber die etwaige Losreißung Schleswig-Holsteins von dem Sundkönige, die Verbindung dieses Landes mit Deutschland. Hierbei aber stieß er auf den Gegensatz der Macht, auf deren Teilnahme und Unterstützung er sonst rechnete: England wollte Dänemark unter allen Umständen als Gesamtstaat erhalten wissen. Besonders verwundete den König, daß Palmerston [75]) hierbei auf Oesterreichs Seite trat, welches durch die Niederwerfung Ungarns und den Bund mit Rußland, der dazu geführt hatte, wieder erstarkt war und seinen alten Einfluß in Deutschland als Stützpunkt seiner Macht erneuerte.

Alle diese Umstände brachten den Streit hervor, der im Herbste 1850 zu offenem Kriege zu führen drohte. Preußen hatte die drei Mächte, die es als seine Verbündete betrachtete, gegen sich; sie waren selbst mit Frankreich einverstanden. Man hat oft erzählt, Friedrich Wilhelm IV. habe der Aufforderung zu schärferem Auftreten entgegnet, er sei kein Friedrich II. Aber dieser hatte bei seiner gefahrvollen Waffenerhebung wenigstens eine von den großen Mächten auf seiner Seite. Und wie unendlich weit war seine schlagfertige Kriegs-

macht im Verhältnisse zu seinen Nachbarn dem Heer überlegen, welches Friedrich Wilhelm IV. damals ins Feld stellen konnte. Bei den ersten Vorbereitungen zu einem Kampfe, bei der Kriegsbereitmachung, zeigten sich die Mängel der Heereseinrichtung stärker, als man irgend erwartet hatte[76]). Indem man dann den Versuch machte, zu einem haltbaren Austrage zu gelangen, kam der Nachteil der Lage Preußens in der Uebereinkunft, die es zu Olmütz eingehen mußte[77]), zutage, noch mehr fast in den Folgerungen, die aus ihr gezogen wurden. Unleugbar ist, daß diese Wendung der Dinge eine staatsmännische Niederlage in sich schloß.

Doch lag darin keineswegs eine endgültige Entscheidung der großen Frage. Die Punkte, die wir berührten, haben, wie mit dem Vorangegangenen, so auch mit dem Folgenden einen engen Zusammenhang. Seit diesem Mißerfolge traten die soldatischen Belangen des Staates wieder in den Vordergrund, die Bedürfnisse des Heeres fanden ausgiebigere Berücksichtigung, der Gedanke der Heeresverbesserung konnte mit Entschiedenheit ergriffen werden. Die neuen Streitigkeiten mit Oesterreich, welche eben in den Bundesangelegenheiten zum empfindlichsten Ausdruck kamen, riefen noch bei Friedrich Wilhelm IV. Entfremden und Widerwillen gegen die Staatsmänner in Wien hervor und führten zu der Ueberzeugung, daß es für Preußen unmöglich sei, sich mit der zweiten Rolle in Deutschland zu begnügen. Der Gedanke des engeren Bundes trat nach einigen Jahren unter dem Nachfolger Friedrich Wilhelms mit innerer Notwendigkeit wieder hervor und hat die Ereignisse herbeigeführt, welche Deutschland und Europa eine neue Gestalt gegeben haben. Dann konnte auch die Kaiserwürde unter Bedingungen, wie sie Friedrich Wilhelm IV. aufgestellt hatte, angenommen werden, allerdings nicht ohne daß das Machtverhältnis geändert worden wäre. Die Waffentaten, die dazu führten, gehören zu den ruhmreichsten, welche die Weltgeschichte kennt.

Nr. 6. Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen (1840—1861)[78].

Unter den weltbeherrschenden Gewalten erscheint König Friedrich Wilhelm IV. in einer großartig eigentümlichen Haltung und Sinnesweise, die wir wohl nicht versäumen dürfen, in ihren Grundzügen und allgemeinsten Beziehungen möglichst sachlich zu vergegenwärtigen....

Die staatsmännische Gesinnung des Königs wurzelt in dem Kampfe gegen den ersten französischen Kaiser, von dessen unterdrückender Obergewalt sich Preußen in Verbindung mit den übrigen europäischen Mächten losgerissen hatte, und der dann der allgemeinen Anstrengung, die in Preußen am stärksten und volkstümlichsten auftrat, unterlegen war. In dem Kaiser haßte der König nicht sowohl die Person als den Vertreter des umstürzlerischen Grundsatzes, welcher, indem er alle bestehenden, geschichtlich erwachsenen Ordnungen vernichtete, der rechtswidrigen Anmaßung und Gewaltsamkeit Tür und Tor geöffnet habe. Die rechtmäßige Erbfolge hatte für ihn einen noch außerhalb seines Rechtes liegenden Wert darin, daß sie zu dem Widerstande den Mittelpunkt gebildet und die Völkerkräfte um sich vereinigt hatte. Er hielt für notwendig, an den alten Ordnungen festzuhalten, die, bei der Entstehung der abendländischen Staaten begründet, sich in den mannigfaltigsten Abwandlungen fortgebildet hatten und noch weiterer Fortbildung fähig schienen. Deren vornehmsten Ausdruck sah er in dem Deutschen Reiche, dessen Grundgedanken er selbst in dem Zerfalle der Einheit erkannte und festhielt. Er schloß sich ihr mit Hingebung an; ein geeinigtes und kampfgerüstetes Deutschland bildete sein höchstes Ziel, zumal auch Preußen darin fast die vornehmste Rolle spielen mußte. Wie der Umfang seines Gebietes und des Deutschen Bundes überhaupt infolge des großen Kampfes bestimmt worden war, so wollte er ihn behaupten im Verein mit den verbündeten Mächten, nicht selten wieder im Gegensatz gegen die umstürzlerischen Gewalten.

Denn kaum war der Kaiser gefallen, so regten sich die Bestrebungen, die er im großen und ganzen teilte, aber im einzelnen niederzuhalten verstand, in freier Bewegung, gereizt durch die Mängel der versuchten Erneuerung, und erweckten allenthalben die Angleichungen, die sie durch ihre lange und glückliche Betätigung hervorgebracht hatten. Rußland und England wurden davon nicht unmittelbar betroffen; jenes machte den Versuch, sich gegen die Bewegung zu verschließen und sie wie einen äußeren Feind abzuwehren; England wollte, durch die doppelseitige Natur seiner Verfassung bewogen, sich unparteiisch verhalten. Der neue Kampf vollzog sich in dem festländischen, romanisch-germanischen Europa. Da trat in den wiedererstellten romanischen Ländern eine weitverbreitete staatsumwälzende Bewegung ein, die durch das Ereignis von 1830 das allgemeine Uebergewicht und einen unermeßlichen Einfluß auf Deutschland erlangte.

Oesterreich und Preußen nahmen dagegen abweichende Stellungen. Das erste, in seinen europäischen Verhältnissen bedroht, hielt sich folgerichtig auf dem Wege des vollständigen Widerstandes, für den es auch sein altes Ansehen in Deutschland verwendete. Der Zweck der preußischen Staatsleitung dagegen, vor allem Friedrich Wilhelms IV., war, die alten Einrichtungen in einem den Forderungen der Zeit gemäßen Sinn auszubauen, so daß kein Antrieb übrig bliebe, durch welchen das Land nach der anderen Seite hingetrieben würde. Mit den freisinnigen Anschauungen, die ja im preußischen Staate namentlich durch die Städteordnung und die Gesetzgebung über das Landeigentum Eingang gewonnen hatten, würde sich der König in verwandter Form vielleicht verständigt haben. Aber in ihrem Gefolge trat noch eine andere Bewegung auf, die ihm allgemeines Verderben zu enthalten schien: die des Radikalismus und Sozialismus, welche der gesamten gesellschaftlichen Ordnung den Boden unter den Füßen zu entreißen drohte und deren Anhänger alle Offenbarung und selbst den Glauben an den lebendigen Gott von sich warfen. Diesen zu widerstehen, hielt er für seine vornehmste Pflicht, als Fürst, als Christ wie als Mensch. Er verwarf die liberale Ordnung, weil er keine greifbare Grenze zwischen den Grundbegriffen der Liberalen und

Radikalen entdecken konnte; in der Verbindung von beiden sah er die Gefahr der gebildeten Welt.

Indem Friedrich Wilhelm IV. diesen Kräften ein unüberwindliches Bollwerk entgegenzusetzen beschäftigt war, wurde er von ihnen überrascht und mußte ihnen weichen. Seine Staatsleitung wird durch den 18. März [1848] in zwei verschiedene Abschnitte geschieden, in denen er doch die gleiche Gesinnung bewahrte. Denn auch in dem zweiten blieb er weit entfernt, den umstürzlerischen Bestrebungen, die so häufig den verfassungsmäßigen Formen verbunden sind, nachzugeben. Er hätte sonst einfach die belgische Verfassung herübergenommen und sich den Anschauungen der Frankfurter Versammlung angeschlossen. Daß er es nicht tat, kann als die vornehmste Handlung, wenigstens als die nachwirkendste, seines Lebens betrachtet werden.

Nach beiden Seiten hin erhielt er das Selbst des preußischen Staates. In der Verfassung behauptete er den Nerv des einherrschaftlichen Grundsatzes, in bezug auf das Deutsche Reich bezwang er seinen Ehrgeiz und ließ sich nicht durch den geheimen Wunsch seines Herzens dazu verführen, den Grundsatz zu verleugnen, welchen er bekannt und auf seine Fahne geschrieben hatte. Dazu gehörte ein Mann von der hochsinnigen und doch strengen, der im einzelnen biegsamen und im ganzen festen Gesinnung, von der geistvollen, aber in die Einrichtungen und das Leben alter Zeit versenkten Weltauffassung, die ihm eigen waren. Eine Ueberzeugung von einer Nachhaltigkeit und einer Tiefe, wie sie ihm innewohnte, war erforderlich, um die am guten Alten festhaltenden Grundsätze, die aus einer großen Vergangenheit stammten, nicht untergehen zu lassen für Zukunft und Welt.

Dabei ist aber nicht zu verkennen, daß zwischen seinen Gedanken und ihrer tatsächlichen Durchführung bei den ganz veränderten Umständen ein weiter Abstand eintrat. Sein nach vielen Richtungen hin anstrebender Geist bildete eine neue Schwierigkeit für die Verwaltung. Mit dem verdienstvollen Beamtentum, das er vor sich fand, konnte er sich nie verständigen, da er sie unaufhörlich nach einem Sinne lenken wollte, der nicht der des Beamtentums war. Dieser Widerstreit gab seiner Staatsleitung den Zug der Unsicherheit und des Schwankens; aber die Entwickelung der inneren Lebenskräfte hat dabei nicht gelitten. Wenn man sich des Zustandes erinnert, in welchem er die

Staatsleitung übernommen hatte — mit väterlicher Fürsorge waltend, aber zugleich trocken und einseitig gebieterisch —, wie war unter ihm alles so verändert, von Leben und eigener Regsamkeit erfüllt, freilich nicht ohne tiefe Gärung.

In der Staatskunst kann man überhaupt zwei Richtungen unterscheiden: das Ergreifen der beherrschenden Anschauungen und die Verwaltung der laufenden Geschäfte. Glücklich der Herrscher, für den beide zusammenfallen und ein einziges Ganze bilden! An Friedrich Wilhelm IV. tadelten die Mitlebenden, daß er die jeweiligen Zeitumstände nicht entschlossen genug benutze, so daß er mit all den Mitteln, über die er verfügen könne, doch nichts ausrichte; seine auf Zustände der Vergangenheit begründete Auffassung hindere ihn, in die Fragen des Tages entschlossen einzugreifen, und gebe seiner Tätigkeit selbst eine falsche Richtung; sein stetes Schwanken mache jeden Erfolg unmöglich und entziehe ihm das allgemeine Vertrauen. Und so mag es scheinen, wenn man die Verhandlungen, soweit sie bekannt wurden, in ihren Einzelheiten auffaßt und danach urteilt. Der Briefwechsel aber, von dem wir einen Auszug mitgeteilt haben und der sich in die Höhe der maßgebenden Gedanken erhebt, führt doch zu einer anderen Ansicht.

In der Mitte der miteinander ringenden Weltkräfte, die einander das Gleichgewicht hielten, war für den preußischen Staat eine unparteiische Staatskunst geboten, nicht eigentlich um das Gleichgewicht zu erhalten, sondern vor allem um sich selbst zu behaupten. Erwägungen von fromm-sittlichem Inhalt über Recht und Unrecht der streitenden Parteien oder Staatsgewalten übten Einfluß auf die Entschließungen Friedrich Wilhelms. Aber überdies hatte er jeden Augenblick das lebendigste Bewußtsein seiner eigenen Stellung, die ihm Rücksichten und selbst Nachgiebigkeiten auferlegte. Und immer schwebte ihm die Bedeutung des Augenblickes für die Zukunft vor Augen. Die Welt sah in seinem Verhalten oft kraftloses Schwanken und Unentschlossenheit, nicht die dabei doch immer vorwaltende einheitliche Richtung. Heutzutage aber ist es möglich, den Blick über den augenblicklichen Eindruck hinaus auf die Unveränderlichkeit in der Staatskunst des Königs zu richten. Dann treten doch, wenn wir uns nicht täuschen, deren Wirkungen auf den preußischen Staat und Deutsch-

land als überaus bedeutend hervor; der heutige Zustand beruht größtenteils darauf.

Ein unendlich wichtiger Schritt war es doch, daß er die unumschränkte Einherrschaft, wie er sie von seinen Vorfahren überkommen, mit einer ständischen und beratenden Einrichtung in Verbindung brachte, die, wie sie sich auch entwickeln mochte, allemal der fürstlichen Gewalt Schranken gezogen haben würde. Er kam damit nicht zu dem Ziele, das ihm vorschwebte; die liberalen und selbst die volksherrschaftlichen Anschauungen gewannen die Oberhand. Dann war es seine vornehmste Absicht, in der neuen Verfassung die wesentlichen Bedingungen der Einherrschaft zu retten. Ihm vor allem gehören die Bestimmungen der Verfassung an, die das geldliche Bestehen des preußischen Staates von der Schwankung der Parteien und dem jeweiligen Uebergewichte der Gegner der Staatsleitung unabhängig machen; dem Königtum hat er seine unmittelbare Gewalt über das Heerwesen gesichert. Man darf darin wohl die beiden Grundpfeiler der Einherrschaft in dem verfassungsmäßigen Preußen erkennen.

Indem Friedrich Wilhelm IV. die Kaiserkrone unter den Bedingungen und Umständen, unter denen sie ihm angeboten wurde, ablehnte, hat er doch deren Erwerbung in anderen Formen unter einer veränderten Weltlage möglich erhalten und selbst angebahnt. Sein Grundgedanke, einen Bundesstaat zustande zu bringen, unabhängig von Oesterreich, aber nicht feindselig gegen diese Macht, hat sich nach den großen Kämpfen, die seitdem ausgefochten worden sind, zuletzt verwirklicht. Er beherrscht gegenwärtig die Lage von Deutschland und Europa [79]).

Mit dem zweiten französischen Kaiser in unmittelbaren Hader zu geraten, vermied Friedrich Wilhelm IV. sorgfältig und rücksichtsvoll; aber in dessen Auftreten — auf Grund der umstürzlerischen und soldatischen Erinnerungen in den inneren Trieben der Dinge, von denen die Macht des Gebieters sich herschrieb und die ihn fortreißen konnten selbst ohne seinen Willen — erblickte er eine Gefahr für den Länderbestand von Europa und Deutschland, vor allem auch des preußischen Staates. In der Voraussicht eines bestehenden Kampfes suchte er ein der alten Bundesgenossenschaft entsprechendes Verhältnis zu Rußland aufrecht zu erhalten. Das Verdienst, das er sich in einem

gefährlichen Augenblick um dieses Reich erwarb[80]), hat für den preußischen Staat, als es zu dem vorausgesehenen Angriffe kam, segensreiche Frucht getan[81]).

Sein ganzes Leben hindurch ist Friedrich Wilhelm bemüht gewesen, in freundschaftlicher Verbindung mit England zu stehen, ohne sich von vorübergehenden Wechselfällen in der Staatskunst der verschiedenen Ministerien zurückstoßen oder fortreißen zu lassen. In einer glücklichen Familienverbindung hat dies Bestreben seinen Abschluß gefunden[82]); es hat zu einem besseren Verständnis der Völker und Staatsleitungen geführt.

Mit alledem gelangte Friedrich Wilhelm IV. noch nicht in eine feste und gesicherte öffentliche Lage. Nach jener Abkunft von Olmütz [1850] gestaltete sich das Verhältnis zu Oesterreich in dem wiederhergestellten Bunde unerträglich für Preußen und Deutschland. Sollte das Ziel erreicht werden, das er angestrebt hatte, die Errichtung und Leitung eines Bundesstaates, so mußte man den vorwaltenden Meinungen einen Schritt näher treten; denn sie hatten doch auch ihrerseits eine geschichtliche Berechtigung und waren zu tief gewurzelt und zu mächtig, um ihnen nicht Rechnung zu tragen; überdies mußte man sich entschließen, mit Oesterreich zu brechen. Wenn wir recht unterrichtet sind, so war der König am Ende seiner Tage dazu geneigt. Er hatte alles versucht, um mit Oesterreich Hand in Hand zu gehen, aber vergeblich. Für jenen Entwurf zu einem Zuge nach der Schweiz[83]) versagte Oesterreich seine Zustimmung, wenn sie auch nicht weiter gehe als zur Herstellung des preußischen Königshauses in Neuenburg. In den deutschen Angelegenheiten kam es soweit, daß der König in Wien erklären ließ, seine Nachgiebigkeit habe ihre Grenzen; wenn Oesterreichs Verhalten mit der Pflicht zusammenstoße, welche er als König von Preußen für Deutschland habe, so werde er nicht weichen. Er hat das bedeutungsvolle Wort ausgesprochen: es könne wohl geschehen, daß die beiden Mächte am Weißen Berge — er zielt auf jene Schlacht von 1620[84]) — noch einmal ihre Kräfte messen würden. Seine Reise nach Wien im Jahre 1857 war darauf berechnet, die Zwistigkeiten zu beseitigen. Es gehörte zu den schmerzlichsten Eindrücken seiner letzten Tage, daß er das unmöglich fand. Männer, die ihm nahe standen, versichern, er habe sich ernstlich mit dem Gedanken

beschäftigt, den Kampf aufzunehmen. Ihm war es jedoch nicht beschieden, den alten Widerstreit, dessen Ausbruch er noch zurückgehalten hatte, zur Entscheidung zu bringen. Denn nur einen Augenblick in der Geschichte bildet ein einzelnes Leben.

Nr. 7. Napoleon I. und Napoleon III. [85]).

Wenn man sich überlegt, was man Großes erlebt hat, vielleicht nur als Zuschauer vor der Bühne, so tritt Napoleon und sein Geschlecht alles andere überragend in den Vordergrund. Ich besinne mich noch auf die Höhe seiner Macht. Auf der Schule in Kloster Donndorf als dreizehnjähriger Knabe las ich seine amtlichen Berichte aus dem Feldzuge von Spanien, die den größten Eindruck machten durch Form und Inhalt. Alles, was wir auch bei uns geschehen sahen, war das Werk seiner Hände. In Schulpforta wurde die Klasse zusammengerufen, um von der Einziehung der großen Kommenden [86]) zugunsten des Schulwesens, die er verfügt hatte, unterrichtet zu werden. Sachsen, dem wir angehörten, erfreute sich seines besonderen Schutzes. Wir lasen jetzt seine amtlichen Berichte in einer französischen Zeitung, obwohl nicht ohne Schwierigkeit. Wir begleiteten ihn auf seinem Feldzuge nach Rußland; der Mathematiklehrer Schmidt, der ihm eine höhere, gleichsam göttliche Sendung zuschrieb, dessen Schützling ich damals war, hielt sich von allem auf das genaueste unterrichtet — bis zum Brand von Moskau. Napoleon war der größte Sterbliche, vor dessen Namen sich die Völker in Ehrfurcht beugten. Nach dem Falle von Moskau war der Mathematiklehrer nur schlecht unterrichtet. Auf unseren Schulbänken durchzuckte uns die Nachricht von dem Vertrag Yorks [87]) wie ein Blitzstrahl; man raunte sich ins Ohr, daß es anders werden würde. Die Völkerbewegung, die dann folgte, erlebten wir mit bewußtem Anteil. Napoleon zog an der Schule vorüber, als er seine Kräfte zur Schlacht bei Lützen [88]) sammelte. Wir glaubten ihn mitten in seinem Gefolge zu unterscheiden, doch nahmen wir nicht eben Partei für ihn. Ich lernte eben Tacitus, als wir die Kundgebung der Verbündeten zu lesen bekamen; sie machte

mir den Eindruck, als wenn es ungefähr dieselben Gedanken wären, wie sie im Agricola der Boadicea in den Mund gelegt werden[89]). Endlich, allzuspät für unsere Erwartung, geschah die Schlacht bei Leipzig. Ich höre noch die Stimme Thielmanns[90]), der vor dem Tore der Pforte, wo alles zusammenströmte, hoch zu Roß den Sieg der Verbündeten verkündigte. Bald darauf sahen wir die Ueberreste des geschlagenen napoleonischen Heeres auf der anderen Seite der Saale, an den Bergen entlang auf dem Rückzuge.

Aber diese großen Vorkommnisse, welche die Jugend gleichsam mit einem allgemeinen Leben erfüllten, vergessen sich nicht. Wer hätte nicht den Fall dieser Größe mit einer Teilnahme, die freudige Bewunderung war, bis zum Ende begleitet? Er verschwand also, aber sein Wort schien sich zu bewähren, daß nach ihm der Umsturz die Runde durch die Welt machen würde. Aus den Schwankungen der Geschichte sahen wir dann einen zweiten Napoleon[91]) aufsteigen, der den Ruhm des Kaisertums wiederherzustellen bestimmt schien. Von den festländischen Feinden, denen der Oheim unterlegen war, überwand der Neffe die beiden mächtigsten: Rußland und Oesterreich[92]); bei dem Kampf mit dem dritten erlag er selbst. Seine Stellung war nicht die alte des ersten Napoleon; denn den Kampf gegen England, welcher fast der wesentlichste Umstand in dem Leben des Oheims gewesen war, gab der Neffe, der dort eine Zuflucht gefunden hatte, vollkommen auf.

Aber auf dem Festlande war er doch eine Zeitlang der mächtigste aller Fürsten. Ihm verdankt Italien seine Wiederherstellung; Frankreich nahm unter ihm eine Zeitlang die erste Stelle unter den Mächten ein. Ich beschreibe wohl noch einmal, wie ich ihn auf dem Gipfel seiner Macht in den Tuilerien gesehen und gesprochen habe. Aber seiner Größe war ein baldiges Ziel gesetzt; er erlag dem ersten Ansturm des sich wieder fühlenden deutschen Volkes.

Eine Wiederherstellung seiner Macht schien noch immer vorbehalten zu sein. In England hat man in seinem Sohne, wenn er zur Herrschaft komme, einen befreundeten Nachbarn zu bekommen gehofft. Da ist nun auch der, und zwar durch eine unverzeihliche Nachlässigkeit der Engländer, denen er sich anschloß, dem Schicksal verfallen[93]). Die Napoleoniden leben noch als Thronbewerber wie einst die ver-

jagten Stuart; ein großes erschütterndes Geschick hat sich in dieser Familie vor unseren Augen vollzogen. Kann es aber nicht nochmals aufleben? Mein Gefühl beschränkt sich nur eben auf Vergangenheit und Gegenwart. —

Nr. 8. Der Deutsche Bund (1815—1866)[94].

Der Bund, der das deutsche Volk seit fünfzig Jahren umfaßte, ist zertrümmert. Bei allen Mängeln hat der Bund doch auch für Deutschland unendlich vorteilhaft gewirkt. Er hat uns eine Friedenszeit verschafft, welche für die innere Entwickelung der wirtschaftlichen und der geistigen Belangen, des Gewerbes, des Handels, des städtischen Lebens und der Landwirtschaft, vor allem der Wissenschaften und Künste, unschätzbar gewesen ist. Da hat sich die Gemeinschaftlichkeit des deutschen Lebens gründlicher und umfassender entwickelt. Alles, was wir heutzutage vor uns sehen, ist dadurch emporgekommen. Zugleich hat er uns gewöhnt, unsere Angelegenheiten für uns selbst zu betreiben. Die Versuche fremder Einmischung, an welchen es nicht fehlte, sind in drohenden Augenblicken immer zurückgewiesen worden.

Aber der Bund, was niemand, der die Geschichte kannte, bezweifelte, beruhte auf dem Einverständnis der beiden Hauptmächte, durch welches der Krieg gegen die französische Gewaltherrschaft und ihre Vernichtung überhaupt möglich geworden war. Die übrigen deutschen Staaten hatten dann mit ihnen gemeinschaftliche Sache gemacht, er war dann in einem dringenden Augenblick geschlossen worden, durch einen Ausgleich zwischen den entgegengesetzten Belangen, so gut wie er eben getroffen werden konnte. Im Laufe der Zeit stellten sich mancherlei Gegensätze und Zerwürfnisse heraus, in dem Volkstum, den einzelnen Staaten, den großen Mächten selbst; den mannigfaltigsten Richtungen in den einzelnen Staaten war Raum gegeben. Wir erlebten sogar ein Zeitalter der Umwälzung, welche die großen und die kleinen Staaten und dann auch das allgemeine Verhältnis in verwandtem Sinne umzugestalten trachtete. In dem ersten Antrieb selbst nahmen diese Bestrebungen großartigen Umfang an und

führten zu den umfassendsten Entwürfen. Ich will nicht erörtern, wodurch sie unausführbar wurden; nur soviel will ich sagen, daß sie allenthalben mit dem besonderen Selbst der verschiedenen Staatenbildungen, welche aber den Inbegriff der Macht in ihrer Hand behalten hatten, in Streit gerieten.

Der Bund gelangte ebenso, wie er es früher gewesen war, wieder zu anerkanntem Bestand, aber innerlich war doch alles aus den Fugen und aus alter Gewohnheit gekommen. Zwischen den beiden Hauptmächten brach das mächtigste Zerwürfnis aus; sie waren einmal nahe daran, die Entscheidung der Waffen herauszufordern, was nur durch die Nachgiebigkeit des einen der beiden Fürsten vermieden wurde, eine Nachgiebigkeit, die der größte Teil seines Staates nicht billigte. Aber man kam auch darüber hinweg; erfreulich war dieser Zustand nun allerdings nicht, da er mit unaufhörlicher Bewegung und allgemeinem Mißbehagen verbunden war.

Da haben sich denn endlich Fragen erhoben, über welche kein Verständnis mehr zu erzielen war. Ich bin entfernt, darüber hier ein endgültiges Urteil aussprechen zu wollen; ich will nur meine persönliche Meinung äußern: sie betrifft nur eben die Grundverschiedenheit der Ansicht. Auf der einen Seite schrieb man dem Bund Befugnisse zu, welche an die Gerechtsame des Reiches erinnerten. Auf diese stützte sich die eine der beiden Mächte. Aber die andere war weit entfernt, sie anzuerkennen, über Fragen, die ihre eigenste Machtstellung betrafen, einer am Bunde zu erzielenden Mehrheit die Entscheidung anzuvertrauen. Darüber ist es in einer Bundessitzung selbst zum Bruche gekommen, welche zu dem inneren Kriege führte, der im vorigen Jahre die bisherige Friedenszeit durch große und entscheidende Schläge unterbrach. Das Gute dabei war, daß sich keine fremden Mächte in unseren Streit gemischt haben. Erinnern wir uns des Dreißigjährigen und selbst des Siebenjährigen Krieges, in denen, durch unsere Entzweiung herbeigerufen, die europäischen Mächte ihren Hader auf deutschem Boden ausfochten, um den Unterschied zu ermessen! Und wenn man hätte fürchten dürfen, daß der Ausschlag der Ereignisse, welcher so viele auf das härteste betroffen hat, die alten inneren Gegensätze in demselben Grade zum Ausbruch bringen würde, so ist das glücklicherweise nicht geschehen. Die große Handelsverbin=

dung, welche das südliche und nördliche deutsche Gebiet zu beiderseitigem Vorteil in den engsten inneren Verkehr gesetzt hat, ist erneuert[95]), für die gemeinschaftliche Verteidigung im Notfalle Sorge getragen worden[96]). Mannigfaltige Kundgebungen beweisen, daß das gemeindeutsche und völkische Bewußtsein, welches durch die zunächst vorangegangenen Zeiten begründet und befestigt worden, auch durch die neuesten Ereignisse keine Beeinträchtigung erfahren hat....

Betrachten wir die Bestrebungen des ausgehenden 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts nicht allein von dem Standpunkte der Leistung des Einzelnen, so vollberechtigt er auch ist, sondern als das Zeitalter des Eintrittes des deutschen Volkes in die volle wissenschaftliche und künstlerische Ebenbürtigkeit mit den vorgerückten und früher entwickelten Völkern, in die Teilnahme an der Weiterentwicklung der Welt, an der Erfüllung der weltgeschichtlichen Aufgaben! Aus diesem edlen Streben und seinen Hervorbringungen entwickelt sich erst das völkische Bewußtsein auf der Höhe der geistigen Bestrebungen. Das Höchste zu erreichen ist für uns die größte völkische Aufgabe; fremde Einflüsse von uns abzuwehren ist erst ein zweites, aus ihr entspringendes, doch berechtigtes Verlangen. *Das Erste, wonach wir trachten, ist die volle Selbständigkeit auf dem Gebiete der Staatskunst, des Krieges, des Gewerbes, der Kunst und der Wissenschaft....*

Nr. 9. Der Deutsch-Französische Krieg (1870/71)[97]).

I.

Man glaubte in Frankreich noch immer Deutschland vor sich zu haben, wie es die umstürzlerischen Heere und der erste Kaiser vor sich hatten. Da war es nun ein entscheidendes Ereignis, daß der junge König[98]), unter dessen Schutz wir uns hier versammeln, ohne zu zögern, den Augenblick für gekommen erklärte, für welchen sein Bund mit Preußen geschlossen sei. In Norddeutschland war man auf dem Lande bei aller Hingebung doch nicht ohne Sorge, als der Krieg er-

klärt wurde; alle Besorgnis schwand, als man vernahm, daß König Ludwig von Bayern den Kriegsfall anerkannt habe. Ich will nicht sagen, daß der Krieg nicht hätte geführt werden können, wenn Süddeutschland unparteiisch geblieben wäre; aber er hätte niemals jenen völkisch-deutschen Zug angenommen und unendlich größere Schwierigkeiten dargeboten. Erst als die süddeutschen Waffen sich den preußischen zugesellten, wurde der deutsche Gedanke verwirklicht. Der Feldzugsplan der Franzosen wurde auf eine für sie unerwartete Weise durchkreuzt; sie mußten erleben, daß Deutschland ohne die Hülfe anderer europäischer Mächte, ja selbst ohne Teilnahme von Oesterreich — das gewiß nicht wegen der Gesinnung der Bevölkerung, die für uns vielmehr die lebendigste Teilnahme verriet, aber durch seine anderweitige öffentliche Beziehung veranlaßt, eine unparteiische Stellung annahm — ihnen vollkommen gewachsen war. Die stärkere Vermehrung der germanischen Rasse gegenüber der romanischen hatte die früheren Unterschiede ausgeglichen. Alles aber bekam nun Leben durch die Heeresordnung, an welcher der preußische Staat fast in Voraussicht eines ähnlichen Falles in den letzten fünfzig Jahren fortwährend gearbeitet hatte, und der sich das übrige Deutschland anschloß.

Wo Waffen und Gedanken einen Bund schließen, sind sie immer unwiderstehlich gewesen; hier waren es die preußisch-deutschen Waffen und der deutsche Gedanke. Die Gleichartigen bildeten nun eine Waffengenossenschaft, die von vornherein, so wie sie mit dem Feinde zusammenstieß, der gegenüberstehenden ebenbürtig erschien und sich ihr im Laufe des Kampfes überlegen erwiesen hat. An allen großen Schlachttagen haben preußische, norddeutsche und süddeutsche Truppen zusammengewirkt: bei Weißenburg die Schlesier, Posener, Thüringer, Franken, Pfälzer; bei Wörth traten Württemberger und Badener hinzu; bei Saarbrücken-Forbach [99]) Westfalen, Hannoveraner, brandenburgische und niederrheinische Regimenter; bei Metz am 14. August Ostpreußen, Westpreußen und Westfalen; am 16. Brandenburger, Hannoveraner, Braunschweiger, Oldenburger, Schleswig-Holsteiner, Hessen-Darmstädter; am 18. außer diesen Sachsen, Pommern, das Gardekorps; am 31. August [100]) Ostpreußen, Mecklenburger, Hanseaten; vor Sedan Sachsen aus dem Königreich und aus der Land-

schaft, das vierte, das Garde-, das zwölfte Korps, Altbayern, die großen Eifer bewiesen.

Wir sind alle erstaunt über die glänzende Siegeslaufbahn, welche im Lauf eines Monats durchmessen worden ist, voll Bewunderung über das Zusammenwirken der verschiedensten Kräfte nach einem vorausgefaßten und doch jeden Wechsel der Verhältnisse berücksichtigenden Plane, die Umsicht im großen, die unvergleichliche Tapferkeit im einzelnen. Ich will kein Wort weiter darüber sagen; der allgemeine Eindruck ist, daß damit zugleich einer der Wendepunkte der Weltentwicklung und staatlichen Gestaltung eingetreten ist, welche die Zeitalter scheiden. Wir sehen dem neuen mit Hoffnung und Freude entgegen, obgleich alte Männer wie mehrere von uns sie nicht erleben werden. Doch ist es nicht unseres Amtes, in die Zukunft zu blicken oder Ratschläge für die Gegenwart zu geben, selbst nicht Ansprüche aufzustellen; wir bemerken nur, daß, indem sich eine neue Zukunft zu eröffnen scheint, unsere Vergangenheit Licht und neue Anhaltspunkte für ihre Würdigung empfängt.

Die Ereignisse, die unter der Rückwirkung des Deutsch-Französischen Krieges in Italien eingetreten sind [101]) und eintreten, kann man nicht ansehen, ohne des Zusammenhanges unseres alten Reiches mit dem Papsttum zu gedenken. Wir sahen einen Papst, der ohne alle Rücksicht auf die den Staaten innewohnenden Bedürfnisse und gerechten Ansprüche ein Vorrecht aufstellte, das in den früheren Jahrhunderten zwar erhoben, aber niemals durchgeführt worden war. In einer großen Versammlung kirchlicher Würdenträger aus aller Welt, aber im Widerspruche mit der Mehrzahl der westlichen, namentlich der deutschen Bischöfe, brachte er sie zur Anerkennung [102]) ... Gleich darauf wird die weltliche Macht des Papsttums im offenen Kampf überwältigt infolge des italienischen Gedankens, welcher einst dem Papste selbst zu ergreifen nicht gelungen war. Alle die Ereignisse, welche die Jahrhunderte erfüllen, erhalten eine unmittelbare Bedeutung durch die Dinge, die vor unseren Augen vorgehen. Man sah, was ein Kaisertum wert war, welches, wenn auch in stetem Kampfe, die höchste Gewalt in der Kirche mäßigte, aber ihre Selbständigkeit erhielt.

Eine andere Erinnerung, noch stärker durch die Richtung eines völkischen Gesichtspunktes, bilden die Verhältnisse des westlichen und

des östlichen Reiches. Die Teilungen des karolingischen Reiches, aus dem das ostfränkische, nachmals deutsche, und das westfränkische, nachmals französische, hervorgegangen, bekommen eine über die bloß auf die Gebiete bezügliche Auseinandersetzung und die fürstlichen Erbansprüche hinausreichende Beziehung. Etwa vor tausend Jahren, im Sommer 870, fand die Zusammenkunft an dem Vorsprunge der Maas zu Mersen zwischen Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen statt, in welcher über die Begrenzung ein Beschluß gefaßt wurde, der an die soeben vorliegende Frage unmittelbar anknüpft. Der Moselgau an beiden Ufern dieses Flusses, welcher Metz und Diedenhofen begriff, wurde zu dem östlichen Reiche geschlagen und Straßburg mit seiner Hauptkirche Mainz wieder vereinigt. Ich ziehe keine Folgerungen daraus, ich knüpfe keine Ansprüche daran; ich bezeichne nur die Tatsache, welche — eine auf den heutigen Tag fortwirkende lebendige Beziehung — in der Verabredung liegt, die vor tausend Jahren gepflogen wurde.

Das alte Reich war zur Behauptung seiner Sicherheit vortrefflich angelegt. Mir liegt es fern, die Entwickelung des westlichen Reiches als in stetem Uebergriff in die Rechte seiner Nachbarn, namentlich der Deutschen, zu betrachten. Es war ihm gegeben, in einem Kampfe, der doch etwas Unvermeidliches hatte, inwiefern er zugleich gegen das überwältigende Umsichgreifen des plantagenetischen Lehensverhältnisses gerichtet war [103]), eine leitende Macht von größerer Stärke zu entfalten, von der wir doch auch mannigfaltigen Vorteil empfangen haben, für Gesinnung und Gelehrsamkeit wie für den Staat. Auch will ich nicht unbedingt auf unsere Entzweiung schelten, die zu jenen Uebergriffen Anlaß gab. Metz, Tull und Virten wurden infolge der Streitigkeiten Frankreichs mit dem Haus Oesterreich-Burgund, welches die reichsoberhauptliche Gewalt ausübte, und zugleich durch innere religiöse Kämpfe, welche eine Wendung gegen dieses Haus nahmen, dem Haus entfremdet. Um nicht dem in Aussicht stehenden Kaisertum Philipps II. zu verfallen und die Beschlüsse der Trienter allgemeinen Kirchenversammlung annehmen zu müssen, haben die Protestanten unter Führung des Kurfürsten Moritz von Sachsen es zugegeben, daß der König von Frankreich das Reichsvikariat in dieser Gegend in Besitz nahm. Es war ein Preis seiner Unterstützung, gelang aber durch eine eifrige katholische Partei in der Stadt [104]). Karl V. erschien

mit all seiner Macht zur Belagerung vor Metz, aber allzu ungünstige Jahreszeit und ein trefflicher Kriegsmann, der Herzog von Guise, der es verteidigte, nötigten ihn, gegenüber von Krankheit und Regenwetter die Belagerung aufzuheben.

Jedes Jahrhundert hat nun einmal seine eigenen Aufgaben und Machtbedingungen. Aber man muß dessen gedenken, was im Laufe der Zeiten aus jenen Anfängen entsprungen ist. Unsere Entzweiung überstieg alles Maß. Als den Augenblick der tiefsten Erniedrigung des Reiches als eines Ganzen kann man die Ueberwältigung Straßburgs durch Ludwig XIV. betrachten, als eine der wichtigsten Reichsstädte, gegen den übermächtigen Nachbarn allein gelassen, durch einen von ihm gewonnenen Rat im Gegensatz mit einer Bürgerschaft, die sich dennoch zu verteidigen wünschte, in die französische Hand geriet[105]). Es ist ein großer geschichtlicher Augenblick, daß sie nach 189 Jahren ihrer Entfremdung fast an dem Jahrestage der ersten Eroberung Ludwigs XIV. wiedergewonnen ist. Und daß nun aus unserer Entzweiung, welche in den erwähnten Zeiten so stark war, daß sie uns das Bewußtsein unseres Volkstums kostete, dieses wiedererwacht und zu einer großartigen Erscheinung gebracht ist, das ist eben das weltgeschichtliche Ereignis, welches ein neues Zeitalter verkündigt.

Wir nehmen nicht voraus, aber der Augenschein zeigt, daß das weltgeschichtliche Verhältnis, welches die letzten beiden Jahrhunderte beherrscht hat, sich umgestaltet und das Uebergewicht sich auf die Seite des östlichen Reiches neigt, dem es jedoch nicht beikommt, die Freiheit des westlichen zu beschränken und zu beherrschen. Es kann nicht darauf ankommen, andere zu unterdrücken, sondern nur uns selber zu behaupten, die errungenen Siege dahin zu entwickeln, daß wir uns vor niemand zu fürchten haben und die Einheit des Volkes wiedergewinnen, die uns mangelt, ohne die Besonderheiten, die auch ihre geschichtliche Berechtigung haben, zu vernichten.

Diesen Eindruck macht auch das Zusammenwirken aller deutschen Stämme und Staaten in diesem großen Kampfe. Die gemeinschaftlich bestandene Gefahr und gemeinschaftlich errungenen Erfolge müssen allem menschlichen Ansehen nach alle wieder aufs engste zusammenknüpfen. Das, was geschehen, ist aber schon ein geschichtlicher Augenblick, der es vielleicht verdient, auch hier zur Sprache gebracht zu

werden; denn der Vergangenheit sind unsere Forschungen gewidmet, der Gegenwart unsere Teilnahme, der Zukunft unsere durch beide berechtigten Hoffnungen und Wünsche.

II.

Als Louis Napoleon zum Präsidenten des Freistaates erhoben worden war, erklärte sich Kaiser Nikolaus[106]) damit einverstanden; er warnte ihn jedoch davor, sich zum Kaiser zu erklären; denn dadurch werde er alle weltherrschaftslüsternen Erinnerungen des Heeres wachrufen. Louis Napoleon wies das unbedingt zurück, denn in ihm sei die Unabhängigkeit Frankreichs verkörpert; er könne und werde sich nicht einreden lassen.

Jedermann weiß, wie nun ein Kriegsereignis dem anderen gefolgt und nicht allein in dem Heere der weltherrschaftslüsterne Geist erwachte und genährt worden ist, sondern auch das Volk, was freilich sehr leicht war, wieder ergriffen hat. Nachdem nun Rußland und Oesterreich gedemütigt waren, empfand man es in Frankreich um so mehr, daß dagegen Preußen Siege errang und selbst in den allgemeinen europäischen Angelegenheiten neben Frankreich auftreten wollte. Die nach Weltherrschaft lüsterne Partei war mit ihrem Führer, der das nicht verhindert hatte, nicht mehr vollkommen einverstanden. Diese Partei aber bekam durch die Ereignisse des Jahres 1869, in welchem es ihr gelang, den Gesetzgebenden Körper, dem größere Freiheiten gestattet waren, mit einer Mehrheit, die unbedingt herrschte, zu erfüllen, auch in den wichtigsten Angelegenheiten eine selbständige Haltung. Der Kaiser ließ das einerseits mit Vergnügen geschehen, anderseits wurde aber doch seine kaiserliche Machtvollkommenheit dadurch beschränkt; er hat wohl gesagt, er könne nicht Kaiser sein, wenn er nicht führen solle. Diese Führung aber hing nicht mehr geradezu von ihm ab; denn eine starke Partei pflegt ihren Führer selbst zu führen.

Die Geister waren schon bis zu einem hohen Grade der Feindseligkeit erregt, einer Feindseligkeit, die doch mehr von Eifersucht in sich trug als von wirklich begründeten Belangen, als das Gerücht ent-

stand, daß ein Hohenzoller zur spanischen Krone bestimmt wäre. Im preußischen Staat als solchem war man nicht dafür. Der König, der zu diesem Zweige des hohenzollerschen Hauses nur die Stellung eines Oberhauptes der Familie hat, war nur nicht geradezu dagegen. Er sagte, er rate nicht dazu, wolle es aber auch nicht verbieten.

Indem trat nun ein neuer Minister[107]), der Volksgunst bedürftig und nicht mehr wünschend, als in der Kammer festen Fuß zu gewinnen, in das französische Ministerium. Er kam eben von Wien; hier hatte er unter den Eindrücken gelebt, welche die starke Voreingenommenheit gegen Preußen hervorrief. Er hatte besonders den Lärm streng katholischer oder freistaatlicher Richtung, der sich in den Kammern deutscher Mittelstaaten erhob, vernommen. Er langte mit der Ueberzeugung an, daß er in der einen seiner „Hosentaschen" Oesterreich, in der anderen den Süden habe und ihrer Beihülfe gewiß sei. Zugleich hielt er dafür, daß das französische Heer zu einem Unternehmen gegen Preußen vollkommen vorbereitet sei. Unter diesen Umständen trat er in der französischen Kammer mit einer Erklärung auf, die den Krieg in Aussicht stellte. Es gelang ihm dadurch, die beinahe einmütige Zustimmung der Versammlung davonzutragen. Die Eifersucht setzte in entschiedene Kriegslust über.

Noch zögerten beide, der Kaiser und der König. Der König war sehr zufrieden damit, daß die Hohenzollern ihren Anspruch zurückzogen; der Kaiser ebenfalls; er hat wenigstens vernehmen lassen, er sei glücklich, daß die widrige Sache beigelegt sei; aber entschieden trat er doch nicht mit dieser Meinung hervor. Auch in seiner Umgebung gab es Personen, welche Preußen bei dieser Gelegenheit zu demütigen wünschten; man hätte das in Wien gern gesehen, und die weltherrschaftslüsterne Partei im Lande wünschte nichts mehr. Aber der König selbst, ohne Minister, nur in seinem natürlichen gesunden Menschenverstande, weist den Antrag, den man ihm machte, auch für künftige Zeiten ähnliche Möglichkeiten in bezug auf die Hohenzollern zu verhindern, in dem Gefühle, daß er damit zugleich sein Recht in der Familie überschreiten und sich fast eine Beleidigung gefallen lassen würde, mit Entrüstung und Stolz in Formen, die auch ihrerseits etwas Verletzendes hatten, von sich[108]). Hierauf war der Krieg so gut wie erklärt. Aber soweit wollte Oesterreich nicht folgen.

In Süddeutschland erwachten alle franzosenfeindlichen Gefühle von ehedem. Ohne viele öffentliche Erwägungen stellte sich der junge König von Bayern auf diese Seite [109]).

Nr. 10. Bismarck (1815—1898) [110]).

Der preußische Staat mußte von dem Druck, welchen die auswärtigen Verhältnisse ihm auferlegten, befreit werden. Der dänische, der österreichische und der französische Krieg sind daraus gleichmäßig hervorgegangen. Dem Einfluß eines fremden Volkstums auf das nördliche Deutschland, der auf einem fürstlichen Verhältnis beruhte, welches eben unterbrochen wurde [111]), mußte ein Ende gemacht werden, wenn das Volkstum jemals seiner Einheit innewerden sollte. Aber der Hader, der zwischen den beiden in Deutschland vorwaltenden Mächten lange bestand und hierdurch noch geschärft wurde, konnte unmöglich länger fortdauern, wenn der preußische Staat seiner vollen Unabhängigkeit sich erfreuen sollte. War doch vor kurzem der Versuch gemacht worden, die Einheit des Volkstums in dem Hause Habsburg zur Darstellung zu bringen. Die Bundesfürsten, der Bundestag schienen sich dem zu fügen. Der gordische Knoten der deutschen Verwicklungen konnte nicht gelöst, er mußte zerhauen werden. Dies konnte nicht unternommen werden ohne Gefährdung des eigenen Daseins; auf diese Gefahr hin wurde es unternommen. Aber dank der Ausbildung, welche eine lange vorausrechnende Sorge der Staatsleitung dem kriegerischen Geiste des Volkes und des Heeres verschafft hatte, gelang es vollkommener, als man je erwartet hatte. Der einzige Bundesstaat, der sich dem wirksam entgegensetzte, wurde vernichtet [112]). Dem alten Nebenbuhler wurde kein Fußbreit Landes entrissen; aber ein neuer Bund wurde geschlossen, der dessen Einfluß auf das übrige Deutschland abschnitt [113]).

Der Sieg von Sadowa [114]) eröffnete ein neues Ziel für die Staatskunst der Welt, nicht alle Welt aber nahm ihn an. Noch immer wollte Frankreich den Einfluß nicht entbehren, welchen es früher in Deutschland ausgeübt und zu Anfang des Jahrhunderts

beinahe zu einer wirklichen Oberherrschaft ausgebildet hatte. Es hoffte noch immer, die Niederlagen, die es danach erlitten, durch eine neue Erhebung wettzumachen. Man hat später erfahren, wie tief das noch immer auf die Zersetzung in Deutschland wirkte; alle Hoffnungen, die alten Zustände wiederherzustellen, schlossen sich an Frankreich. An und für sich hätten die beiden Völker wohl nebeneinander bestehen können. Unausgesetzte Eifersucht bewirkte aber endlich einen Bruch, der zum Kriege führte, in welchem der Staat Friedrichs d. Gr. den Sieg über die napoleonischen Bestrebungen und ihre Streitkräfte davontrug. Hierdurch erst wurde die volle Unabhängigkeit gesichert. Was die staatlichen und soldatischen Führer der letzten Jahrzehnte geträumt, wurde vollendet. Es liegt die größte Befriedigung des Selbstgefühls eines Volkes darin, wenn es weiß, daß auf Erden kein Höherer über ihm ist. Gleichsam von selbst geschah es dann, daß der preußische Staat sich zum Deutschen Reich erweiterte; alle die, welche den Sieg hatten erfechten helfen, nahmen teil an der neuen Gestaltung.

Drei kriegerische Handlungen, deren wahre Ursache in der Entwickelung der inneren Kraft lag, deren Beginn und Gang jedoch nicht ohne den die auswärtigen Geschäfte leitenden Minister[115]) vollzogen werden konnte, welcher die Einheit des Gedankens in sich selbst trug und in jedem Augenblick der Streitigkeiten gegenwärtig erhielt. Die größte geistige Fähigkeit hatte sich mit dem weltgeschichtlichen Belang vereinigt. Notwendig fiel es ihr zu, dann auch den Frieden zu leiten, die allgemeine Teilnahme an der Besorgung der öffentlichen Angelegenheiten verfassungsmäßig zu sichern. Noch weniger als bisher könnte ich hier auf eine Einzelheit eingehen, ich will nur beim allgemeinsten stehen bleiben, ohne die Irrungen zu berühren, die dann eintreten mußten und eingetreten sind. Der vornehmste Gegenstand von allen ist die Gestaltung der staatlichen Einrichtungen, welche dem entsprechen mußte, was in den europäischen Staaten überhaupt der maßgebende verfassungsgemäße Gedanke geworden ist, zugleich aber das Verdienst hatte, das Volk selbst in seiner Tiefe zu ergreifen und heranzuziehen. Das gehörte nun einmal zu dem Ganzen der Umwandlung, die sich vollzog. Wir sind inmitten derselben begriffen. So widerwärtig und verabscheuungswürdig die Ausschreitungen sind, die dabei

dann und wann vorkommen, so läßt sich doch erwarten, daß die Regungen des Umsturzes aller Kräfte zurückgedrängt werden.

Aber noch etwas Anderes möchte ich von meiner Seite in Erinnerung bringen. Die wissenschaftlichen Forschungen, die nie in größerer Ausdehnung in Deutschland geblüht haben als heutzutage, bedürfen des Friedens; denn nur aus langjähriger Anstrengung und Arbeit der Gesamtheit und der einzelnen können große Ergebnisse hervorgehen. Eine solche Zeit ist dem deutschen Geiste in den Jahren seit dem letzten großen Kriege gewährt worden, ebenfalls hauptsächlich durch das Verdienst des Staatsmannes, der in jedem Augenblick den kriegsdrohenden Regungen entgegentrat und, indem er sie zurückwies, zugleich eine Art von Vorsitz in dem europäischen Rate davongetragen hat.

Noch ist aber auf diesem Wege viel zu tun übrig. Das innere Verständnis im Volke selbst muß vollendet, die äußere Stellung nach allen Seiten hin gesichert werden. Wenn man den siebzigsten Geburtstag Bismarcks feiert, so geschieht das nicht allein in Bewunderung dessen, was durch ihn geschehen ist, sondern in der Erwartung, daß die Gründungen, die seinem Kaiser und ihm gelungen sind, für alle Zukunft bestehen und für jedermann die erfreulichsten Früchte nicht der Ruhe, sondern der Tätigkeit hervorbringen werden. Das walte Gott!

Nr. 11. Thiers (1797—1877) [116]).

Ich habe Thiers [117]) immer für den größten aller Liberalen in Europa gehalten. Für das Emporkommen des Liberalismus zum Anteil an der öffentlichen Gewalt im erklärten Gegensatz gegen die grundstürzenden Bestrebungen hat er mehr geleistet als ein anderer Mensch.

Dahin zielte schon der Anfang seiner Geschichte der französischen Staatsumwälzung [118]). Sie war ein Versuch, die Berechtigung der liberalen Anschauungen den Gedanken der „Restauration“ [119]) entgegenzusetzen, welche die Welt noch beherrschten. Der große Kampf konnte nirgends geführt werden als eben in Frankreich, wo diese Gedanken von außen eingeführt waren und zu keiner haltbaren Stellung

gelangen konnten. Der vornehmste Widerstand erschien in dem „National“[120]), welchen Thiers leitete. Aus dem Geschäftszimmer der Schriftleitung ist mir von höchst glaubwürdiger Seite folgendes Geschichtchen mitgeteilt worden. Man sprach davon, daß nichts zu erreichen sein werde, wenn die Staatsleitung nicht die Verfassung verletze. Thiers sagte: „Nous les y poufferons!“[121]) Man wird nicht glauben, daß der „National“ die Staatsleitung Karls X. zu den „Ordonnanzen“ getrieben habe. Sie hat sich über die zu ergreifenden Maßregeln vorher mit Oesterreich und England zu verständigen gesucht; aber man war von seiten der Presse auf diesen Schritt vorbereitet und benutzte die allgemeine Entrüstung zu ihrem Umsturz. Hierauf war es Thiers, der den Herzog von Orleans zur Annahme des Thrones bewog[122]); ein großes und unendlich wichtiges Ereignis, da darin die Absetzung des rechtmäßigen Herrscherhauses lag und der Freisinn, der den Schritt hervorgebracht hatte, zur Herrschaft gelangte. An dieser Grundlage ist dann in den folgenden Zeiten eigentlich niemals wieder gerüttelt worden; denn das Volk, welches das Herrscherhaus als eine ihm von Europa auferlegte Staatsleitung ansah, hat diesem niemals wieder eigentliche Teilnahme gezeigt. Die Frage war nur, ob der Liberalismus die Staatsleitung werde behaupten können. Auf das gewaltigste regten sich die grundstürzenden Parteien; allein Thiers, der gar bald in das Ministerium trat, trug durch die Septembergesetze dazu bei, daß ihnen Schranken gezogen wurden. Er dachte aber auch, der „Quasilegitimität“, wie man sie nannte, keine unabhängigen Befugnisse zuzugestehen. Damals erst stellte er den Satz auf: der König möge herrschen, aber leiten solle er nicht[123]); und durch die Streitigkeiten der orientalischen Frage gelangte er zu einer Stellung, welche ihm das Ziel erreichbar erscheinen ließ. Unrecht hatte er nun nicht, da er die Sache des Unterkönigs von Aegypten ergriff; denn für den Fortgang der europäischen Anschauungen in der Levante konnte es kein besseres Werkzeug geben als Mehemed Ali[124]). Allein man hatte dabei den Gegensatz der europäischen Mächte zu bekämpfen. Louis Philipp war aber nicht geneigt, zugleich einen großen Kampf zu wagen und dabei doch seiner Staatsleitung den Boden, auf dem sie beruhte,

erschüttern zu lassen. Innere und äußere Verhältnisse wirkten bei ihm zusammen, sich von Thiers zu trennen.

Thiers verlor das Ministerium und kehrte zur Geschichtschreibung zurück. Er fügte seinem früheren Werke die Geschichte Napoleons hinzu, in der sich sein ganzes Können entwickelt hat. Die Erzählung könnte nicht angenehmer, fortreißender sein. Man liest lange Abschnitte mit ununterbrochenem Vergnügen; doch möchte ich nicht sagen, daß er dem Gegenstande vollkommen gerecht geworden sei. Denn daß Napoleon ein neues Herrscherhaus gründen wollte, war für den Liberalen ein Gedanke, für welchen er keine Liebe hegen konnte. Er sah die großen Ereignisse immer von dem Gesichtspunkt der wirklichen Macht an; man hört immer den Ministerpräsidenten von Frankreich sprechen, der sich mit der kriegerischen Größe des Kaiserreiches gleichsetzt. Doch hat er Sinn dafür, daß es Grenzen geben mußte. Seine volle Zuneigung gehört aber den Verwaltungseinrichtungen, auf welchen die innere Macht des Kaiserreiches beruhte. Sie sind eben liberaler Natur.

Aber Louis Philipp war nicht fähig, den grundstürzenden Gewalten nachhaltigen Widerstand entgegenzusetzen, da er sich mit den verfassungsmäßig Gesinnten, die ihn auf den Thron gehoben, doch nicht vollständig verständigen konnte. Der Unterschied zwischen Guizot und Thiers liegt darin, daß der erste ein wirkliches Königtum, wenngleich nur „quasi legitim", mit der Verfassung vereinigen oder vereinbar machen wollte, der zweite in der Herrschaft der liberalen Anschauungen auch über das Königtum selbst das Heil erblickte. Im letzten Augenblick rief der König Thiers zu Hilfe, und dieser strengte sich an, die aufrührerische Bewegung, die sich erhob, zu dämpfen; aber es war vergeblich. Der Umsturz des Julikönigtums erfolgte, und ein Freistaat trat ein, von dem man nicht wußte, welche Kräfte, die liberalen oder grundstürzenden, die Oberhand behalten würden. Die Junitage des Jahres 1848 verschafften dem Liberalismus den Sieg, und Thiers begann dann wieder eine große Rolle zu spielen in Verbindung mit Grévy[125]). Der Freistaat wurde auf liberaler Grundlage aufgebaut, aber er vermochte die unteren Volksklassen doch nicht zu befriedigen noch zu sichern. Eine allgemeine Kundgebung rief den Vertreter der napoleonischen Ordnung, Louis Napoleon, herbei. Die

Liberalen schmeichelten sich, ihm gesetzlichen Widerstand leisten zu können; das führte aber nur zu einem neuen Staatsstreich, durch welchen er die Gewalt vollständig in seine Hände nahm.

Man hätte meinen sollen, Thiers würde nicht so ganz hiegegen sein, da niemand die Erinnerung an das Kaiserreich lebendiger aufgefrischt hatte als er. „Wissen Sie,“ sagte ich einmal zu ihm, „was man von Ihnen sagt?“ — „Nun, was denn?“ — „Man sagt, Sie hätten durch Ihr Buch die Herstellung der Napoleoniden bewirkt.“ — „Gewiß nicht“, erwiderte er; „denn die Volksklassen, welche Louis Napoleon zurückgerufen haben, haben mein Buch nicht gelesen.“ — „Vielleicht doch,“ fiel einer der Anwesenden ein, „man hat sich in den Dörfern zusammengetan, um es in die Hände zu bekommen.“ Dabei bleibt es aber wohl, daß die Klassen, welche das Buch mit Eifer gelesen, bewundert und beliebt gemacht hatten, an der Zurückberufung der Napoleoniden wenig teilnahmen.

Thiers, der viel von dem Eintritt der neuen Staatsleitung zu leiden hatte und eine Zeitlang verbannt war, spielte nach seiner Rückkehr keine hervorstechende Rolle. Aber fortwährend war er doch in Widerpart mit dem neuen Kaisertum; weniger, als es siegreich gegen Rußland focht, aber schon, als es die italienischen Verhältnisse durchgreifend umwandelte — er gehörte zu denen, welche ein unabhängiges Italien für unvereinbar mit der großen europäischen Rolle, welche Frankreich zu spielen berufen sei, erachteten —; auf das entschiedenste aber bei den Unternehmungen gegen Mexiko. Ich sehe ihn noch eines Abends, später als er pflegte, in sein Empfangszimmer eintreten, sichtlich niedergebeugt, weil er glaubte, die Kraft von Frankreich werde einer unausführbaren eitlen Hoffnung geopfert. Er war damals wieder in den Gesetzgebenden Körper getreten, welchen der neue Herrscher der schwersten Beschränkungen, die er ihm anfangs auferlegte, entledigt hatte; Thiers hatte bereits wieder die öffentliche Stimme für sich.

An sich wäre er nun nicht gegen einen deutschen Krieg gewesen, wiewohl er für Preußen mehr Hinneigung hatte als soleicht ein anderer Franzose. Aber in dem Augenblicke, als der Krieg unternommen wurde, verdammte er ihn. Er war der einzige in dem Gesetzgebenden Körper, der sich den kriegerischen Anschauungen entgegensetzte. Eben

das aber verschaffte ihm, als nun der Zusammenbruch erfolgt war, als dem Manne, der allein die Dinge durchschaut habe, das größte Ansehen. Er machte sich auf, einverstanden mit Männern der „défense nationale", um das Mitgefühl einer oder der anderen Großmacht für Frankreich aufzurufen; ein an sich notwendig vergebliches Bestreben. Er begab sich selbst zu der neuen italienischen Staatsleitung, die doch ihn als einen ihrer größten Gegner kannte. Ich habe ihn damals in Wien gesehen; er machte den Eindruck eines Mannes, der sich mitten im tiefsten Unglück durch das Vertrauen eines ganzen Volkes gehoben fühlt. Noch hoffte er damals einen Umschlag des Glückes bei den Rüstungen jenseit der Loire, und einen Verlust von Frankreich anzuerkennen, lag außerhalb seiner Berechnung. Er sagte, es könne keinen französischen Minister geben, der einen solchen Frieden unterzeichne. Dahin kam es aber nun doch durch die erneuerten Erfolge der deutschen und preußischen Waffen, und er selbst wurde von seinem Volke bestimmt, einen Frieden, wie er und es selbst ihn nicht wünschten, zu schließen.

Nachdem aber dieser Entschluß einmal gefaßt war, hat ihn Thiers mit einer Aufrichtigkeit gegen Preußen sowohl wie gegen Frankreich vollzogen, die sein Ansehen nach beiden Seiten hin verdoppelte. Von den Franzosen ist er sogar als Befreier des Volkes betrachtet worden; die preußische Staatsleitung hat ihm das größte Vertrauen bewiesen. Seine Gedanken waren auf Herstellung des Freistaates, wie er vor dem Wiedereintritt der Napoleoniden bestanden hatte, gerichtet. Er ist dann an dessen Spitze getreten. Die sozialdemokratische Partei [126]), welche die Hauptstadt eine Zeitlang beherrschte, ist hauptsächlich durch ihn zu Paaren getrieben und zugrunde gerichtet worden. Der Liberalismus blieb noch einmal siegreich; alle untergeordneten Kräfte wurden unterworfen. Dann aber erhoben sich ihm andere Feindseligkeiten. In der Volksversammlung, die in dem Augenblicke der größten Verluste gewählt worden, gab es auch Kräfte, welche dem Liberalismus abhold waren und eine andere, eng mit den religiösen Anschauungen verbundene Staatsleitung gewünscht hätten. Im Mai 1873 mußte Thiers ihnen weichen, weil die Versammlung ein von ihm eingesetztes Ministerium mißbilligte. Dennoch kam die verworfene und augen=

blicklich in die Minderheit herabgedrückte Partei nach und nach wieder empor.

Auch von dem Amte ausgeschlossen, blieb Thiers immer der mächtigste Mann; ihn besuchten die fremden Gesandten; sein Wort war eins der maßgebendsten in Europa. Endlich drang auch seine Partei wieder in das Ministerium ein; gegen diese, also mittelbar gegen Thiers selbst, richteten sich die Schritte des nunmehrigen Präsidenten des Freistaates, Mac Mahon [127]), unter dem Einfluß derselben Parteien, durch welche Thiers vier Jahre früher verdrängt worden war. Er erhob sich nun wieder trotz seines hohen Alters, um den Kampf aufzunehmen, über dessen glücklichen Erfolg, d. h. den endgültigen Sieg des Liberalismus, er keinen Zweifel hegte. Dahin ging, soweit man aus den öffentlichen Blättern abnehmen kann, die Meinung von Europa. Da ist nun Thiers, indem er für die neuen Wahlen eintrat, von dem Schicksal der Sterblichen betroffen worden; wie ein befehligender General bei einem Vorpostengefecht vor der Schlacht. Welches von den beiden Heeren wird nun den Sieg erfechten? Daß auch auf der anderen Seite Anschauungen von innerer Bedeutung verfochten werden, ist nicht zu leugnen; aber wird die Partei, in sich gespalten, wenn sie noch siegen sollte, nach der Hand fähig sein, sich zu behaupten, ohne die entgegengesetzten grundstürzenden Parteien zu Hilfe zu rufen [128])? Thiers ist gestorben wie Mirabeau [129]).

Nr. 12. Das 19. Jahrhundert und die deutsche Wissenschaft [130]).

... Nicht aus einzelnen Ereignissen setzt sich das Leben zusammen. Nicht die Schule erzieht den Menschen, sondern das Leben. Der Mensch ist wie ein Baum, der seine Kraft nicht so sehr aus dem Boden zieht, als sie von Luft und Licht, Wind und Wetter, den Stürmen selbst empfängt.

Das Jahr meiner Geburt [1795] hat das Eigentümliche, daß es in eine Zeit fällt, in welcher die großen Fragen, welche die Welt erschütterten, in einen neuen Abschnitt traten. Die umstürzlerischen

Kräfte, die sich in dem großen Nachbarreich erhoben und die Herrschaft darin erlangt hatten, stürmten gegen alle anderen Reiche heran, um sie in ihren Kreis zu ziehen. Dagegen bildete sich eine andere Vereinigung, welche hinwiederum diesen umstürzlerischen Kräften dort an der Quelle ein Ende zu machen unternahm. Das eine mißlang wie das andere [131]). Es zeigte sich vielmehr, daß weder die eine noch die andere Richtung damals den Sieg davontragen konnte. Man machte sich fürs erste gegenseitige Zugeständnisse, so daß eine Art Befriedung zustande kam. Es geschah durch den Frieden von Basel [1795] [132]) und die Vereinbarungen, die darauf gefolgt sind [133]). Die Ereignisse sind allbekannt.... Die Vertragschließenden behaupteten sich in ihrer gegenseitigen Stellung, aber mit tiefer innerer Feindseligkeit.

Daß Deutschland die umstürzlerische Kraft überwinden würde, ließ sich nicht erwarten. Dazu war die damalige Lage des Reiches nicht angetan, und das Bedürfnis einer Umgestaltung war das allgemeine Gefühl, in welches sich von Anfang an umstürzlerische Anwandlungen mischten. Auf der anderen Seite war die völlig feindselige Haltung, welche die Umsturzbewegung von Anfang an gegen das bisherige Staatswesen angenommen, in dieser Schroffheit in Frankreich selbst nicht zu behaupten. Für die dortige Staatsleitung erwuchsen daraus unaufhörlich neue Gefahren. Jene Verträge waren für beide Teile eine unbedingte Notwendigkeit. Ich rede hier nicht von England, welches sein eigenes staatsmännisches Ziel verfolgte und auch heute noch verfolgt, sondern nur von den Franzosen und Deutschen. Das sind die beiden Völker, auf deren gegenseitigen Einwirkungen die Weltgeschichte großenteils beruht. Am Ende des 18. Jahrhunderts brach ein Gegensatz zwischen ihnen aus, wie er noch nie stattgefunden hatte; er umfaßte alle Verhältnisse des inneren und äußeren Lebens. Sie waren auf das heftigste aneinandergestoßen, und obgleich man zuletzt Frieden gemacht hatte, so konnte das doch nicht anders sein als unter der Voraussetzung, daß man sich später einmal wieder schlagen werde.

Dieser Zustand war für Deutschland von unendlichem Wert. Angeregt von dem allgemeinen Leben, aber nicht beirrt durch unmittelbares Kriegsgetümmel, erhob sich das Schrifttum zu einem Auf-

schwunge, besonders in den norddeutschen Bildungsstätten, welchen es früher niemals erreicht hat und der vorbildlich für alle Zeiten geworden ist. Ich füge hinzu, daß der menschheitsfreundliche Geist, der im letzten Jahrhundert sich durchgebildet hatte, zu einer maßgebenden Herrschaft kam, die nicht wieder zu zerstören noch zurückzudrängen gewesen ist. Dieses Verhältnis bildete eine Lage, welche von niemandem bemerkt wurde, aber bereits den gesamten Gesichtskreis in dem Volkstume beherrschte und dann die Zeiten der Not und Gewalt überdauern und die Selbständigkeit wiedergewinnen half. In diesem Gesichtskreis erlebten die beiden Prinzen, die zu dem königlichen Throne von Preußen bestimmt waren[134]), an der Seite ihres durch seine Besonnenheit und Ruhe unvergeßlichen Vaters[135]) Leid und Freude, teilten das Unglück von Jena[136]) und die Arbeit der Wiedererhebung....

Die umstürzlerischen Kräfte, durch eine meisterhafte Kriegführung zusammengehalten, schienen die Oberhand in Europa behaupten zu sollen. Sie warfen den preußischen Staat durch zwei Schlachttage nieder, ihnen schien die Zukunft zuzufallen. Die Vorbereitungen der neuen Kriegsanstrengungen gehörten mit zu der völkischen Arbeit. Wie sehr dies auf alle Persönlichkeiten, auch auf die unreifen, noch in ihren Lehrjahren begriffenen, einwirkte, davon darf ich wohl ... ein Beispiel aus meiner eigenen Jugend anführen. Die Schulen, die bloß den Zweck des Unterrichts verfolgten, blieben doch von den allgemeinen Bewegungen der Welt nicht unberührt. Ich rufe in meine Erinnerung zwei Augenblicke zurück, welche auch in dieser freundlichen und anspruchslosen Zusammenkunft wohl erwähnt werden dürfen. Ich befand mich in der Klosterschule Donndorf, in welcher, nur für jüngere Knaben bestimmt, die Unterweisung, die diesem Alter geziemt, gewissenhaft geleitet wurde, in deren stilles Einerlei jedoch auch die Zeitungen eindrangen. Ich besinne mich, daß wir dort die amtlichen Berichte Napoleons aus Spanien lasen und auf unseren Schiefertafeln nachkritzelten. Von dieser Zeit her ist mir das Wort „Insurgenten" in der Erinnerung geblieben, welches damals zum erstenmal an mein Ohr klang.

Wie ganz anders einige Jahre später, als ich in Schulpforta in den alten Schriftstellern lebte und webte, die alten Dichter, namentlich die „Tragiker", erlernte und übersetzte, mir überhaupt nach Kräften

zu eigen machte! Ich kann der Schulpforta nicht Dank genug dafür sagen, daß sie uns Raum und Antrieb dazu gewährte. Nun, indes wir uns damit beschäftigten, änderte sich die Welt. Ich lernte gerade den Agricola des Tacitus, als die Nachrichten von dem Zusammenbruch in Rußland eintrafen. Nach den siegestrunkenen amtlichen Nachrichten kamen andere Verlautbarungen ans Licht, die dem Gesichtskreise der Völker entstammten, welche zwar niedergedrückt, aber nicht unterdrückt waren. Ich las eben die Reden der Boadicea[137]) mit ihren Anklängen an den Naturzustand der Völker und an die uralte Freiheit — ich könnte den Eindruck nicht beschreiben, den sie mir machten, und nachdem die römische Welt in Napoleon gleichsam wieder ins Leben geführt worden war, so las ich in den Kundgebungen gegen Napoleon Abdruck oder Erneuerung der Reden der Königin Boadicea! Es erhob sich alles von selbst und mit gleichem Rechte. Ja, wenn man das betrachtet: den ungeheuren Kampf gegen den Eroberer und Vertreter dieses Gedankens, so begreift man wohl, daß die Geister sich damals über das gewöhnliche Gerede zu höheren Anschauungen erhoben und den allgemeinen Gegenstand des Kampfes zu ahnen anfingen. Da also kam innerhalb der Klostermauern und inmitten der klassischen geistigen Arbeiten die heutige Welt in meinen Kopf. Natürlich war ich nicht der einzige der Art; denn das ist eben das Bedeutende, daß die Zeitgenossenschaft eine unendliche Wirkung auf die Persönlichkeit ausübt, und zwar nicht durch persönliche Einflüsse allein, sondern durch den Zug der Dinge und die einander berührenden Kräfte des äußeren und inneren Lebens in ihrer Gesamtheit, für die Lebenskräfte im ganzen, die, in stetem Kampfe gegeneinander, doch zuletzt miteinander sich wieder vereinigen in Höherem und zu vereinigen trachten....

Ein besseres Beispiel konnte uns niemand geben als der preußische König mit seinen Söhnen in den noch sehr beschränkten Grenzen seiner Staaten. Auf den Schulbänken und in den geistigen Arbeiten selbst regten sich dieselben Kräfte, welche die Welt belebten, und bekämpften einander. Es gibt keinen Zweig der Wissenschaft, in dem sich nicht mit dem Ueberkommenen zugleich das Neue erhoben hätte. Es ist die Bewegung, die im Einklang oder Widerstreit mit den Kräften, die untereinander um die Herrschaft in der Welt rangen, seit

dem Jahre 1813 fortgedauert und die Völker in steter Gärung gehalten hat. Was ist in Frankreich vorgekommen? Napoleon verschwand, der zum Umsturz neigende Gedanke blieb, die erste Wiederherstellung wurde umgeworfen, eine neue Staatsumwälzung vollzog sich[138]; auch diese konnte sich nicht behaupten. Ein Freistaat entstand[139], ein neuer Napoleon trat auf. — Der Zeitraum der Wiederherstellung wirkte auf die Geschichtsforschung mit einer Art von Notwendigkeit zurück. Denn das war doch das allgemeinste Ergebnis, daß die Bildungen der Vergangenheit, die durch den umstürzlerischen Antrieb vernichtet zu werden in Gefahr gerieten, einen Gegenstand der Forschung bilden zu müssen schienen. Von den geschichtlichen Arbeiten dieser Art in Frankreich will ich nur die Werke von Augustin Thierry[140] nennen. Ich gestehe, daß dessen erste Bücher durch ihre Form meine Bewunderung erweckten. Ich sagte: „So etwas können wir nicht zustande bringen."

Die deutschen Forschungen widmeten sich wieder dem Zeitalter der deutschen Kaiserzeit; man wandte sich der Forschung der Rechte und der Rechtszustände zu[141]. England brachte die merkwürdigste Erscheinung zutage, den geschichtlichen Roman, der durch die Werke Walter Scotts die gebildete Welt beherrschte. Wonach man trachtete, eine vollkommene Anschauung der Jahrhunderte zu geben, das schien hier erreicht zu sein. Ich begann damals eben meine Forschungen zu der Geschichte der romanischen und germanischen Völker. Ich prüfte die Erinnerungen von Commines[142] — beiläufig gesagt, hat er einen großen Eindruck auf mich gemacht —, und in den kleinen Schriften, die sich um ihn gruppieren, fand ich zuverlässige Berichte, die ihn ergänzten. Da erschien Walter Scotts „Quentin Durward", glaube ich, war es, und ich sagte: „Mein Gott! Commines und die anderen Berichte, die seinen Erinnerungen beigegeben sind, haben das ja ganz anders!" Ich war gleichsam beleidigt im Namen der alten Fürsten, denen er andere Gesinnungen zuschreibt, als sie hegten, immer unter ihrem Namen. Ich empfand Widerwillen gegen den geschichtlichen Roman, namentlich in dieser Annäherung an die Begebenheiten, und faßte den Beschluß, daß in der Geschichte alles vermieden werden müsse, was von der beglaubigten Ueberlieferung der Tatsachen wesentlich abweicht. Ich leugne nicht, daß mich diese Erwägungen in der

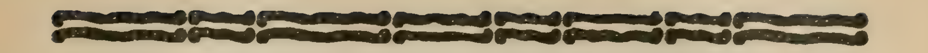
streng prüfenden Arbeitsweise befestigten, welche dann als das Kennzeichen meiner Werke betrachtet worden ist, d. h. bei dem stehen zu bleiben, was wörtlich überliefert ist oder was sich daraus mit einer gewissen Sicherheit entwickeln läßt. Denn es wird niemand sagen, es müsse alles geschrieben sein, was Geschichte wird. Vieles ist nicht geschrieben, und gerade in der deutschen Geschichte zeigt sich das am meisten, wie wenig damit auszukommen ist, was die Schriftsteller wirklich bringen. Aber in der Hauptsache und im Kerne der Darstellung daran festzuhalten, was sie überliefern, das ist für mich unverrückbares Gesetz.

Auch in anderen Zweigen der Wissenschaft haben ähnliche Entwickelungen stattgefunden, und zwar, soweit ich übersehen kann, auch hier im Zusammentreffen der Forderung der Wissenschaft und der allgemeinen Begebenheiten. Ein großartiges Beispiel hiervon ist der Streit des Code Napoléon und der geschichtswissenschaftlichen Arbeitsweise. — Was wäre nicht von der Gottesgelahrtheit zu sagen, in welcher das Papsttum wieder zu Worte kam. Es war ihm zuerst die Gewalt Napoleons, sodann die allgemeine Völkerbewegung zustatten gekommen, und so nach beiden Seiten hin seine Macht angewachsen. Auch seine alten Ansprüche erneuerten sich, und für die evangelische Gottesgelahrtheit wurde es dadurch um so mehr Pflicht, an den Ueberlieferungen der ersten Jahrhunderte in nächstem Zusammenhange mit der Heiligen Schrift wortgetreu festzuhalten und sie zur Grundlage ihrer Forschung zu machen. Das Volkstum hat auf allen Gebieten gearbeitet in ununterbrochenem, immer wiederholtem Streit und doch in höherer Eintracht. Von den anderen Forschungszweigen will ich nicht sprechen. Ich ziehe noch die Kriegswissenschaft in diesen Kreis. Der preußische Staat kam auf den einzig richtigen Grundsatz, auf die Dienstpflicht des ganzen Volkes zurück, wobei alle grundlegenden Kräfte des alten Staates aufrecht erhalten, aber auch volkstümliche Einrichtungen ergänzt und gefördert wurden. Dieser Grundsatz ist es denn auch gewesen, welcher in den letzten großen Kämpfen die Entscheidung herbeigeführt hat.

So wuchs alles zusammen, doch immer nicht, ohne daß zugleich bedeutende Anstauungen der einen oder anderen Richtung eintraten. Aber es liegt in der Zeitgenossenschaft beider gegensätzlichen Mächte

und in ihrem Kampf eine gewisse gemeinsame Richtung für alle Teile des geistigen Lebens. Ja, da war nun aber noch immer jene drohende Hydra, möchte ich sagen, der alte Trieb zur Erneuerung der Revolutionskriege, und dieser kam noch einmal zum Leben. Gegen den preußischen Staat, der dazu bestimmt war, zum großen Reiche zu werden, wendete sich vor allem dieser Widerstreit; der preußische Staat nahm die Herausforderung an. Zugleich in einer Umwandlung zum Deutschen Reiche begriffen, hat er mit seinen Verbündeten das umstürzlerische Kaisertum überwältigt und ihm sogar ein Ende gemacht. Hier möchte ich meinen: es ist eine große Tat der Vorsehung, deren Zeuge wir alle gewesen sind. — Das kleine Brandenburg und das große Frankreich! — Menschlichem Ansehen nach war der Grund dieser. Die Franzosen waren mit der Durchführung des Umsturzgedankens zu einem kriegerischen Staat nicht fertig geworden; wir waren mit der Vollendung der durch mannigfaltige Umbildungen ergänzten Einherrschaft und Heeresmacht zustande gekommen. Möchte nun aber zwischen beiden Völkern Wetteifer, nicht Feindseligkeit herrschen!

Auf diesen weltgeschichtlichen Ereignissen beruht es, daß die Wissenschaft in Deutschland zu einer weltumspannenden Bedeutung emporgediehen, zu einem Uebergewichte, wenn ich nicht irre, gekommen ist, und wir können getrost der Zukunft entgegensehen. In den Ereignissen, die wir erlebt haben, läßt sich vor allem eine Niederlage der umstürzlerischen Kräfte erkennen, welche die regelmäßige Fortentwicklung der Weltgeschichte unmöglich machen. Hätten diese den Platz behauptet, so würde von einer Fortbildung der geschichtlichen Kräfte, selbst von einer unparteiischen Anschauung dieser Kräfte, nicht die Rede gewesen, eine Weltgeschichte im reinen Sinn unmöglich geworden sein. Ich, meines geringen Ortes, würde nicht daran gedacht haben, eine Weltgeschichte zu verfassen[143]), wenn nicht für mich im allgemeinen die Frage der beiden großen Weltgewalten nach langen Kämpfen und Abwandlungen wäre entschieden gewesen, so daß sie einen unparteiischen Rückblick auf die früheren Jahrhunderte gestattete....



Anmerkungen.

A. Die großen Mächte.

[1]) Abhandlungen und Versuche, 1. Sammlung (Sämtl. Werke 24. Bd., S. 1—40). Der Aufsatz erschien zuerst 1833 in Rankes „Historisch-politischer Zeitschrift", 2. Band.

[2]) Vgl. II. Band dieser Auswahl, Seite 127 f.

[3]) Freibeuterschiff, zweimastig und mit lateinischen Segeln versehen.

[4]) D. h. türkischer Kaiserhof.

[5]) Vgl. II. Band dieser Auswahl, Seite 134 f.

[6]) Vgl. II. Band dieser Auswahl, Seite 283 f.

[7]) Vgl. II. Band dieser Auswahl, Seite 301 f.

[8]) 1694 in zwei Bänden erschienen.

[9]) 1678, durch den der zweite Raubkrieg beendet wurde.

[10]) Vgl. II. Band dieser Auswahl, Seite 293 f.

[11]) Bruder Karls II., geb. 1633, gest. 1701 zu St. Germain; 1685 folgte er seinem Bruder Karl II., wurde aber 1688 aus England vertrieben.

[12]) Ein mit Brenn- und Entzündungsstoffen angefülltes Fahrzeug, das gegen die feindlichen Schiffe getrieben wurde. Vgl. II. Band dieser Auswahl, Seite 156 f.

[13]) Ursprünglich aufrührerische schottische Partei; die Whigs waren presbyterianisch und Vertreter der Volksherrschaft und Parlamentsgewalt, es sind die heutigen „Liberalen".

[14]) Nachdem 1714 Anna, die Schwägerin Wilhelms III., gestorben war, kam Kurfürst Georg I. von Hannover, Urenkel Jakobs I., auf den Thron Englands.

[15]) Rechtsentscheidung des damit beauftragten Geistlichen.

[16]) D. h. die ursprünglich in der Rascia (Serbien-Bosnien) wohnenden orthodoxen Serben Kroatiens.

[17]) Geb. 1682 zu Stockholm, gef. 1718 vor Friedrichshall. Seit 1697 König, wurde er berühmt durch seine Kriege gegen Polen und Rußland; anfangs siegreich, wurde er 1709 bei Pultawa geschlagen.

[18]) Der sog. polnische Erbfolgekrieg (1733—35), infolgedessen auch Serbien wieder an die Türkei verloren ging und Lothringen an Stanislaus Leszczinsky kam.

[19]) Vgl. II. Band dieser Auswahl, Seite 134 f. und 222 f.

[20]) Zu Kleinschnellendorf.

[21]) 1632 geb. in Bourges, trat 1648 in den Jesuitenorden ein, starb 1704 zu Paris, einer der größten Kanzelredner Frankreichs.

[22]) Römischer Dichter (etwa 95—53 v. Chr.); vgl. unten Seite 116.

[23]) Sohn der Kaiserin Maria Theresia, geb. 1741, seit 1765 Kaiser, gest. 1791.

[24]) Im ersten und zweiten schlesischen Kriege, 1741—1745. Vgl. unten Seite 85 f. und 95 f.

[25]) Im dritten schlesischen Kriege, 1756—1763.

[26]) William Pitt, Graf Chatham, geb. 1708, gest. 1778, 1756—1761 Staatssekretär, 1766—1768 Haupt der Staatsleitung.

[27]) Sog. Unabhängigkeitskrieg der alten englischen Pflanzungen 1776 bis 1783.

[28]) 1753 geb. zu Paris, gest. 1830; französischer Dichter und Staatsmann; 1783—87 Gesandter in Petersburg, 1792 in Berlin. Seine Lebenserinnerungen erschienen in drei Bänden 1824.

[29]) Geb. 1727 zu Paris, gest. 1781 ebda.; er wurde 1774 Finanzminister und suchte durch große Verbesserungen den Staatszusammenbruch aufzuhalten. Aber 1776 wurde er schon gestürzt.

[30]) Geb. 1732 zu Genf, gest. 1804. Seit 1750 als Geldmann in Paris, wurde er 1776 der Nachfolger Turgots; als er 1781 durch seinen „Rechenschaftsbericht“ die Geldlage des Staates und Verschwendung des Hofes aufdeckte, wurde er entlassen. 1788 abermals berufen, hielt er sich mit Unterbrechungen bis 1790.

[31]) Geb. 1719 zu Dijon, gest. 1787 zu Versailles; war 1774—1787 Minister des Aeußern.

[32]) Bayern sollte österreichisch werden und der Kurfürst als Entschädigung die österr. Niederlande erhalten. Friedrich d. Gr. verhinderte diese Pläne durch Gründung des Fürstenbundes 1785.

[33]) Die „Patrioten“ hatten 1786 den Erbstatthalter Wilhelm V. gestürzt. Sein Schwager, König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, ließ im Sept. 1786 20 000 Mann in Holland einrücken und Wilhelm wieder einsetzen.

[34]) D. h. die obersten Gerichtshöfe. Vgl. II. Band dieser Auswahl, Seite 341, Anm. 42.

[35]) Maria Antoinette, Tochter der Kaiserin Maria Theresia, seit 1770 Gemahlin Ludwigs XVI.

[36]) Geschrieben 1833.

B. Brandenburg-Preußens Aufstieg (1640—1740).

[1]) Preußische Geschichte I und II (Sämtl. Werke Bd. 25/26, Seite 221, 378—383).

[2]) Geb. 1622, herrschte von 1654—1660; er erstrebte die Herrschaft über die Ostsee, deshalb bekriegte er 1655/60 Polen (Sieg von Warschau 1656, mit

Hilfe Brandenburgs). Auch Dänemark zwang er zu raschem Frieden und Abtretung von Südschweden. Am Abende seines Lebens verließ ihn sein Kriegsglück. Der Friede von Oliva (1660) wurde erst nach seinem Tode geschlossen.

[3]) Seit 1612 schwedischer Reichskanzler; geb. 1583, gest. 1654.

[4]) Schreiben an Schwerin, 8. Febr. 1671 (Ranke).

[5]) Sein Kammerdiener Kunkel betrieb auf der Pfaueninsel bei Potsdam in einem Laboratorium Alchimie.

[6]) Nach dem Vertrag zu Wehlau 1657 mit Polen, der dem Kurfürsten die Unabhängigkeit Preußens zubilligte.

[7]) 1648 erhielt er im Westf. Frieden Hinterpommern, Kammin, Magdeburg, Halberstadt und Minden.

[8]) Wilhelm von Oranien schickte sich an, das katholische Königtum in England zu stürzen. Der Große Kurfürst versprach Hilfstruppen, die sein Nachfolger auch schickte. Vgl. Band II dieser Auswahl, Seite 293 f.

[9]) Preußische Geschichte III und IV (Sämtliche Werke Bd. 27/28, S. 4/5, 160—183).

[10]) Friedrich III. (I.), 1688—1713; seit 1701 König in Preußen.

[11]) Erlaß über die Unveräußerlichkeit der Domänen vom 13. August 1713.

[12]) Schrift über die Haushaltungskunst (οἰκονομικός) IV, 5—11. Natürlich hat Friedrich Wilhelm I. sie in deutscher Uebersetzung gelesen. Ueber Xenophon vgl. I. Band dieser Auswahl, Einleitung, Seite 15.

[13]) Jesuit, im Dienste König Augusts II. von Polen; er spielte in den Verhandlungen wegen der Erhebung Preußens zum Königreich eine wichtige Rolle.

[14]) Vgl. II. Band dieser Auswahl, Seite 240.

[15]) Erlaß, daß vom 1. Januar 1720 keine fremden Tücher noch andere außer Landes verfertigte wollene Waren getragen und gebraucht werden sollen. (Ranke.)

[16]) Erlaß von 1719.

[17]) Altes Gewicht, im Deutschen Reich bis 1872 üblich; etwa 10 kg (in anderen Ländern geringer geeicht).

[18]) Vgl. II. Band dieser Auswahl, Seite 237 f.

[19]) Die Akzise war 1667 vom Großen Kurfürsten in den Städten Brandenburgs eingeführt; die Bewohner des „platten Landes" zahlten die Grundsteuer (Kontribution) nach dem von den märkischen Ständen 1666 bewilligten Satze.

[20]) An Stelle des Lehensdienstes mit Roß und Wehr war 1717 eine Steuer getreten; bis dahin war der Adelsstand als „Wehrstand" steuerfrei gewesen.

[21]) Die volle Bezeichnung lautete: General-Ober-Finanz-, Kriegs- und Domänendirektorium; es hat bis 1806 bestanden. Im § 4 heißt es: „Wir bleiben doch Herr und König und tun doch, was wir wollen."

[22]) Geb. 1650 zu Minden, gest. 1728 zu Berlin; seit 1711 erster Kabinettsminister.

[23]) Es folgen noch sehr ins einzelne gehende Angaben, die hier übergangen werden.

[24]) Auf Grund des Stockholmer Friedens 1720 an Schweden zu zahlen.

[25]) Z. B. Tapiau, Ragnit, Biala, Stallupönen, Gumbinnen.

[26]) Geb. 1676, gest. 1747. Seit 1693 in preußischen Diensten, führte er den eisernen Ladestock und den Gleichschritt ein. Sein Ehrentag ist der Sieg über die Franzosen bei Turin (1706); 1712 wurde er Feldmarschall. Seine letzte Kriegstat war der Sieg von Kesselsdorf (1745).

[27]) Im Kreise Insterburg.

[28]) Eigentlich de Arouet, geb. 1694 zu Paris, gest. 1778 ebda. Vgl. Einleitung des I. Bandes dieser Auswahl, Seite 11.

[29]) Geb. 1194 als Sohn Kaiser Heinrichs VI., gest. 1250. 1212 zum deutschen König gewählt, galt sein Kämpfen und Streben doch hauptsächlich seinem lombardischen und sizilischen Reiche. Als er die mit Glück im Königreich Sizilien durchgeführte einheitliche Verwaltung auch auf die Lombardei ausdehnen wollte, geriet er mit den Städten und dem Papste in jahrzehntelangen Kampf, ohne eine Entscheidung zu erringen.

[30]) Feuerordnung von 1727; Reglement, wie es bei der in den Residenzien aufgerichteten Sozietät mit dem von denen Eigentümern der Häuser zur Ersetzung eines Feuerschadens aufzubringenden Beitrag zu halten, 1718 (Ranke).

[31]) Medizinalerlaß 1725; Verordnungen über Armenwesen und Bettelei von 1725.

[32]) Rechtslehrer in Halle.

[33]) Von Friedrich I. 1700 gegründet.

[34]) Apotheker in Berlin.

[35]) Rektor des Gymnasiums zum Grauen Kloster.

[36]) Das 1723 gegründete Friedrich Wilhelms-Institut zur Ausbildung von Militärärzten.

[37]) Ordre an die Juristenfakultät zu Halle, 18. Juni 1714 (Ranke). Da sie keinen Erfolg hatte, wurde einige Jahre später der Geh. Justizrat v. Cocceji beauftragt, der 1727 auch Justizminister wurde. Aber erst 1748/51 konnte sein Gesetzbuch als Corpus iuris Fridericianum veröffentlicht werden. Erst 1780 kam die Sache durch Ernennung einer Kommission wieder in Fluß, endlich 1794 konnte das Allgemeine Preußische Landrecht veröffentlicht und eingeführt werden.

[38]) Beamte bei den Verwaltungsbehörden, welche auf die Rechte des Fiscus (Staatskasse) und Beobachtung der Gesetze zu achten hatten.

[39]) Spener, geb. 1635 zu Rappoltsweiler im Elsaß, war erst Pfarrer in Frankfurt a. M., dann 1686—91 Oberhofprediger in Dresden, von 1691 bis zu seinem Tode 1701 Konsistorialrat und Propst an St. Nicolai in Berlin. In seinem Sinne gründete A. W. Franke in Halle 1695 das Waisenhaus und die Bürgerschule, 1697 die lateinische Hauptschule.

C. Das Zeitalter Friedrichs des Großen, 1740—1789.

1) Preußische Geschichte III u. IV (Sämtliche Werke 27/28. Band) Seite 316—334, 359—361.

2) Geb. 1685, gest. 1740, jüngerer Sohn Leopolds I., war für den spanischen Thron bestimmt, wurde aber 1711, als sein Bruder Joseph I. starb, deutscher Kaiser.

3) Geb. 1717, gest. 1780; vgl. unten Seite 86 f.

4) Der polnische Erbfolgekrieg, der ihm Lothringen, und der Türkenkrieg 1737/39, der ihm das erst 1718 im Frieden zu Passarowitz erworbene Serbien kostete.

5) Vgl. I. Band dieser Auswahl, Seite 200 f.

6) Vgl. I. Band dieser Auswahl, Seite 204 f.

7) In einem Aufsatz „Gütliche Mittel von 1546". (Ranke.)

8) Vgl. II. Band dieser Auswahl, Seite 77 f.

9) D. h. die amerikanischen Besitzungen.

10) 1718, dafür trat Kaiser Karl VI. Sardinien ab.

11) Geb. 1670, wurde 1705 Kaiser, starb 1711 an der Beulenpest.

12) Maria Josepha, vermählt mit August III. von Sachsen-Polen, Maria Amalia, vermählt mit Karl VII. von Bayern.

13) Vgl. I. Band dieser Auswahl, Seite 175 f.

14) Vertrag vom 19. Juni 1546 (Ranke).

15) Geb. 1697, gest. 1745, wurde 1742 mit Hilfe Preußens zum Kaiser gewählt, war aber im ganzen in seinem Kampfe gegen Oesterreich nicht glücklich.

16) Vgl. oben, Seite 50 f.

17) Friedrich Heinrich, geb. 1673, gest. 1763; seit 1719 Reichsgraf, war 1726/31 österreichischer Gesandter in Berlin, wurde 1737/40 in Haft gehalten, befehligte 1742/44 das bayrische Heer gegen Oesterreich.

18) Durch den Erbvertrag mit den Herzögen von Liegnitz, Brieg und Wehlau 1537.

19) Der Kurprinz Friedrich hatte hinter dem Rücken seines Vaters auf Rückgabe des Kreises Schwiebus verzichtet, da man ihm mit der Königskrone von Preußen winkte.

20) Minister Friedrich Wilhelms I.; vgl. oben Seite 313, Anm. 22.

21) Geb. 1663, gest. 1736; trat in österreichische Dienste, zeichnete sich vor Wien (1683) und in den folgenden Türkenkriegen aus und erfocht im spanischen Erbfolgekriege wiederholt glänzende Siege. 1717 erstürmte er Belgrad. Diese Waffentat lebt heute noch durch das bekannte Volkslied in aller Munde.

22) Heinrich, geb. 1695, gest. 1760; seit 1730 preußischer Kabinettsminister für das Auswärtige.

23) Karl Christoph, geb. 1684; trat 1720 in preußische Dienste, siegte 1741 bei Mollwitz, eroberte 1744 Prag und fiel 1757 vor Prag. Vgl. unten S. 98.

24) Anna, Tochter Peters d. Gr., die seit 1730 geherrscht hatte.

[25]) Seite 341—355 erzählt Ranke ausführlich die Besitzergreifung Schlesiens.

[26]) Kurfürst Friedrich Wilhelm; siehe oben Seite 44 f.

[27]) Die Wallonen von Herstall hatten Friedrich nicht gehuldigt und Rückhalt an dem Bischof von Lüttich gefunden. Binnen 48 Stunden rückten preußische Truppen in die Grafschaft Hoorn ein. Darauf kaufte der Bischof die für Preußen wertlose Grafschaft Herstall.

[28]) Im dritten Raub- und im spanischen Erbfolgekriege.

[29]) Preußische Geschichte III und IV (Sämtliche Werke 27. u. 28. Bd.) Seite 361—366.

[30]) Vgl. II. Band dieser Auswahl, Seite 271 f.

[31]) Alexander VI. (1492—1503); 1493 zog der Papst die Grenzlinie der beiderseitigen Besitzungen mitten durch den Atlantischen Ozean. Die Erdhälfte westlich dieser Linie solle den Spaniern gehören, alles Land östlich dieser Linie den Portugiesen. Vgl. II. Band dieser Auswahl, Seite 146, und Seite 334, Anm. 21.

[32]) Vgl. II. Band dieser Auswahl, Seite 289 f.

[33]) Gibraltar, Minorka und einige Besitzungen in Nordamerika.

[34]) In dem Friedensschlusse zu Utrecht 1713 wurde der Enkel Ludwigs XIV., Philipp von Anjou, als König von Spanien anerkannt.

[35]) Geb. 1701, gest. 1781; erbte 1725 das Ministeramt für das Seewesen von seinem Vater; 1749 vom Hofe verbannt, war er 1774—1781 Ministerpräsident.

[36]) Dreimastiges Kriegsschiff mit hohem Hinterschiff, besonders für den Schutz der amerikanischen Silberflotten von Spaniern und Portugiesen gebraucht.

[37]) Geb. 1653, gest. 1743; wurde 1715 Erzieher Ludwigs XV., 1726 Staatsrat und erster Minister.

[38]) Preußische Geschichte III u. IV (Sämtliche Werke 27. u. 28. Band) Seite 366 f., V (a. a. O. 29. Band) Seite 195 f., 222.

[39]) Graf Philipp Ludwig, kaiserlicher Hofkanzler.

[40]) Franz von Lothringen, geb. 1708, gest. 1765; trat 1735 Lothringen an Stanislaus Lesczinsky ab und erhielt 1737 das Großherzogtum Toskana. 1736 mit Maria Theresia vermählt, wurde er 1745 zum Kaiser gewählt und gekrönt.

[41]) Geb. 1689 zu Straßburg, gest. 1767 zu Wien; 1715 in österreichischen Diensten, genoß er als Staatssekretär (seit 1727) das unbegrenzte Vertrauen Karls VI.

[42]) Im Frieden zu Dresden (Dez. 1745), der den zweiten schlesischen Krieg beendete, wurde Friedrich d. Gr. in dem Besitz Schlesiens belassen. Dafür erkannte er den Gemahl Maria Theresias, Franz I., als Kaiser an. Franz I. war bereits im Frühjahr von der Mehrzahl der Kurfürsten gewählt worden, nachdem Kaiser Karl VII. plötzlich gestorben und sein Sohn, Kurfürst Max Josef von Bayern, im Frieden zu Füssen (April 1745) allen Ansprüchen auf Oesterreich entsagt hatte.

[43]) Zur Geschichte von Oesterreich und Preußen (Sämtl. Werke, 30. Band, Seite 231—236).

[44]) Oesterreich, Rußland und Frankreich.

[45]) Oesterreich war im 1. und 2. schlesischen Kriege mit England, Frankreich aber mit Preußen verbündet gewesen.

[46]) Vgl. Anm. 44. Anspielung auf das Triumvirat des Cäsar, Pompejus und Crassus im Jahre 60 v. Chr.

[47]) Preußischer Gesandter am Wiener Hofe; Kaunitz antwortete ausweichend, zuletzt am 21. August 1756.

[48]) Geb. 1707, gest. 1757 als Generalleutnant.

[49]) Andrew Mitchel, seit 1756 am preußischen Hofe.

[50]) 27 000 Mann.

[51]) Der Vertrag zwischen Oesterreich und Rußland wurde am 22. Januar, zwischen Oesterreich und Frankreich am 1. Mai 1757 geschlossen.

[52]) Geb. 1726, gest. 1802, tüchtiger Heerführer. Sein Sieg bei Freiberg 1762 brachte die Entscheidung im Siebenjährigen Kriege.

[53]) Kaunitz, geb. 1711, gest. 1794; seit 1753 Staatskanzler, war er die Seele der preußenfeindlichen Staatskunst. Auch unter Josef II. behielt er seinen Einfluß.

[54]) Geschrieben 1870, während des Deutsch-Französischen Krieges.

[55]) Zur Geschichte von Preußen und Oesterreich, Sämtl. Werke Band 30, Seite 295—317.

[56]) Von Podewils; vgl. oben S. 315, Anm. 22.

[57]) 48 v. Chr., in der Cäsar das Heer des Pompejus entscheidend schlug.

[58]) Siehe oben Seite 304, Anm. 49.

[59]) Geb. 1705 zu Basel; er verlor den Herbstfeldzug von 1756 und fiel 1757 in der Schlacht von Prag, nachdem er schon die preußische Mitte geworfen hatte.

[60]) Geb. 1705 zu Wien, gest. 1761, der tüchtigste österreichische General, nur nicht entschlossen genug. Er siegte bei Kolin (1757), Hochkirch (1758) und Maxen (1759), verlor aber 1760 die Schlacht von Torgau.

[61]) Siehe oben, Anm. 23.

[62]) 1706.

[63]) Siehe oben Seite 311, Anm. 17.

[64]) Hans Joachim, geb. 14. Mai 1699 zu Wustrau bei Neuruppin, gest. 27. Januar 1786 zu Berlin. 1741 wurde er Oberst, 1756 Generalleutnant. Seine Ehrentage sind vor allem die Schlachten von Liegnitz (1760) und Torgau (1760).

[65]) Am 1. Oktober 1756.

[66]) In den Bemerkungen Napoleons über die Kriege Friedrichs II. wird, wie mir scheint, dargetan, daß der Erfolg von diesen Umständen nicht abhing; nur werden von Napoleon auch die staatsmännischen und persönlichen Beweggründe der Handlungen Friedrichs nicht immer gewürdigt, wie es denn damals

nicht auf eine Besitznahme von Böhmen ankam, sondern bloß auf ein entschiedenes Uebergewicht über die österreichischen Streitkräfte (Ranke).

67) Geb. 1696, gest. 1758; trat 1747 in preußische Dienste, fiel beim Ueberfall auf Hochkirch.

68) August Wilhelm, geb. 1722, gest. 1758; Vater Friedrich Wilhelms II.

69) Siehe oben Seite 317, Anm. 52.

70) Vgl. oben Seite 317, Anm. 48.

71) Im polnischen Erbfolgekriege 1733—1735.

72) Sophie Dorothea, geb. 1687, Tochter Georgs I. von Hannover-England, seit 1706 Gemahlin Friedrich Wilhelms I. Sie starb 1757.

73) Bei Hameln.

74) 1678; vgl. II. Band dieser Auswahl, Seite 245.

75) Geb. 1683, König von 1727—1760.

76) Eig. Jeanne Antoinette Poisson, Marquise v. P., geb. 1721, seit 1745 Geliebte Ludwigs XV., gest. 1764.

77) Preußische Geschichte V (Sämtliche Werke 29. Bd.) Seite 292—308.

78) Vgl. I. Band dieser Auswahl, Einleitung Seite 11.

79) Französischer Radierer u. Kupferstecher, geb. 1592 zu Nanzig, gest. 1635 ebda. Berühmt ist sein großer Bilderkreis „Schrecknisse des Krieges".

80) Geb. 1712 zu Luneville, gest. 1780 zu Tervueren. Von Friedrich d. Gr. wiederholt geschlagen: bei Czaslau (1742), Hohenfriedberg und Soor (1745), Prag und Leuthen (1756 u. 1757). Nach dieser Niederlage kehrte er nach den österreichischen Niederlanden zurück, die er trefflich verwaltete.

81) Römischer Dichter, gest. um 54 v. Chr. durch Selbstmord. Cicero gab sein unvollendetes Lehrgedicht „Ueber die Natur der Dinge" heraus.

82) Griechischer Vernunftgelehrter, geb. 341 v. Chr. auf Samos, gest. 270 v. Chr. Lukrez wurde später der eifrigste Verkünder seiner Lehren.

83) Französischer Vernunftgelehrter, geb. 1638 zu Paris, gest. 1715 ebda. Schüler Descartes. Sein Hauptwerk „De la recherche de la vérité".

84) Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth.

85) Kant, Anthropologie (Ranke).

86) Geb. 470/69 zu Athen, gest. 399 v. Chr. ebda. Sein Leitspruch war: „Erkenne dich selbst"; nach ihm ist die Tugend lehrbar, das Gewissen sagt dem Menschen, was gut und was böse ist. Sein berühmtester Schüler ist Platon. Vgl. über diesen den I. Band dieser Auswahl Seite 276, Anm. 40.

87) So schrieb der König nach der Schlacht von Hohenfriedberg (4. Juni 1745).

88) Schreiben an die Markgräfin Wilhelmine. 7. Okt. 1747. (Ranke.)

89) Geb. 1639 zu La Ferté-Milon, gest. 1699 zu Paris. Er bildet mit Molière und Corneille das große Dichterdreigestirn des 17. Jahrhunderts.

90) August Wilhelm, Prinz von Preußen, gest. 1762.

91) Von 1752.

92) Konfutse, geb. 552 v. Chr., gest. 479 v. Chr.

[93]) 1746 begann mit Hilfe des Ministers Cocceji die Verbesserung des Rechtswesens. Vgl. oben Seite 314, Anm. 37.

[94]) Neben Podewils seit 1749 Graf Karl Wilhelm von Finkenstein.

[95]) D. h. im übrigen.

[96]) Geb. 1643, gest. 1727, größter englischer Astronom (Schwerkraftgesetz, Bewegungsgesetze, binomischer Lehrsatz, Spiegelteleskop usw.).

[97]) Geb. 1646, gest. 1716, der größte deutsche Vernunftgelehrte des 17. Jahrhunderts.

[98]) Eig. Descartes, geb. 1596 zu La Haye, gest. 1650 zu Stockholm. Rationalist, der die Vernunftwissenschaft nach den Grundsätzen der Mathematik umgestalten wollte. Ausgangspunkt seiner Ueberlegung war der Satz: cogito, ergo sum, d. h., um zu denken, muß ich sein.

[99]) 1734 im polnisch-französischen Kriege.

[100]) Geb. 1663 zu Paris, gest. 1736 zu Wien, der berühmteste österreichische Feldherr. Vgl. oben Seite 315, Anm. 21.

[101]) 1772 im wesentlichen durch die erste Teilung Polens verwirklicht.

[102]) Im Staatsmännischen Vermächtnis von 1752 sagt Friedrich: „Danzig werde als Mittelpunkt des Getreidehandels das größte Geschrei bei den Polen verursachen." (Nach M. Lehmann, Friedrich d. Gr. und der Ursprung des Siebenjährigen Krieges, 1894, Seite 62 f.) Ferner: „Wären wir Herren von Polnisch-Preußen und besonders von Danzig, so würde die Sache sehr anders stehen. Dann würde ich raten, eine Flotte von dreißig Galeeren zu besitzen ...; außerdem könnte man acht bis zehn Fregatten unterhalten ...." (Vgl. G. Küntzel, Die politischen Testamente der Hohenzollern. II. Heft, Seite 76/77.)

[103]) Die deutschen Mächte und der Fürstenbund (Sämtliche Werke, 31. und 32. Band), Seite 187—207.

[104]) Geb. 1725, gest. 1795; seit 1747 am Staatsarchiv, schloß er 1763 den Frieden zu Hubertusburg und wurde Kabinettsminister. 1791 mußte er sich zurückziehen.

[105]) Aeltester Sohn Maria Theresias, geb. 1741, gest. 1790. Zum deutschen König gewählt 1764, seit 1765 mitherrschend in Oesterreich; bekannt durch seine überstürzten Staatsverbesserungen, die er fast alle wieder rückgängig machen mußte.

[106]) In bezug auf den von Rußland und Oesterreich geplanten Türkenkrieg.

[107]) Die Physiokraten sahen in der Landwirtschaft die einzige Quelle des Reichtums; daher forderten sie Freiheit der Getreideausfuhr, überhaupt des Handels, alle Steuern sollten auf die Grundsteuern zurückgeführt werden.

[108]) Geb. 1749, gest. 1791; der Hauptvorkämpfer der franz. Staatsumwälzung in Wort und Schrift; weilte 1785/86 in Berlin.

[109]) Siehe oben Anm. 105. Seit 1765 Kaiser, seit 1780 Herrscher in Oesterreich, gest. 1790. Schaffte die Leibeigenschaft und Todesstrafe ab, führte die staatliche Duldung Andersgläubiger durch und verstaatlichte die Bildungsanstalten, auch suchte er das Deutsche als Amtssprache einzuführen.

[110]) Minister des Auswärtigen seit 1763 (bis 1791). Er starb 1795.

[111]) Die verhaßte „Regie der Akzisen und Zölle“ wurde abgeschafft, in der Verwaltung „eine Art von Kollegialsystem hergestellt“; auch im Heereswesen gab es einige Erleichterungen für die Soldaten.

D. Das Zeitalter der französischen Staatsumwälzung und Napoleons I.

[1]) Ursprung und Beginn der Revolutionskriege (Sämtliche Werke 45. Band), Seite 232—247.

[2]) Geb. 1739, gest. 1823; wurde 1792 Minister des Aeußeren und im Juni Befehlshaber des Nordheeres; 1793 floh er ins österreichische Lager.

[3]) Hier ergab sich am 17. Okt. 1777 Burgoyne mit 6000 Mann.

[4]) Geb. 1735, gest. 1820; 1793—96 Befehlshaber des Alpenheeres, wurde er 1808 Herzog von Valmy und schloß sich 1814 Ludwig XVIII. an, der ihn zum Pair erhob.

[5]) Die gemäßigten Abgeordneten, Anhänger eines verfassungsmäßigen Königtums.

[6]) Geb. 1744, wurde 1786 König, starb 1797.

[7]) Vom 27. August 1791.

[8]) Geb. 1751 zu Lucca, gest. 1825 zu Florenz; 1780 Kammerherr Friedrichs d. Gr., 1789/92 Gesandter in Warschau, 1793 Staatsminister und Gesandter in Wien bis 1797, 1800/06 in Paris, 1806 entlassen.

[9]) Adjutant des Königs, preußischer General.

[10]) Preußischer Gesandter am Wiener Hofe.

[11]) Preußischer Minister.

[12]) Die drei Großmächte waren sich über das Schicksal Polens noch nicht einig; 1793 erfolgte die zweite und 1795 die dritte, gänzliche Aufteilung Polens.

[13]) Hardenberg und die Geschichte des preußischen Staates von 1793—1813, I. Bd. (Sämtl. Werke 46. Bd.). Dieser Aufsatz wurde zusammengestellt aus den Abschnitten 11, 12, 14 und 17 des 2. Buches unter Auslassen aller Verhandlungseinzelheiten: Seite 217/18, 221, 232, 248, 250, 254—257, 281/82, 286—288.

[14]) England, Oesterreich und Rußland.

[15]) Von England.

[16]) Oesterreich und Preußen und Rußland hatten sich über die Aufteilung des letzten Restes von Polen noch nicht geeinigt.

[17]) Französischer Gesandter in der Schweiz.

[18]) Vgl. unten Nr. 5, Seite 177. Hardenberg, geb. 1750, gest. 1822.

[19]) Geb. 1752, gest. 1832; 1792 preuß. Gesandter in Wien, im Herbst Kabinettsminister, legte er 1804 sein Amt nieder. 1805 wurde er Hardenberg beigeordnet, nahm aber 1806 seinen Abschied.

[20]) Links des Rheines: Kleve, Mörs, Obergeldern.

[21]) Frankreich soll binnen 14 Tagen das rechtsrheinische Gebiet räumen; über die linksrheinischen soll der allgemeine Friede entscheiden. Die weiteren Bestimmungen siehe oben.

[22]) D. h. Vermittlung des Friedens der Reichsstände mit Frankreich. Das Nähere siehe oben.

[23]) Genosse Robespierres.

[24]) „Den Streitpunkt bildeten die Palatinate Krakau und Sandomir, welche Oesterreich im Widerspruch mit Preußen in Anspruch nahm, und zwar mit Einwilligung von Rußland." (Ranke a. a. O. S. 280.)

[25]) 1775 schrieb A. Fr. Wolf seine „Prolegomena ad Homerum", 1793 ließ J. H. Voß seine Uebersetzung der Homerischen Volksepen erscheinen.

[26]) 1796 und 1797.

[27]) Wilhelm Meisters Lehrjahre.

[28]) 1799, 1801 und 1804.

[29]) Geb. 1752 zu Schaffhausen, gest. 1809 zu Kassel. Seine „Schweizer Geschichte" erschien seit 1780. Vgl. I. Band dieser Auswahl, Einleitung S. 17.

[30]) 1799 erschien Heerens „Handbuch der Geschichte der Staaten des Altertums", 1809 Heerens „Handbuch der Geschichte des europäischen Staatensystems".

[31]) Hardenberg und die Geschichte des preußischen Staates von 1793—1813, II. Bd. (Sämtl. Werke 47. Bd.), Seite 93—97.

[32]) Zu Luneville und Amiens.

[33]) Napoleon wurde 1802 alleiniger Konsul auf Lebenszeit.

[34]) Von Rußland.

[35]) Gestalt der irischen Heldensage. Weltberühmt durch die Werke Macphersons (1760, 1762, 1763), der alte gälische Gesänge mit eigenen Nachdichtungen vermischte.

[36]) Vgl. I. Band dieser Auswahl, Einleitung Seite 11.

[37]) 27. Juli 1794.

[38]) 3. Oktober 1795.

[39]) Hardenberg und die Geschichte des preußischen Staates von 1793 bis 1813, II. Bd. (Sämtl. Werke Bd. 47, Seite 238—250).

[40]) In Holland hatte Napoleon seinen Bruder Ludwig, in Neapel seinen Bruder Josef als König eingesetzt.

[41]) Vom 20. Juli 1806: Rußland sollte Cattaro räumen, Frankreich binnen drei Monaten seine Truppen aus Deutschland zurückziehen. Die Jonischen Inseln und Ragusa sollten unabhängige Freistaaten sein, und die Unverletzlichkeit der Türkei wurde anerkannt.

[42]) Der Streit um Hannover, das Napoleon 1803 an Preußen gegeben hatte, jetzt aber wieder England anbot.

[43]) Sieg bei Kaiserslautern.

[44]) Geb. 1754, 1790 Generalquartiermeister, 1807 entlassen, gest. 1823.

[45]) Geb. 1742, gest. 1819; zeichnete sich 1793/94 im Rheinfeldzuge aus; berühmt ist sein Rückzug 1806, am hellsten strahlte sein Ruhm 1813, 1814 und 1815.

[46]) Siehe unten Nr. 5, Seite 177.

[47]) Geb. 1780, gest. 1831. Berühmt durch sein klassisches Werk „Vom Kriege" (1832/34 erschienen), durch das die wissenschaftliche Kriegsführung begründet wurde.

[48]) Geb. 1737, gest. 1818. Er verteidigte Danzig bis zur Uebergabe (24. Mai 1807) tapfer. Später Gouverneur von Berlin und Breslau.

[49]) Geb. 1779, gest. 1843; er arbeitete 1808/13 mit Scharnhorst an der Neugestaltung der preußischen Artillerie. 1815 eroberte er in kurzer Zeit die nordfranzösischen Festungen. Hervorragender Artillerist.

[50]) Geb. 1764 zu Paris, gest. als König Karl XIV. von Schweden 1844 zu Stockholm. Seit 1780 im französischen Heere, wurde er 1804 Marschall. 1810 wurde er von den schwedischen Ständen zum Kronprinzen gewählt und 1818 König von Schweden.

[51]) Zusammengestellt aus „Hardenberg und der preußische Staat usw." Bd. III (Sämtl. Werke 48. Bd.), 4. Buch, und zwar: I Seite 43/47, 53/55, 57/58, 63/64; II Seite 68/75, 77/79; III Seite 89/90, 103/105, 135/138; IV Seite 148/149, 155, 166/176, 355/357.

[52]) Geb. 1765 zu Königsberg, gest. 1838 auf Schloß Steglitz; wurde 1798 Kabinettsrat, 1807 mußte er zurücktreten. 1808—1810 Justizminister, ebenso wieder 1816—1819.

[53]) Geb. 1757 zu Nassau, gest. 1831 zu Cappenberg; er trat 1780 in preußische Dienste, wurde 1788 Kammerdirektor, 1796 Oberpräsident in Minden, seit 1802 in Münster. 1804 kam er ins Generaldirektorium, wurde September 1807 leitender Minister, aber November 1808 entlassen. Seit 1812 politischer Berater des Zaren, hatte er großen Anteil an den Befreiungskriegen; er lebte nach 1815 meist in Cappenberg (bei Werne a./Lippe).

[54]) Geb. 1767 zu Berlin, gest. 1812 zu Nizza. 1786 Kabinettssekretär, 1800 Geh. Kabinettsrat. Wegen Franzosenfreundlichkeit von Stein verfolgt und 1807 verhaftet.

[55]) Altenstein, geb. 1770 zu Ansbach, gest. 1840 zu Berlin, wurde 1808 Finanzminister, trat 1810 zurück. Seit 1817 Unterrichtsminister, führte er die allgemeine Schulpflicht ein. 1838 nahm er seine Entlassung.

Schön, geb. 1773, gest. 1856; wurde 1808 Leiter der Abteilung für Handel und Gewerbe, 1816 Oberpräsident von Westpreußen, seit 1824 von Ost- und Westpreußen, 1842 entlassen.

Niebuhr, geb. 1776 zu Kopenhagen, gest. 1831 zu Bonn; wurde 1809/10 Abteilungschef fürs Staatsschuldenwesen. An der Hochschule von Berlin hielt er Vorlesungen über die römische Geschichte. 1816 ging er nach Rom und erreichte 1821 die Bulle „De salute animarum" (Neuregelung der Bistümer). Vgl. I. Band dieser Auswahl, Seite 13 und 32.

Stägemann, geb. 1763, gest. 1840; wurde 1806 Leiter der Staatsbank, kam 1815 ins Ministerium, wurde 1817 Mitglied des Staatsrates.

[56]) 7. Juli 1807.

[57]) Die umfangreiche Denkschrift Hardenbergs „Ueber die Reorganisation des preußischen Staates" ist von Ranke als Anhang zu Band 48 der Sämtl. Werke abgedruckt.

[58]) Geb. 1755 zu Bordenau i. H., gest. 1813 zu Prag; trat 1801 aus dem hannoverschen Heer in das preußische über; 1806 Generalstabschef, 1808 Leiter der Militärreorganisationskommission. Er wurde 1813 in der Schlacht von Großgörschen verwundet und starb in Prag.

[59]) Geb. 1724, seit 1748 Graf von Bückeburg, gest. 1777. Er gründete eine Kriegsschule auf dem Wilhelmstein im Steinhuder Meer und wurde so Scharnhorsts Lehrer.

[60]) Im Juli 1807, gleich nach dem Tilsiter Frieden.

[61]) Am 22. Juli 1808 mußten 25 000 Franzosen sich den Engländern und Spaniern ergeben.

[62]) Siehe oben Seite 322, Anm. 53.

[63]) Halle war 1807 abgetreten und gehörte zum neugebildeten Königreich Westfalen.

[64]) Siehe I. Band dieser Auswahl, Seite 14 und Seite 272, Anm. 15.

[65]) Geb. 1768 zu Breslau, gest. 1834 zu Berlin; war 1804—1807 außerordentlicher Professor in Halle, seitdem in Berlin.

[66]) Siehe I. Band dieser Auswahl, Seite 12 und Seite 271, Anm. 10.

[67]) Siehe oben Seite 319, Anm. 105 und 109.

[68]) Geb. 1734, gest. 1802; 1783—1787 französischer Finanzminister.

[69]) Siehe oben Seite 319, Anm. 107.

[70]) Geb. 1748, gest. 1836; 1789 erschien seine Schrift „Was ist der dritte Stand"; er wurde in die Generalstände berufen, wo er gegen Adel und Geistlichkeit kämpfte. 1793 stimmte er für den Tod des Königs. Seit 1799 Anhänger Napoleons, wurde er 1815 als Königsmörder verbannt.

[71]) Vgl. den II. Band dieser Auswahl, Seite 134 f.

[72]) Der Grundsatz wird ausgesprochen, daß die bisher nicht eigentümlich verliehenen bäuerlichen Besitzungen in Eigentum verwandelt, aber die auf ihnen ruhenden Dienstbarkeiten und Berechtigungen gegen wechselseitige billige Entschädigungen abgelöst werden sollen. (Ranke.)

[73]) Gewiß war Freiherr vom Stein persönlich eine Herrschernatur, aber seine staatsmännische Tätigkeit erstrebte eine Stärkung der Bürger und Bauern auf Kosten des Adels, dem Hardenberg Zugeständnisse machte, die Stein niemals billigen konnte und wollte.

[74]) Oberst Karl Friedrich von Knesebeck, ein Russenfeind. Anhänger einer methodischen Kriegführung (gegen Blücher); gest. 1848 als preußischer Generalfeldmarschall.

[75]) Hardenberg und die Geschichte des preußischen Staates von 1793 bis 1813, III. Bd. (Sämtl. Werke 48. Bd.), Seite 217—243.

76) Im Tilsiter Frieden (1807) erhielt Rußland freie Hand gegenüber der Türkei, dafür trat es der Kontinentalsperre bei. 1808 ermutigte Napoleon Rußland zum Kriege gegen Schweden, das Finnland verlor. 1809 erhielt Rußland im Schönbrunner Frieden einen Teil Ostgaliziens. Aber seit 1810 lockerte Alexander die Bestimmungen des Kontinentalsystems.

77) Diese Unterredung fand am 17. Dezember 1811 statt.

78) Vgl. oben Seite 322, Anm. 55.

79) Geb. 1769 zu Dublin, gest. 1852; kämpfte 1797—1803 in Ostindien, 1808—1814 in Spanien und 1815 in den Niederlanden, wo er mit Blüchers Hilfe Napoleon bei Belle Alliance schlug. Er stand 1829—1830 an der Spitze des Ministeriums.

80) Geb. 1773, gest. 1845; seit 1807 russischer Major, 1815 preußischer Generalmajor, kriegswissenschaftlicher Lehrer der Prinzen Friedrich Wilhelm und Wilhelm. 1851 erschienen seine Lebenserinnerungen.

81) Ein Werst ist etwas mehr als 1 km.

82) Historisch-biographische Studien (Sämtliche Werke Band 40 und 41), Seite 37 und 42—59 mit Auslassungen (bes. 52—54 und 56—58). — Pius VII., geb. 1740, gewählt 1800, gest. 1823.

83) 1811 tagte in Paris eine Versammlung der französischen Bischöfe.

84) Siehe die Vorbemerkung zu diesem Aufsatz.

85) Der theologischen Hochschule von Paris.

86) Vgl. II. Band dieser Auswahl, Seite 341, Anm. 40.

87) Die Propagandakongregation führt die kirchliche Verwaltung in den ihr unterstehenden Missionsgebieten der ganzen Erde.

88) Die Penitenzieria ist eine Gnadenbehörde. Sie erteilt Lossprechungen und Befreiungen in geheim gebliebenen Fällen und in öffentlichen bei Armut der Bittsteller.

89) Art. 4: „Wenn der Papst nicht binnen sechs Monaten der Einsetzung zugestimmt hat, soll der Erzbischof oder in dessen Ermangelung der älteste Bischof der Kirchenprovinz zur Einsetzung des ernannten Bischofs schreiten. Bei der Einsetzung des Erzbischofs soll der älteste Bischof die Einsetzung vornehmen." (Ranke.)

90) 1798.

91) Zwischen England, Rußland, Oesterreich und der Türkei, 1799.

92) Geschlossen zwischen Rußland und Preußen am 28. Februar 1813.

93) Geb. 1705, Papst 1769—1774; er hob nach längerem Zögern auf Drängen der bourbonischen Höfe am 21. Juli 1773 den Jesuitenorden auf.

94) Sommer 1813, als Napoleon versuchte, Frieden zu schließen.

95) Am 5. Februar, während die Heere der Verbündeten schon auf Paris marschierten, eröffnet. Er zeigte eine völlige Uneinigkeit der Verbündeten. Währenddes warf Napoleon Blücher in den Marneschlachten zurück, und der erschreckte Schwarzenberg bot Napoleon sogar einen Waffenstillstand an. Da drang Blücher auf eigene Faust wieder vor und riß so auch Schwarzen-

berg mit sich. Die Einnahme von Paris am 31. März 1814 machte dem Feldzuge ein Ende. Am 31. Mai folgte der erste Pariser Friede.

[96]) Die glänzende Fürstenversammlung konnte sich über die sächsische und polnische Frage nicht einigen. Erst nachdem Napoleon am 18. Juni 1815 bei Belle Alliance vernichtend geschlagen und von den Engländern nach St. Helena verbannt worden war, fanden die mühsamen Verhandlungen ihren Abschluß mit einer völligen Neugestaltung Europas. Mitteleuropa fand eine notdürftige Einigung in dem sog. Deutschen Bunde; Rußland erhielt das Herzogtum Warschau (ohne Posen), Holland wurde mit Belgien verbunden und die Schweiz für neutral erklärt. England behielt Helgoland, Malta und Südafrika. Die schlechte Lösung der polnischen und belgischen Frage sollte hundert Jahre später mit zum Weltkrieg von 1914/1918 führen!

E. Das Zeitalter der Verfassungs- u. Einigungskämpfe, 1815—1871.

[1]) 19. Vortrag, 13. X. 1854, abends (vgl. I. Band dieser Auswahl Seite 264, I. Teil, Anm. 1), Abschnitt „Die konstitutionelle Zeit" und „Schlußgespräch". (Weltgeschichte, Textausgabe IV. Band, Seite 651—655.) Der einleitende Satz des Vortrages gilt natürlich nur bis zum Ausbruche des Weltkrieges 1914. Vgl. oben Anm. 96.

[2]) Geb. 1777, Kaiser seit 1801, gest. 1825.

[3]) So 1818 in Bayern und Baden, 1819 in Württemberg. Preußen erhielt erst 1823 Provinziallandtage, die 1847 als sog. Vereinigter Landtag nach Berlin berufen wurden.

[4]) Sog. Julirevolution, durch die die Bourbonen (Karl X.) aus Frankreich vertrieben wurden. An ihre Stelle trat das sog. Bürgerkönigtum Louis Philipps (—1848).

[5]) 1831 von den europäischen Staaten anerkannt.

[6]) Louis Philipp.

[7]) Vgl. unten Nr. 7, Seite 286.

[8]) Der sog. Krimkrieg 1854—1855.

[9]) Rußland kämpfte allein, doch bewahrte Preußen eine wohlwollende Neutralität.

[10]) Vgl. II. Band dieser Auswahl, Seite 333 o., Anm. 35.

[11]) Der russisch-türkische Krieg 1877—78 und der erste Balkankrieg 1912 sind eine Bestätigung dieser Meinung. Wäre nicht der Weltkrieg 1914—18 gekommen, der den festgefügten Vierbund schuf, Ranke hätte sicherlich recht behalten!

[12]) Serbien und die Türkei im 19. Jahrhundert. (Sämtliche Werke 43. und 44. Band) Seite 45—52; geschrieben 1829. Seitdem ist natürlich vieles anders geworden! Die erste Auflage (1829) hieß „Die serbische Revolution"; die zweite Auflage erschien 1844, die dritte 1879. Vgl. I. Band dieser Auswahl, Seite 18.

[13]) Der serbische Volkstanz.

[14]) Vgl. Homers „Odyssee“ 21. Gesang Vers 410 f.:
Zupfend sodann mit dem Finger der Rechten prüft' er die Sehne,
Und ihr feines Gesing' erklang wie die Stimme der Schwalbe.

[15]) Der größte serbische Herrscher (1331—1355); er wurde 1346 zum Zaren aller Serben, Griechen, Bulgaren und Albanesen gekrönt.

[16]) Stefans Sohn.

[17]) Gestorben 1394.

[18]) Ritt vor der Schlacht auf dem Amselfelde (1389) scheinbar als Ueberläufer ins Türkenlager und tötete den türkischen Sultan. Lasar war der König der Serben; er wurde von den Türken getötet.

[19]) Sultan, 1389—1402; er machte 1390 Serbien zum Lehensstaat, vernichtete 1393 das Bulgarenreich, schlug 1396 den Kaiser Sigismund bei Nikopolis. Er wurde 1402 von Timur bei Angora geschlagen und gefangen und starb 1403.

[20]) Janos H., Reichsverweser von Ungarn, kämpfte bis 1442 siegreich gegen die Türken, wurde aber 1444 bei Warna geschlagen und gefangengesetzt. 1446—1453 abermals Reichsverweser, verlor er 1448 die zweite Schlacht auf dem Amselfelde, entsetzte aber 1456 Belgrad.

[21]) Vgl. II. Band dieser Auswahl, Seite 328, Anm. 80.

[22]) Sämtliche Werke Band 49 und 50, Seite 250—296 mit Auslassung der Abschnitte IV—VI; geschrieben ist der Aufsatz Ende 1833.

[23]) Am 1. Januar 1834 trat der deutsche Zollverein in Kraft.

[24]) Durch Erlaß vom 20. November 1806 aufgerichtet.

[25]) Spanien und Portugal, seit 1810.

[26]) Was würde Ranke wohl jetzt von seinem Vaterlande sagen!

[27]) Etwa 2,9 Hektoliter.

[28]) Noch um 1840 führte Deutschland für rund 40 Millionen Mark Getreide und Hülsenfrüchte mehr aus als ein.

[29]) Eingabe der Fabrikinhaber von Rheydt, Süchteln, Gladbach, Viersen und Kaldenkirchen an den König von Preußen, am 27. April 1818. (Ranke.)

[30]) Es sind dahin zu rechnen folgende seit Anfang 1816 veröffentlichte Verordnungen:

Vom 7. Februar zur vorübergehenden Ermäßigung der bestehenden Abgaben von fremdem Zucker...,

vom 9. Mai und 10. Juni betreffend das Salzregal,

vom 16. Mai betreffend Einführung einer einheitlichen Maß- und Gewichtsordnung,

vom 11. Juni betreffend Aufhebung der Wasser-, Binnen- und Provinzzölle zunächst in den alten Provinzen des Staates... (Ranke.)

[31]) Dort 69, hier 22 Groschen (zu $12^1/_2$ Pf.). (Ranke.)

[32]) Hardenberg; vgl. oben Seite 177 f.

[33]) Siehe oben Anm. 29.

[34]) Westfalen, Niederrhein, Jülich-Kleve. 1824 wurden die beiden letzten Provinzen vereinigt zur „Rheinprovinz".

[35]) Nur die beiden Regalien, Salz und Spielkarten, sind, wie sich versteht, hiebei nicht inbegriffen. (Ranke.)

[36]) Schreiben vom 3. Juni 1818. Man findet die Eingaben und diese Antwort bei Benzenberg, Ueber Preußens Geldhaushalt und neues Steuersystem 1820. (Ranke.)

[37]) Ferber, Beiträge und Neue Beiträge zur Kenntnis des gewerblichen und kommerziellen Zustandes der preußischen Monarchie. Aus amtlichen Quellen. Berlin 1829 und 1832. (Ranke.)

[38]) Buntbedruckte Baumwollstoffe.

[39]) Die seit Beginn der Neuzeit bis ins 18. Jahrhundert betätigte wirtschaftliche Anschauung, daß der Reichtum eines Volkes im Besitz von Edelmetall bestehe, daß daher Förderung der Ausfuhr von Fertigerzeugnissen, dagegen Verbot der Einfuhr von Fertigwaren anzustreben sei. Am schärfsten ausgebildet von Colbert; vgl. II. Band dieser Auswahl Seite 236 f.

[40]) 1860 erreichte der Schafbestand in Deutschland seine höchste Zahl: rund 28 Millionen Stück. Er sank seitdem stetig bis auf 7 700 0000 (1907), davon 5,6 Millionen in Preußen.

[41]) 1810; vgl. oben Seite 199 f.

[42]) An dem Durchschnittsbetrag von 1824 bis 1828 (1 772 370 Reichstalern) hatte das platte Land mit 725 380 Reichstalern Anteil. Von 1828 bis 1831 betrug jener 1 891 032 Reichstaler, dieser 891 113 Reichstaler, also nahe an die Hälfte. (Ranke.)

[43]) Eine deutsche Meile rund 7,5 km.

[44]) Fuß = ein Zwölftel der Rute, etwa 0,314 m.

[45]) Zoll = ein Zwölftel Fuß = 2,6 cm.

[46]) Rute = 3,768 m.

[47]) Von 4400 (1822) auf 5614 (1831). Ranke.)

[48]) Von 10 603 auf 11 994. (Ranke.)

[49]) Gemeint ist wohl die Köln-Mindener Bahn, die indessen erst 1847 vollendet wurde.

[50]) Im folgenden Abschnitt (IV: Enklaven, Schiffahrtsverträge) berichtet Ranke über die Ausdehnung der preußischen Zollordnung auf die kleineren nord- und mitteldeutschen Staaten, über die Rhein- und Elbschiffahrtsverträge und die Entwicklung der preußischen Seeschiffahrt. Im Abschnitt V erzählt er von den „Widerständen in Deutschland" und im Abschnitt VI von dem „Zollvertrag mit dem Großherzogtum Hessen". (14. Februar 1828.)

[51]) Bei Ranke VII.

[52]) 1828, 18. Januar. Vgl. auch oben Anm. 50.

[53]) 1831, 25. August.

[54]) Tatsächlich gewann Preußen durch den deutschen Zollverein allmählich großen Einfluß.

55) Sämtliche Werke 49. und 50. Band, Seite 587—589. (Die erste der großen Denkschriften von „Mitte Mai 1848", für Friedrich Wilhelm IV. bestimmt.) Vgl. I. Band dieser Auswahl, Einleitung Seite 29.

56) Durch die sog. Julirevolution von 1830 waren die Bourbonen gestürzt, es folgte als „Bürgerkönig" Louis Philipp von Orleans.

57) Von Arnim-Boytzenburg.

58) Hierzu die Randbemerkung von Manteuffels (Flügeladjutanten des Königs) Hand: „Rechtfertigung des Prinzen von Preußen." (Ranke.)

59) Zweite Denkschrift von „Anfang Juli 1848" (a. a. O. Seite 591).

60) Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen. (Sämtliche Werke 49. und 50. Band, Seite 508—529; unter Auslassung der Briefstellen.)

61) Aufstand in Frankfurt am 18. September 1848.

62) Oesterreich und Preußen.

63) 5. Dezember 1848.

64) Der Minister von Schwarzenberg erklärte im österreichischen Reichstage am 28. November 1848: „Oesterreichs Fortbestand in staatlicher Einheit ist ein deutsches wie ein europäisches Bedürfnis ... Erst wenn das verjüngte Oesterreich und das verjüngte Deutschland zu neuen und festen Formen gelangt sind, wird es möglich sein, ihre gegenseitigen Beziehungen staatlich zu bestimmen."

65) Baron Stockmar.

66) Sommer 1848 zweiter Vorsitzender der Frankfurter Nationalversammlung.

67) Geb. 1791, gest. 1860; 1824 Gesandter in Rom, 1839 in Bern, 1842 bis 1854 in London.

68) Schreiben vom 11. II. 1848. (Ranke.)

69) Aufstand in Schleswig-Holstein, zuerst vom Bund und Preußen unterstützt.

70) Es folgen hier (Seite 514—516 oben) Briefe des Königs an Bunsen, E. M. Arndt und Beckerath.

71) Geschrieben 1873; das gilt heute (1916) in noch größerem Maße.

72) Hier folgt bei Ranke der eigenartige Brief an Bunsen vom Ostersonntag 1849 und eine Erörterung Rankes über die Bedeutung dieses Briefes. (Seite 518—526.)

73) Der Dreikönigsbund zwischen Preußen, Hannover und Sachsen wurde am 26. Mai 1849 geschlossen; die Erfurter Tagung stellte am 27. April 1850 die neue Verfassung auf.

74) Geb. 1797, gest. 1853; ursprünglich Offizier, wurde er ein eifriger Förderer der deutschen Einheit; seit September 1850 Minister des Aeußern, mußte er im November seinen Abschied nehmen, da der König vor einem Kriege mit Oesterreich zurückschreckte.

75) Geb. 1784, gest. 1865; 1808 Lord der Admiralität, 1809—1828 Kriegsminister, 1830 Minister des Aeußern, trat 1851 zurück, abermals von 1853 bis 1858 Minister, ebenfalls 1859—1865 Ministerpräsident.

[76]) Vgl. die Denkschrift König Wilhelms I. über die „Reorganisation der Armee", Januar 1865: „Die Landwehr" war „in ihrer innern Tüchtigkeit, wenn auch bei äußerer günstiger Erscheinung, so zurück, daß sich dies bei deren Einberufung zum Ernstdienst 1848 bis 1850 auf das nachteiligste herausstellte." Der damalige Prinz Wilhelm und Radowitz waren 1./2. November 1850 für eine Mobilmachung.

[77]) Am 28. und 29. November 1850.

[78]) Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen, Schlußbetrachtung. (Sämtliche Werke 49./50. Band, Seite 578—584.)

[79]) Geschrieben 1873; aber es gilt auch heute noch unvermindert.

[80]) Während des Krimkrieges 1854—56 blieb Preußen unparteiisch, während Oesterreich gegen Rußland eine drohende Haltung einnahm.

[81]) Oesterreich-Ungarn wurde dadurch 1870 verhindert, in den Krieg zugunsten Frankreichs einzugreifen. Vgl. des näheren hierüber Wertheimer Graf Julius Andrassy und seine Zeit, 1910, 1. Band.

[82]) Der älteste Sohn des Prinzen Wilhelm, Friedrich (der spätere Kaiser), vermählte sich 1858 in London mit der englischen Prinzessin Viktoria, der Tochter der Königin Viktoria.

[83]) Die Neuenburger hatten 1848 das Königtum abgeschafft. Die königstreue Partei machte am 3. Sept. 1856 einen Putsch zu gunsten Friedrich Wilhelms IV., der aber schon am 4. niedergeschlagen wurde. Der König drohte mit Einmarsch, schließlich kam durch Vermittlung der Großmächte 1857 ein Vertrag zustande, demzufolge Preußen endgültig auf Neuenburg verzichtete.

[84]) Tilly besiegte hier das Heer des „Winterkönigs", Friedrichs von der Pfalz.

[85]) Betrachtung Juni 1879. (Sämtliche Werke 53. u. 54. Band, Seite 630—632.)

[86]) Ursprünglich die vorläufige Verwaltung eines Kirchenamtes, später die Nutznießung der Einkünfte ohne Führung der Amtsgeschäfte. Hier handelt es sich natürlich um Einkünfte aus säkularisiertem Klostergut.

[87]) Zu Tauroggen am 30. Dezember 1812.

[88]) 2. Mai 1813. Vgl. I. Band dieser Auswahl, Einleitung Seite 14.

[89]) In der Lebensbeschreibung des röm. Feldherrn Agricola von Tacitus sind tatsächlich die Erwägungen über Knechtschaft und Freiheit, Erhebung gegen die Bedrücker nicht Boadicea, „einer Frau aus königlichem Stamme", sondern allgemein den Britannikern in den Mund gelegt. Boadicea führte im Freiheitskampfe freilich den Oberbefehl.

[90]) Geb. 1765 zu Dresden, sächsischer Offizier, ging 10. Mai 1813 zu den Verbündeten über, als Sachsen an Napoleon festhielt. 1815 trat er als General in preußische Dienste und focht gegen Grouchy bei Wavre. Er starb 1824 zu Koblenz.

[91]) Geb. 1808 zu Paris, gest. 1873 zu Chislehurst; am 10. Dezember 1848 zum Präsidenten gewählt, am 2. Dezember 1852 zum Kaiser. Nach der Schlacht von Sedan wurde er am 4. September für abgesetzt erklärt.

[92]) 1854 im Krimkriege Rußland, 1859 in Italien Oesterreich.

[93]) Louis Napoleon, geb. 1856, ging 1879 nach Südafrika, wo er am 1. Juni unter den Speerstichen der Basutos fiel.

[94]) Rede zur Eröffnung der 8. Vollversammlung der Münchener Historischen Kommission am 2. X. 1867. (Abhandlungen und Versuche, neue Sammlung. Sämtliche Werke 51. und 52. Band, Seite 522—525.)

[95]) Eintritt der süddeutschen Staaten in den deutschen Zollverein durch Vertrag vom 8. Juli 1867.

[96]) Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses mit den süddeutschen Staaten.

[97]) I = Rede in der Versammlung der Historischen Kommission am 1. X. 1870. (Sämtliche Werke 51. u. 52. Band, Seite 560—564); II = „Begegnung mit Thiers in Wien 1870; 1. zum Ereignis von 1870, geschrieben 8. November". (Sämtliche Werke 53. u. 54. Band, Seite 584—586.)

[98]) Ludwig II. von Bayern; geb. 1845, gest. 1886. Herrschte seit 1864. Er starb in geistiger Umnachtung.

[99]) Wir sagen jetzt: Spichern.

[100]) Bei Beaumont; Ranke irrt im Tage, es war der 30. August 1870.

[101]) Am 20. September 1870 besetzten die Piemontesen Rom und stürzten die weltliche Herrschaft des Papstes Pius IX.

[102]) Auf der allgemeinen Kirchenversammlung im Vatikan, Sommer 1870.

[103]) Der sog. hundertjährige Krieg zwischen Frankreich und England im 14. und 15. Jahrhundert.

[104]) Vgl. I. Band dieser Auswahl, Seite 184 f.

[105]) Vgl. II. Band dieser Auswahl, Seite 301 f.

[106]) I., geb. 1796, gest. 1855; seit 1825 Kaiser, Schwager Friedrich Wilhelms IV.

[107]) Gramont.

[108]) Durch die Kürzung der sog. Emser Depesche trat das verletzende Auftreten des französischen Gesandten Benedetti noch schroffer hervor. Zu vergleichen sind Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" 22. Kapitel und die Briefe König Wilhelms I. an die Königin Augusta vom 13. Juli 1870, worin das Betragen Benedettis „impertinent" genannt wird: „Hat man je eine solche Zumutung gesehen?"

[109]) In seiner dritten Unterredung mit Thiers am 10. November 1870 sagte Ranke unter anderem: „daß der Krieg gegen die Staatskunst Ludwigs XIV. gerichtet sei, der einst einen Zeitpunkt der Schwäche des Deutschen Reiches benutzte, um nicht allein ohne Recht, sondern selbst ohne Anspruch Straßburg unseren Händen zu entwinden."

[110]) Aus Rankes Nachlaß bei A. Dove, Ausgewählte Schriftchen, Seite 233—235. Es ist ein Entwurf einer Betrachtung zu Bismarcks 70. Geburtstag. Ranke wurde 1885 von dem Romanschriftsteller Heiberg gebeten, für die „Gartenlaube" eine Skizze über Bismarck zu schreiben. In dem nicht abgefertigten Begleitschreiben zu dem Entwurf heißt es: „Ich bin mit den Ver-

wicklungen, Gefahren, Bestrebungen des 9. Jahrhunderts in meinem Geiste vollauf beschäftigt.... In diesem Augenblick Arbeiten über das 19. Jahrhundert zu übernehmen, ist mir unmöglich. Dennoch reizt es mich,... Ihren Abonnenten ein Wort über die gewaltige Kraft zu sagen, welche in die Geschicke Deutschlands so tief eingreift, wie jemals ein Minister in der Monarchie vermocht hat. Glücklicherweise greifen die inneren Impulse unseres Kaisers und seines Kanzlers so vollkommen ineinander, daß eine Differenz der Tendenzen innerhalb des Kreises, der die Regierung ausmacht, nicht vorkommen kann. Das Wichtigste, der Gedanke, von dem die politische Bewegung ausging, ist ein gemeinsamer: Der preußische Staat" usw. siehe oben!

[111]) König Friedrich VII. von Dänemark starb am 15. November 1863; mit ihm endete der Mannesstamm der älteren Linie des Hauses Gottorp, welche seit 1448 in Dänemark, seit 1460 auch in Schleswig-Holstein geherrscht hatte. Es folgte Christian von Glücksburg in beiden Ländern laut Londoner Vertrag von 1852.

[112]) Das Königreich Hannover.

[113]) Im Prager Frieden vom 23. August 1866 erkennt der Kaiser von Oesterreich „die Auflösung des bisherigen Deutschen Bundes an und gibt seine Zustimmung zu einer neuen Gestaltung Deutschlands ohne Beteiligung des österreichischen Kaiserstaates".

[114]) Wir sagen gewöhnlich: Königsgrätz (3. Juli 1866).

[115]) Otto von Bismarck wurde 1862 preußischer Ministerpräsident, 1866 als solcher auch Kanzler des Norddeutschen Bundes und 1871 Reichskanzler des Deutschen Reiches.

[116]) Betrachtung September 1877. (Sämtliche Werke 53. und 54. Band, Seite 614—618.)

[117]) Geb. 1797 zu Marseille, gest. 1877 zu St. Germain-en-Laye.

[118]) Erschienen 1823—1827.

[119]) Die Staatsanschauungen der 1815 zurückgekehrten Bourbonen.

[120]) 1830 gegründet.

[121]) Etwa: „Wir werden sie darin lächerlich machen!"

[122]) Den sog. „Bürgerkönig" Louis Philipp.

[123]) Le roi règne et ne gouverne pas.

[124]) Geb. 1769, gest. 1849; wurde 1805 als Pascha von Aegypten anerkannt; seit 1811 unumschränkter Herrscher, bekämpfte er seit 1832 mit Erfolg den türkischen Sultan und gewann im Frieden von 1833 Syrien. Als er 1838 den Mächten erklärte, er wolle sich unabhängig machen, erkannte ihn nur Frankreich an. Der Vierbund Rußland, England, Oesterreich und Preußen (Londoner Tagung 1840) zwang ihn 1841 zur Herausgabe Syriens und zur Anerkennung der Oberhoheit der Pforte.

[125]) Geb. 1807, gest. 1891; war von 1879—1887 Präsident des dritten Freistaates.

[126]) Richtiger wäre gesagt: die anarchistische Partei.

[127]) Geb. 1808, gest. 1893; seit 1827 Offizier, zeichnete sich in Algier, im Krimkrieg und im Kriege gegen Oesterreich 1859 aus. 1870 verlor er die Schlachten von Wörth und Sedan; war 1873—1879 Präsident des dritten Freistaates.

[128]) Trotz Grévys ungeschickter Präsidentschaft behaupteten sich die Liberalen endgültig.

[129]) Vgl. oben Seite 319, Anm. 108. Mirabeau starb, ehe das Schicksal des Königs Ludwig XVI. sich endgültig entschieden hatte. In der Stunde des Todes tat er den berühmten Ausspruch: „Ich nehme das Leichengewand der Einherrschaft mit mir, um ihre Trümmer werden sich nun die Parteien streiten!"

[130]) Dankrede zur Erwiderung auf sämtliche Glückwünsche am 90. Geburtstage 21. XII. 1885. (Sämtliche Werke 51. und 52. Band, Seite 592—598.)

[131]) Vgl. oben Seite 142 f.

[132]) Vgl. oben Seite 152 f.

[133]) Friede zu Campo Formio (1797), Luneville (1801) und Amiens (1802).

[134]) Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I.

[135]) Friedrich Wilhelm III., von dem Ranke in einer Aufzeichnung vom 19. Januar 1840 sagt: „Friedrich Wilhelms III. Wert leuchtet ein, wenn man betrachtet, daß er 1811 sich nicht für Rußland erklärte, wohl aber 1813. Damals ward alles gerettet, früher wäre alles zugrunde gegangen. Dieselben Leute empfahlen beides."

[136]) Vgl. oben Seite 166 f.

[137]) Vgl. oben Seite 329, Anm. 89.

[138]) Sog. Julirevolution 1830, die die Bourbonen stürzte und den „Bürgerkönig" Louis Philipp emporhob. Vgl. oben Seite 234.

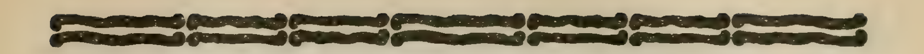
[139]) Sog. Februarrevolution 1848, Sturz des Bürgerkönigtums. Vgl. oben Seite 234 f.

[140]) Geb. 1795, gest. 1856. Seine Hauptwerke sind: „Eroberung Englands durch die Normannen" (1825), „Berichte der Merowingerzeiten" (1840). Rankes erstes Buch erschien 1824, er kann also Thierry nicht vorher gelesen haben. Aber beide sind von W. Scott abhängig. (Vgl. Fueter, a. a. O. Seite 449, Anm.)

[141]) Eichhorns „Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte" erschien 1808 bis 1823, Savignys „Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter" 1815—1831.

[142]) Geb. 1447 in Flandern, im Dienste Frankreichs, gest. um 1511. Er verfaßte eine „Geschichte der Zeitereignisse während der Herrschaft Ludwigs XI. und Karls VIII." (1464—1498), seit 1652 einfach „Memoiren" genannt.

[143]) Vgl. I. Band dieser Auswahl, Einleitung Seite 26 f.



Namen- und Sachverzeichnis

zum dritten Bande.

(Die Anmerkungen sind nicht berücksichtigt. Abkürzungen: A. = Admiral, Br. = Brandenburg, dt. = deutscher, e. = englischer, fr. = französischer, F. = Fürst, Fm. = Feldmarschall, G. = General, h. = holländischer, Hg. = Herzog, K. = Kaiser oder König, Kf. = Kurfürst, Kv. = Kirchenversammlung, M. = Minister, ö. = österreichischer, P. = Papst, pr. = preußischer, Pr. = Preußen oder Prinz, r. = römischer, rs. = russischer, schw. = schwedischer, sp. = spanischer, Schl. = Schlacht.)





